Glaubenskampf,
oder
Freud und Leid
eines
Missionars in Deutschland.

LIBRARY OF CONGRESS.
BX8495
Class ..... Copyright No. .....
Shelf .W8A3
1882
UNITED STATES OF AMERICA.

E. F. Wunderlich

Glaubenskampf,

oder

Freud' und Leid

eines

Missionars in Deutschland.

Von

E. F. Wunderlich.

Dritte durchgelesene und verbesserte Auflage.

LIBRARY OF CONGRESS, COPYRIGHT OFFICE
JUN 14 1883
No. 3489-2
CITY OF WASHINGTON

Cincinnati:
Gedruckt von Walden & Stowe.
1882.

THE LIBRARY
OF CONGRESS
WASHINGTON

BX8495
.W8A3
1882

Copyrigt by
E. F. WUNDERLICH,
1882.

Meinem theuren Bruder

und

rechtschaffenen Sohn im Glauben,

Johann Friedrich Wunderlich,

in treuer Liebe gewidmet.

Mein' Freud' und Leid aus jenen sel'gen Tagen
Der ersten Liebe habe ich erzählt,
Gerühmt von Vaterhuld, die mich getragen,
Seitdem ich Gott zum Führer mir erwählt.
Wie er mir, wenn ich oft auch wollte zagen,
Stets neu den Muth zum heil'gen Kampf gestählt;
Wie seine Gnade mich riss vom Verderben
Und Andre liess für meinen Heiland werben.

'S sind nicht der Dichtung "schwankende Gestalten,"
Die Phantasie dem Auge vorgeführt,
Es ist der Gottesgnade Wunderwalten,
Wie's oft zum Jubel mir das Herz gerührt.
'S ist Freud' und Leid, wie ich es "festgehalten,"
So wie der Jüngling einst es hat verspürt —
'S ist Kampf und Sieg aus Christi Reichsannalen,
'S ist Licht! — vom grossen Weltenlichte Strahlen.

Widmung.

Ist auch der Jüngling längst zum Mann gereifet,
Seit jenem Glaubenskampf im Heimathland;
Hab' die Jahrzehnte ich manch Land durchstreifet,
Wo mir so Vieles ward — und Vieles schwand —
Hat doch mein Geist aufs Neu' gar oft durchschweifet
Mein Freud' und Leid, wie ich es dort empfand;
Und hätt' ich's nirgend sonstwo aufgeschrieben,
Im Herzen wär mir's ewig frisch geblieben.

Sind dann so Manche auch schon heimgegangen,
Die ich einst sah im Kampf mit mir stehn,
Weiss doch von keinem Schmerz, von keinem Bangen
Vor "fremder Menge," darf ja Söhne sehn,
Die auch der Väter Zeugengeist empfangen,
Die Zions Jubelklänge auch verstehn.
Noch ist ein heilger Same hingestreuet,
Der sich der Siege seines Königs freuet.

Dich grüsst mein Buch, du Streiterschaar des Herren
Dir reich ich mit demselben warm die Hand.
Es möchte unsers Königs Ruhm vermehren,
Ein Sternlein sein an seinem Prachtgewand.
Ich hab's gewagt! Wollt länger nicht mehr wehren
Dem Drang, den ich im tiefen Herz empfand:
Nimm's hin und lauter schall's bei Gottes Knechten
Von Siegen in den Hütten der Gerechten!

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Kapitel.

Die Rückkehr in die Heimath. Letzte Station auf einer Anhöhe. Ueberblick eines Panoramas. Die Heimath und Jugenderlebnisse. Beweggründe zur Auswanderung. Wie der Mensch denkt und Gott lenkt. Wider Willen zum Onkel und unter die Methodisten geleitet. Ohne Wissen vom Glauben abgefallen und aus Höflichkeit Methodist geworen. Nach schwerem Kampf ein um so herrlicherer Sieg. Die neue Heimath muß in der ersten Liebe wieder verlassen werden. Mit dem Bewußtsein als Reisestab: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln," die Rückreise getrost angetreten und vollendet. . . . . 9—22

Zweites Kapitel.

Ankunft in der Heimath. Wonne des Wiedersehens. Alles beim Alten noch, und scheint doch neu und unerhört. Kurzer Aufenthalt beim „Büschchen" in Leipzig. Deutsche Sonntagsfeier. Einführung des Familien-Gottesdienstes. „Aller Anfang ist schwer," doch der Herr giebt Sieg, bereitet sich selbst den Tempel und die Opfer zu. Rüßdorf ein Bethanien. . . . . 23—30

Drittes Kapitel.

Anfang der Mission. Erste Versammlung in Waltersdorf. Erste Predigt und erste Bekehrung am Hochzeitstage meines Bruders Christian. Diese erste Bekehrung führt alsobald zu Kampf und Sieg. Missionsfest in Greiz. Pastor Löhe predigt gut, aber eifert mit Unverstand. Hat im Letzteren manche Collegen. Bezirksprediger ohne Wissen und Willen. Kommt in tausend Nöthen, doch der Herr hilft aus dem Allem. . . . . 31—40

Viertes Kapitel.

Der regelmäßige und doch unregelmäßige Missionar hat nur göttliche Autorität. Bekommt kirchliche, die aber von der Welt nicht anerkannt wird. Des Vorstehenden Aeltesten erster Besuch. Mit dem Sieg wächst der Kampf. Selbst Pastoren ergreifen — leider meist fleischliche — Waffen. Zustand der Staatskirche. Predigt-Proben. Gesellschaftlicher und sittlicher Zustand des Volkes. Ob bei diesen Zuständen Hülfe noth thut? Prälat von Gerok glaubt's. . . . . 41—51

Fünftes Kapitel.

Rationalistische Glaubensfreiheit. Gegenseitige Duldung. Das Durcheinander der Herrlichkeiten Deutschlands. Doch dabei strenger Particularismus. Anfangs Scharmützel, welche sich aber bald zu Treffen entwickeln. Treffen in Eula. Treffen in Nitschereuth. Treffen in Sorge. Treffen in Großkundorf. Mit Elias unterm Wachholder. Neuer Sieg in Wolfersdorf. Anfang in Dörtendorf. . . . . 52—63

Sechstes Kapitel.

Herrliches Osterfest in Bremen. Lokalprediger-Licenz. Auch Bruder Friedrich wird nahe gebracht. Wird bald darauf bekehrt — und wird alsobald ein treuer Mitarbeiter — ein Zeuge, daß Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist. Die Bekehrung der Mutter, nach schweren Kämpfen ein herrlicher Sieg. Sei getreu bis in den Tod. Das schöne Zeugniß eines anfänglich geharnischten Gegners. . . . . 64—86

Siebentes Kapitel.

Die Sommerzeit, die gelegenste zur Seelenrettung. Pfingstzeit in Dörtendorf. Nothwendigkeit, doch große Schwierigkeiten einer Organisation. Die Sonntagsentheiligung ein besonderes Hinderniß. Beispiele großer Armuth und Elends. Familienvater in Brückla. Br. Krause in Triebes. Schwerer, doch um so innigerer Anschluß an die Gemeinschaft. Leibgarde in Waltersdorf. Treffen in Teichwolframsdorf. . . . . 87—103

Achtes Kapitel.

Anfang des Kriegsjahrs 1852. Verbot der Versammlung in Triebes. Erster Arrest in Dittersdorf. Entdeckung einer Oase. Krieg der Friedensboten gegen den Störenfried. Zweiter Arrest in Dittersdorf. Im Friedenshafen, Gefell. . . . . 104—116

Neuntes Kapitel.

Anfang des Werkes in Zeulenroda. Erste Gefangenschaft daselbst. Grausame Behandlung. Schwere, doch auch recht selige Stunden. Wie ein Vogel dem Strick des Voglers entronnen. Besuch bei einer vierzig Jahre kranken Schwester. Fürwahr, der Herr war an diesem Orte. . . . . 117—128

Zehntes Kapitel.

Zweite Gefangenschaft in Zeulenroda. Drei Leidensgefährten. Der verdonnerte Hausirer. Eine Schreckensnacht mit Elias unterm Wachholder. Auch mit ihm Engelkost genossen. Der traurige Zustand der Leidensgefährten; dieselben doch nicht gebessert. Reform der Gefängnisse thut noth. Große Freude des Wiedersehens. Schnelle Unterbrechung. Fortsetzung in einer Korbversammlung. Besuch bei der durchlauchtigsten Fürstin Reuß-Greiz. Eine wahrhafte Edelfrau. . . . . 129—149

Elftes Kapitel.

Anfang in Katzendorf. Erste Audienz beim Staatsminister von Watzdorf. Erster großer Sturm in Dörtendorf. Versammlung in Zielis. Verbot derselben, kraft des ersten Erlasses von Weimar. Ein Pfarrsohn, der mich beim besten Willen nicht erschoß. Arrest in Dörtendorf, welcher unversehens mit Landesverweis endete. . . . . 150—166

Zwölftes Kapitel.

Bekanntschaft mit einem „guten, frommen Rathsherrn." Besuch in Begleitung Dr. Jacoby's bei Oberpfarrer Bauerfeind in Gefell — bei Dr. Ahlfeld in Leipzig. Zweite Audienz bei Staatsminister von Watzdorf. Erlaß einer Strafandrohung von zehn Thaler für jede Versammlung in einem Grenzdorf. Arrest in Triebes, welcher zwar ohne Gefängniß, aber mit Landesverweis ablief. Vergebliche Lauer des Grenzenwächters. Gefängnißstrafe als Vogelscheuche . . . . . 167—183

Dreizehntes Kapitel.

Wiederholte Zuflucht nach Gefell. Besuch der Brüdergemeine in Ebersdorf. Die Stadtgrenze Zeulenroda's umpilgert. Nach kurzer Windstille wieder der heftigste Sturm. Besuch in Bremen, um die nöthige, sowie angeordnete Ruhe zu suchen. Der Kirchentag daselbst. Guter Rath und Hülfe von Oberpfarrer Bauerfeind. Erste Strafforderung von siebenzig Thaler. Unterbrochene Reise nach Weimar, weil große Geister differiren. . 184—202

Vierzehntes Kapitel.

Was lange währt, wird doch nicht immer gut. Auch Se. Königl. Hoheit, der Großherzog ist gnädig, aber auch nur halbwegs. Vom Prediger zum Colporteur befördert. Buß- und Bettag in Langenweizen-Dorf, welcher als Freuden- und Jubeltag endete. Angenehmer Besuch Dr. Jacoby's. Sein amerikanischer Paß gewährt ihm wie immer Schutz. Nähere Bekanntschaft mit Hochlöblichem von Posern. Ein Domherr ladet uns zum Strauß; doch Waffenstillstand kommt heraus. Recht angenehme Besuche beim Oberpfarrer Ackermann in Berge . 203—217

Fünfzehntes Kapitel.

Wiederholter Besuch in Bremen. Gefürchtete Husaren erweisen sich hier als wirkliche Sicherheitsaufseher. Gesegnete Wachnacht. Eine verfehlte Predigt bringt den Prediger in schreckliche Noth und wird ihm dennoch die segensreichste. Bei der Heimkehr findet sich unter andern Neuigkeiten auch wieder eine Strafforderung von zwanzig Thaler vor. Reise mit Br. Friedrich nach Weimar. In der Landeshauptstadt, ohne den Landesvater zu sehen. Audienz bei den Ministern von Watzdorf—und von Wydenbrugk, sowie bei hochlöblichem Superintendenten Dr. Dittenberger. Der Schulmeister ein Neolog, aber kein Theolog. Besuche in Gera. . . . . 218—233

Sechszehntes Kapitel.

Die zweite Strafforderung muß bezahlt werden. Darf nicht predigen, auch nicht wie Dr. Nippert in Blumensprache. Ein „Aufgeklärter" fragt im Angesichte des Todes doch nach dem lebendigen Gott. Eine wunderliche Liebesgeschichte. Angenehme Ueberraschung beim Besuch in Braunichswalde. Zwei Hiobsposten, genug für einen Tag. Alle Thüren verschlossen. Wie es in den Fürstenthümern Reuß mit Religionsfreiheit bestellt war. 234—250

Siebenzehntes Kapitel.

Endlich fällt, nach banger Erwartung, das entscheidende Loos. Bringt Ruhe und Unruhe zugleich. Letzte Besuche bei den Geschwistern. Abschiedsversammlung in Rüßdorf. Wiederholter verfrühter Jubel der Welt. Das Werk ist von Gott und besteht fort. Endlich im Weimarischen Lande Religionsfreiheit gewährt. Bald darauf in den Schleizer und Altenburgischen Landen. Langsamer und spärlicher noch im Königreich Sachsen. Der Widerstand der Staatskirche zwingt zur Organisation der Bischöflichen Methodisten Kirche. Der Bestand derselben nun sicher. Wann werden auch die Gegner diese Thatsache freudig anerkennen? 251—267

Glaubenskampf,

oder

Freud' und Leid

eines Missionars in Deutschland.*

Erstes Kapitel.

Sei mir gegrüßt, mein theures Heimathland!
Wie wohl, wie weh' wird mir, da ich dich wiedersehe —
Ist doch kein Ort allhier, wohin mein Fuß auch gehe,
Wie du, mein Heim, wo meine Wiege stand —
Und doch stillt nicht dein Anblick meinen Heimwehschmerz,
Welch' tiefe Wehmuth noch, welch' Sehnsucht fühlt mein Herz —
Dank Gott! ich hab' durch Jesu Blut und Wunden
Ein bess'res noch, ein ew'ges Heim gefunden.

Am ersten Sonntag des Herbstmonats 1850 konnte man im sächsischen Vogtlande in Wirklichkeit einen verlorenen — und doch wiedergefundenen — Sohn in sein Vaterhaus zurückkehren sehen. Es war ein Jüngling von 20 Jahren. Er legte absichtlich die letzten Stunden seines Weges zu Fuße zurück, denn er wollte ohne alles Aufsehen und etwas unerwartet daheim ankommen. Und doch war er Manchen eine auffallende Erscheinung, schon

* Vorbemerkungen: 1) Durch ein Tagebuch, welches ich während meiner Wirksamkeit in Deutschland führte, bin ich in Stand gesetzt, meine Erlebnisse ziemlich ausführlich zu beschreiben, die Data anzugeben, sowie die etwa gepflogenen Unterhaltungen fast wörtlich wiederzugeben.

2) Die angegebenen Meilen sind englische Meilen. Eine englische Meile ist ungefähr gleich ⅝ Kilometer, oder ungefähr 5 englische Meilen sind gleich einer deutschen.

wegen seines weißen, breitrandigen, amerikanischen Strohhutes, welchen er trug, besonders aber, weil er einem Jeden, den er traf, einen Traktat mit der Bitte reichte: „Leset's aufmerksam durch." Da standen sie öfters fast wie versteinert — sahen geraume Zeit dem Fremdling nach und dann wieder auf den Traktat, nicht recht wissend, was sie von dem Einen wie dem Anderen halten sollten; denn dergleichen war ihnen ja noch nie vorgekommen.

Als endlich die Sonne vor ihrem Abschied diese romantische Landschaft nochmals so recht freundlich anlachte, daß dieselbe in ihrem herbstlichen Gewande ganz bezaubernd erschien, war der Pilger auf einer Anhöhe angekommen, von welcher er sein Kirchdorf, Waltersdorf, überblicken, und auch hinab in's Thal schauen konnte, allwo sein vom Elsterfluß umrauschtes und von hohen Bergen eingeschlossenes, trautes Heim, Rüßdorf, lag. Unwillkürlich blieb er stehen — und stand geraume Zeit da — und was er hier gesehen und empfunden, kann keine Feder beschreiben. Er war wohl schon öfters hier gestanden und hatte diese schöne Landschaft überblickt, und doch noch nie, wie heute. Er war wohl vorher schon manchmal längere Zeit von Heim gewesen und hatte auch da bei seiner Rückkehr geglaubt, sonderlich, wenn er in den Ferien vom Gymnasium heimgekommen, sein Blick habe sich um ein Bedeutendes erweitert und er schaue jetzt die Welt mit andern Angen an — und doch noch nie, wie heute. — Es giebt ja Momente im menschlichen Leben, in welchen man besonders hellsichtig wird, in welchen unsere Vergangenheit als in einem Lichtbilde vor die Seele tritt, so daß man das ganze Leben, mit seinen Licht- und Schattenseiten, in seinem

Werthe und Unwerthe, in wenigen Augenblicken durchschauen kann. Ein solcher Moment war unserm Pilger hier, beim Anblick seiner Heimath gekommen. Welch' ein Panorama zog heute vor seinen Augen vorüber! All' seine Erlebnisse boten sich ja zur Heerschau dar.

Sein erster Blick fiel hinab in das Thal, nach seinem trauten, stillen Heim, wo unter der Pflege und Leitung einer treuen, guten Mutter, seine Kinderjahre so sanft und ach! auch so schnell, wie der Fluß, vorbeigerauscht, wo aber doch dabei viele tiefe, unauslöschliche Eindrücke auf sein kindliches Gemüth gemacht worden waren. — Dann sah er da unten im Grunde seinen halbstündigen Schulweg, welcher sich am hinabrieselnden Bache nach dem Kirchdorfe heraufwand, auf welchem er sich so oft mit seinen Schulkameraden getummelt, mit ihnen manche unschuldige Freude genossen, aber auch durch wildes Spiel seinem trauten Heim entwöhnt worden war. — Da drüben stand die Kirche und das Schulhaus, in welch' letzterem sonderlich er so manch' heitere und trübe Tage verlebt und Eindrücke der mannigfachsten Art auf ihn gemacht worden waren. Dort hatte er wohl Manches für den Kopf, aber zu wenig für das Herz empfangen. Ach, daß er daselbst als ein Kind zu Jesu geführt, auf den Weg des Lebens geleitet worden wäre! Vor wie vielen Gefahren und Verirrungen wäre er bewahrt geblieben und wie viel nützlicher noch hätte er seine Jugendzeit anwenden mögen! Aber leider war er, statt diesem, nur zu früh in das über der Straße stehende Wirthshaus, und daselbst so recht auf den breiten Weg des Verderbens geleitet worden. Ach, wie so manche köstliche Gnadenstunden hat er dann

dort und anderer Orten durch Tanz und Spiel vergeudet. Wie blutete sein Herz bei der Erinnerung daran! Wohl dankte er Gott, der ihm all' die Sünden seiner Jugend vergeben; doch was hätte er dort schon, und seitdem oft darum gegeben, könnte auch die Erinnerung daran aus seinem Gedächtniß vertilgt werden!

Aus dieser Heimath war er vor einem Jahre fortgezogen und hatte dadurch fast das Herz seiner guten Mutter gebrochen; denn sie fürchtete, daß er nun, ganz ihrer Aufsicht entzogen, auch gänzlich verloren gehen möchte. Doch sie hatte ihren verlorenen Sohn nicht vergessen, sondern ihn mit thränendem Gebet Tag und Nacht begleitet — und diesen Gebeten verdankte er es, nächst der Gnade Gottes, daß er jetzt wiedergefunden heimkehrte.

Er war nach Amerika auszewandert, ohne eigentlich selbst über das „Warum" recht im Klaren zu sein. Er hatte wohl zu Allen, die ihn darum fragten, gesagt: „Ich will die weite Welt ein Mal mit eignen Augen beschauen und darinnen mein Glück versuchen;" doch hatte ihn mehr ein im tiefsten Herzen verborgenes, aber oft gewaltiges Sehnen und Hoffen dazu veranlaßt. Denn obgleich er als einer der Glücklichen geschienen, welche aus den vollen Bechern der Weltfreuden zu trinken gewürdigt sind, so war er doch im Grunde nichts weniger als glücklich gewesen. Und obgleich ihm von seinen Lehrern das wahre Heil und der Weg dazu nie deutlich gezeigt worden war, noch weniger, daß er in seiner ganzen Bekanntschaft Jemand gefunden, der aus Erfahrung davon hätte zeugen können, so hatte er doch von Jugend auf Gottes Wort gelernt und durch dasselbe hatte sich oft in seinem

Innern ein ihm zwar unverstandenes, aber gar mächtiges Sehnen kund gemacht. Wie oft war dadurch sein Herz so beklommen und geängstigt worden, daß ihm die Welt mit ihrer Lust angeeckelt und es ihn aus ihrem Geräusch hinaus in die Einsamkeit getrieben, wo er dann mit Weinen und Beten sich Luft geschafft hatte. Nun war aber vor ungefähr 10 Jahren sein Onkel, J. G. Weckel, nach Amerika ausgewandert und dieser, obgleich er daheim selbst einer von „des Teufels Lockvögeln," ein recht lustiger Musikant gewesen, war da drüben sammt seinem Hause zu Gott bekehrt worden, somit hatten die Berichte von der Gnade Gottes, welche ihnen widerfahren, in unserm Jüngling die Hoffnung erregt, daß er vielleicht auch daselbst dem Höchsten seine Gelübde bezahlen könne. Er hatte daher auch zum Herrn gefleht, daß wenn es ihm heilsam wäre, möchte er ihn, trotz der großen Hindernisse, welche besonders die ängstlich besorgte Mutter ihm bereitete, dennoch dahin führen. Oefters hatte er die Dichterworte nachgebetet:

„Herr, wie Du willst, so schick's mit mir,
Im Leben und im Sterben.
Allein zu Dir steht mein Begier,
Laß mich nur nicht verderben.
Erhalt mich nur in Deiner Huld,
Sonst wie Du willst, gieb mir Geduld,
Dein Will' ist stets der beste."

Und überblickte er nun heute diese Wunderwege, welche er besonders dieses letzte Jahr geführt worden war, wie wallte da sein Herz vor dankbarer Freude gegen Gott, der sein Gebet so gnädig erhört und weit, weit über Bitten und Verstehen gethan!

Hatte er doch, mit einem jungen Freunde, das Reiseziel nach dem Staate Wisconsin gesetzt, allwo sie zunächst ein romantisches Jagdleben zu führen gedachten und siehe, er war nach dem Staate Ohio geleitet worden! Hier hatte er auf den Captina Bergen einen Landsmann besucht, von welchem er zu seinem nicht geringen Schrecken vernommen, sein Onkel sei vom Glauben abgefallen, sei ein Narr geworden und habe sich mit den Schwärmern, den Methodisten, vereinigt. Dadurch war er dermaßen von Vorurtheil gegen seinen Onkel erfüllt worden, daß er sich fest vorgenommen, denselben nicht zu besuchen. Doch von der Vorsehung so geleitet, daß er sonst nirgends fußen konnte, hatte er bereits nach einigen Wochen seinen Vorsatz dahin verändert, zwar zu ihm zu gehen, allein vor seiner Schwärmerei sich gründlich in Acht nehmen zu wollen.

Bei seiner Ankunft beim Onkel, in Dayton, O., hatte derselbe sammt seiner Familie zwar die freudigste Ueberraschung bezeigt, und unser Jüngling hatte hier die herzlichste Aufnahme gefunden, dennoch hatte er, seinem Vorsatze gemäß, sich so fern als möglich von ihnen zu halten gesucht; hatte selbst, im blinden Eifer für den Glauben seiner Väter, öfters gemeint, er müsse diesen Leuten viel zuwider thun. Doch auch dieses hatte nur wenige Wochen gewährt; denn seine Vorurtheile waren bald, wie der Nebel vor der Sonne, verschwunden. Konnte er doch nicht leugnen, daß mit seinem Onkel eine große Veränderung zum Besseren vorgegangen. War doch aus einem lustigen Musikanten ein ernster, betender Christ geworden, der seine Lust am Hause und Dienste

Gottes hatte. So viel war ihm bald klar geworden, der Onkel war frömmer und glücklicher, als sein Neffe. Nur fürchtete er hier immer noch, er möchte von Menschen, und somit am Ende doch irre geleitet werden; als daher der Onkel immer wieder freudig bekannte, Gott habe sie erleuchtet und bekehrt, so nahm er nun auch im ernstlichen Gebet seine Zuflucht zu Gott. Ein erschütternder Eindruck wurde auf ihn beim Besuch einer allgemeinen Bekenntnißstunde gemacht. Als er hier die Glieder der Gemeinde mit großer Freudigkeit die Gnade Gottes rühmen hörte, mußte er sich gestehen: das sind nüchterne Menschen und keine Schwärmer. Und siehe, während der Eine redete, hörte er öfters Andere durch ein kräftiges „Amen!" oder „Gott sei Dank!" freudigen Beifall geben. Da wurde ihm klar: Das sind aufrichtige Leute und keine Heuchler, denn dieses können sie offenbar nur thun, indem ein Jeder durch seine eigene Aufrichtigkeit von der des Andern überzeugt ist. Dazu sah er hier, was er noch nie gesehen. — Während manche eben mit großer Freudigkeit die Gnade Gottes bezeugten, flossen Thränen über ihre Wangen. Er hatte nun wohl schon viele Trauerthränen fließen sehen, aber seines Wissens noch keine Freudenthränen, und so konnte er sich der Ueberzeugung nicht erwehren: Diese Leute haben eine Erfahrung gemacht, welche dir noch fremd ist — und es herrscht in und unter ihnen eine wunderbare, eine Gottes-Kraft. Beinahe wäre er auch aufgestanden und hätte sein so mühseliges, beladenes Herz vor den lieben Leuten ausgeschüttet. — Doch da saß sein Onkel neben ihm, mit dem er oft, und noch kürzlich, so eifrig gestritten. — Sollte er nun mit

einem Male seine Waffen strecken und sich gefangen geben? Das vermochte er doch nicht. Ging aber mit dem festen Entschluß heim: Du willst doch auch den Versuch machen, solche Gnade zu erlangen, willst dich bekehren. Freilich sollte das im Stillen geschehen, ohne es Jemanden ausfinden zu lassen, sonderlich ohne ein Methodist zu werden. Gefiel es ihm ja durchaus nicht in Amerika und er dachte, es mag wohl angehen, wenn du als bekehrter Lutheraner, aber nicht, wenn du als ein Methodist heimkehrst. Dazu hatte er ja auch seinem Onkel öfters auf das Entschiedenste erklärt: Ich werde nie von meinem Glauben abfallen — und keine hundert Methodistenprediger könnten mich an euren Betaltar bringen. Doch siehe, als er am selben Sonntag Abend, den 9. Dezember 1849, wieder unter der Predigt von W. Ahrens saß, wurde er von der Kraft des Evangeliums so ergriffen, daß er der Einladung dieses einen Predigers dazu nicht widerstehen konnte. Der Betaltar wurde umringt von Heilsuchenden und nachdem die Gemeinde, wie gewöhnlich, eine Zeitlang abwechselnd gesungen und mit ihnen und für sie gebetet hatte, standen, ohne Aufforderung dazu, einige derselben auf und gaben dem Prediger die Hand. Unser Jüngling nun, dieses bemerkend, dachte, es sei Sitte, daß man hier mit dem Prediger spreche, und er wollte doch nicht gegen den Anstand verstoßen, somit stand er auch auf, gab dem Prediger die Hand und — gefragt, sagte er ihm auch seinen Namen. Wie erstaunte er aber, als er, daheim angekommen, erfuhr, daß er dadurch, ohne es zu wissen, von seinem Glauben abgefallen und aus Höflichkeit ein Methodist geworden! Doch die Versicherung, er sei vor-

erst ein Probeglied geworden und habe als solches noch ein halbes Jahr Bedenkzeit, ob er sich wolle in volle Verbindung aufnehmen lassen, beruhigte ihn wieder in Etwas.

Nun hatte er aber einmal den Namen, somit fühlte er sich auch mehr gedrungen, die Erfahrung dieser Leute zu machen. Es fing nun auch immer mehr in seiner Seele zu tagen an. Jetzt wurde ihm bereits klar, weshalb ihn Gott nach Amerika und hierher geführt; jetzt wurde die Hoffnung in ihm rege, sein in der Kindheit schon gefühltes Verlangen, sich dem Predigtamte zu widmen, werde nun endlich noch gestillt werden.

Seine Bekehrung war daher eine rückhaltslose, völlige Uebergabe und Weihe zum Dienste Gottes. Freilich kostete es ihm einen heißen, harten Kampf, von der Finsterniß zum Lichte und von der Gewalt der Sünde zu Gott hindurch zu dringen. Bald suchte der Feind ihm durch die von seinen rationalistischen Lehrern und Predigern eingeflößten Theorien alles streitig zu machen, bald suchte er ihn durch das Vorhalten der so vielen, feierlich abgelegten, aber eben so schnell wieder gebrochenen Gelübde bis an den Rand der Verzweiflung zu drängen. Oefters war er nahe daran, den Kampf muthlos aufzugeben; blickte er aber dann auf sein früheres, rastloses, oft so unglückliches Leben, so schauderte ihn vor dem Gedanken zurückzukehren, und er begann auf's Neue mit Ernst zu ringen. Welch' ein Glück war's nun für ihn, daß er so unversehens vom Netze umschlungen worden, in die Kirche gekommen war, wo er bei Prediger und Gliedern die herzlichste Theilnahme fand, welche

ihm täglich durch Belehrung und Fürbitte, im Oeffentlichen und Sonderlichen unter die Arme griffen. Wie kam es ihm jetzt so zu Statten, daß er von Jugend auf die heilige Schrift gelernt hatte, in derselben unterwiesen worden war; nun konnte er sich nicht genugsam verwundern, wie er so blind gewesen und dieselbe nicht verstanden hatte. Mit wahrem Heißhunger las und hörte er daher jetzt Gottes Wort. Zu besonderem Segen wurde ihm hier unter Anderem auch das Meisterwerk Dr. Krummachers, „Elias, der Thisbiter;" aber wie erstaunte er zu hören, dieser Gottesmann lebe und wirke der Zeit noch in Deutschland, da er doch nichts von ihm vernommen hatte.

So gelang es ihm denn, daß er nach zweiwöchentlichem Zagen und Suchen, Straucheln und Ringen, am 23. Dezember 1849 — und zwar an dem von ihm so verhaßt gewesenen Betaltar — endlich durch Gottes Gnade von Allem ab auf Jesum sehen konnte, daß er, an allem Andern verzagend, sein Vertrauen ganz auf Den setzen konnte, Den im Glauben ergriff, welcher uns von Gott gemacht ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. Und siehe da, welch' große, unbeschreiblich herrliche Veränderung ging hier mit ihm vor! Ei, war es ihm doch, als habe Gott sein Gebet erhört, ihn aus der grausamen Grube und aus dem Schlamme gezogen; habe seine Füße auf einen Felsen gestellt, daß er gewiß treten konnte, und habe ihm ein neues Lied in seinen Mund gegeben, zu loben seinen Gott. — War es ihm doch, als sei all das Alte vergangen und Alles neu geworden — als sei er von Neuem geboren!

Und, Dank Gott! er hatte sich auch hierin nicht getäuscht! War doch seine so große Sündenlast von ihm genommen und mit ihr alle Angst und Furcht verschwunden; war doch an deren Statt ein unaussprechlich süßer Frieden in sein Herz ausgegossen! Und siehe, der Geist Gottes selbst bezeugte seinem Geiste, daß er ein Kind Gottes geworden, und rief in ihm, während heilige Liebesflammen sein Herz erfüllten, „Abba, lieber Vater!" Er war fürwahr selig geworden aus Gnaden, durch den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum. Seine Bekehrung war eine so gründliche und klare, es wurde ihm vom Herrn dabei ein so volles, gedrückt, gerüttelt und überflüssiges Maß der Gnade gegeben, daß nie weder Welt noch Teufel ihm das konnte in Zweifel ziehen.

Doch noch im Rausche dieses ersten Freudenmahles gedachte er auch sogleich seiner Lieben daheim, sonderlich seiner guten Mutter, und in sein erstes Dankopfer für die ihm wiederfahrene, unaussprechliche Gnade, mischte er bereits die herzliche Fürbitte, Gott wolle doch in seiner wunderbaren Vorsehung Wege und Mittel finden, auch ihnen dieses Heil zu Theil werden zu lassen.

Freilich war auch jetzt seine Gesinnung, bezüglich seiner neuen Heimath, eine ganz andere geworden. Er liebte dieselbe jetzt, da er ja hier die köstliche Perle, welche er in der alten vergeblich gesucht, gefunden hatte; liebte ihre Institutionen, sonderlich den stillen, christlichen Sabbath. Und wie innig liebte er die Kirche, die Gemeinschaft der Gläubigen, durch welche er zum Herrn geführt worden und in deren Mitte derselbe ihm immer einen so reichen Tisch setzte, so volle Becher einschenkte!

Wohl hatte er am ersten Sonntag nach seiner Ankunft beim Onkel zu demselben gesagt, als er ihn am Abend wieder zum Gottesdienst einlud: „Drei Mal an einem Tage zur Kirche! Ei, warum bleibt Ihr nicht gleich dort, um des Hin- und Hergehens überhoben zu sein!" Doch nun freute er sich deß, wenn ihm gesagt wurde: Wir wollen in's Haus des Herrn gehen! fühlte wirklich oft dem Dichter beizustimmen:

„Wie gerne weilt ich hier
Die frohe Lebenszeit,
Und sänge selbst hinüber mich
Zur ew'gen Seligkeit."

Er war daher entschlossen, Amerika zu seiner bleibenden Heimath zu machen und mit glühender Begeisterung berichtete er den Seinen, wie ihm hier das Loos auf's Liebliche gefallen, ihm ein so schönes Erbtheil geworden und forderte sie aufs Dringendste auf, hereinzukommen und dasselbe mit ihm zu theilen. Schickte sogar eine gerichtliche Vollmacht hinaus, damit ihm wenigstens sogleich sein väterliches Erbtheil zugesandt werden möchte. Aber die Seinen gedachten auch in ihren Herzen gar viel anders, denn sie glaubten ihm nicht. Und da sein Vormund diese Vollmacht zu bestätigen hatte, sollte sie rechtskräftig werden, so wußten sie dieses zu verhindern. Die Mutter forderte ihn aber entschieden auf, sein gegebenes Versprechen, auf jeden Fall nochmals zurück zu kommen, zu erfüllen. Dazu kam nun, daß er sich im nächsten Herbst zur Loosung zu stellen hatte, sollte ihm nicht, als Flüchtling, sein väterliches Erbtheil confiscirt werden,

und so blieb ihm, so sehr ihm auch seine Pläne durchkreuzt wurden und er in seinen Hoffnungen getäuscht war, keine andere Wahl.

Es war ihm aber wirklich die Trennung von seiner alten Heimath letztes Jahr nicht so schwer geworden, als sie ihm jetzt von der neuen wurde; sonderlich aber von der ihm so lieb gewordenen Gemeinde, deren Pflege er, als junger Christ, sich noch so sehr bedürftig fühlte. Ueberblickte er die Versuchungen und Gefahren, welche ihm drohten, bei dem gänzlichen Mangel an Erbauung und Stärkung durch Gemeinschaft der Gläubigen, so wollte sich bei der Frage: Wirst du auch bestehen und überwinden können? sein Herz mit Bangigkeit erfüllen. Eines gereichte ihm zur Aufmunterung. Es war nämlich vorhergehenden Herbst durch Dr. L. S. Jacoby eine Mission seiner Kirche in Bremen begonnen, zu deren Verstärkung im Frühjahre bereits Dr. C. H. Döring und L. Nippert nachgesandt worden waren. Daselbst hoffte er Zuflucht und Stärkung zu finden und wo möglich die meiste Zeit, welche er genöthigt sein werde in Deutschland zuzubringen, sich aufzuhalten. Doch vor Allem im kindlichen Vertrauen auf seinen Gott und Heiland, der ihn ja bisher so wunderbar, so gnädig geleitet und errettet hatte, welcher auch mit ihm in seine Heimath ziehen und ihn daselbst erhalten und bewahren werde, trat er seine Reise an.

Und nun, siehe, da stand ich eben, am Ziele derselben — wieder in meiner Heimath. War's denn nicht ein schöner Traum nur, ein angenehmes Phantasiebild blos, womit ich mich eben für eine geraume Zeit so

angenehm beschäftigt hatte? Doch nein, ich hätte ebenso wohl an meiner Existenz zweifeln mögen, als an der Wirklichkeit dieser wunderbaren Erlebnisse und Erfahrungen. So gewiß ich war, daß die Sonne über mir schien, ebenso gewiß war ich, daß Gott meine Gebete erhört und weit, weit über mein Bitten und Verstehen an mir gethan hatte. Ja, so klar mir irgend etwas bewußt war, so deutlich konnte ich die Hand der Vorsehung erkennen, welche mich bisher, oft gegen meine Anschläge, manche dunkle Wege zwar, aber doch so sicher und selig geleitet hatte. Fürwahr, ich sah dies Mal Alles mit andern Augen an — es war eben, durch Gottes Gnade, in mir Alles neu geworden — war ich doch, was ich nie geahnt, ein seliges Gotteskind und — ein Methodist geworden. Wie hätte ich auch zweifeln mögen, daß dieser treue Gott und Heiland jetzt mit mir in meiner Heimath einkehren und mich auch ferner nach seinem gnädigen Rath leiten und führen werde? Als daher die zum Untergange sich immermehr anschickende Sonne mich dazu mahnte, sprang ich mit pochendem, doch fröhlichem Herzen den Berg hinab und eilte meiner Heimath zu.

Zweites Kapitel.

Es giebt ein Wiederseh'n nach bangem Trennungsschmerz!
D'rum sei getrost, sei froh in Hoffnung, müdes Herz!
Und bricht allhier dabei das Herz in Jubel aus,
Was wird's erst sein beim Wiederseh'n im Vaterhaus!

Die Sonne hatte sich schon vom Thale verabschiedet und die Berge hatten begonnen, einander mit ihren Schatten zu bedecken, als in jenem trauten, stillen Heim ein Freudenfest stattfand, ähnlich dem, welches der Herr in seinem Gleichniß bei der Rückkehr des verlorenen Sohnes schildert. Es war wohl nicht der Vater, denn dieser war sechs Jahre zuvor zu den Vätern gesammelt worden, aber es war die liebe, gute Mutter, nebst den beiden älteren Brüdern, sammt dem Gesinde des Hauses, welche dem Zurückkehrenden bis an das Ufer des Flusses entgegen geeilt kamen, und ihn, sobald der Fährmann gelandet, aufs Freudigste begrüßten. Sonderlich die Mutter war fast außer sich vor Freude. Hatte sie bei meiner Abreise vor Herzeleid fast nicht mehr gewußt, was sie that — brachte sie doch wirklich beim Abschiedsmahle heißes Wasser statt Kaffee zur Tafel, denn sie hatte vergessen, die gemahlenen Bohnen zur Zeit hinein zu thun — so war jetzt ihre Freude um so größer. Sie fiel mir um den Hals, herzte und küßte mich, und es

nahm geraume Zeit bis wir zum Worte kommen konnten. „Nun, liebe Mutter," sagte ich sodann, „ist das Wiedersehen schon allhier so köstlich, was wird's erst sein, wenn wir uns durch Gottes Gnade am Ufer des ewigen Lebens, im Vaterhause droben, wiedertreffen werden! Welch' überschwängliche, unaussprechliche Freude wird dort das Wiedersehen uns bereiten?" Wohl konnte sie zur Zeit noch nicht völlig fassen, was ich sagte; doch, Dank Gott, sie hat's hernachmals noch erfahren. Und durch Gottes Gnade werden wir uns dort wiedertreffen, werden uns wiedersehen. Sie ist ja längst selig vorausgegangen, ist daheim und — wir werden nachkommen.

Daß aber meine Briefe, welche ich geschrieben, bei den Meinen doch noch wenig Frucht geschafft, mußte ich leider nur zu bald inne werden. Kaum waren wir im Hause angekommen, so sagte die Mutter: „Ei, hätten wir's gewußt, daß Du heute noch kommen würdest, so wäre der Fleischer sicher nicht heimgegangen. Wie würde auch er sich gefreut haben, Dich zu sehen!" Und auf die Frage: „Was hatte denn der Fleischer heute hier zu thun?" antwortete sie beklommen: „Nun, wir hatten — und besonders der Fleischer hatte sonst fast nicht die Zeit — so haben wir heute Vormittag ein Schwein geschlachtet, — gelt, das war auch nicht recht?" Ich war so erstaunt, daß ich kaum wußte, was zu antworten. Hatte ich doch heute schon traurige Erfahrungen genug gemacht, wie man den Sonntag in Deutschland feierte. Ich war verspätet am Samstag in Leipzig angekommen und gedachte somit über Sonntag daselbst zu bleiben. Bei Dr. Busch, welchen Fürst Bismarck in

letzter Zeit „das Büschchen" titulirt hat, hatte ich gastfreundliche Aufnahme gefunden. Als ich aber am Sonntag Morgen meinen Gastfreund fragte, in welcher Kirche ich einen gläubigen Prediger hören könne, erwiderte er mir erstaunt: „Sie wollen zur Kirche — sind Sie im Ernst? Was, Sie sind wohl in Amerika auch ein Mucker geworden?" Und machte sich dann auf meine Antwort: „Nun, wenn Sie gläubige Christenmenschen also zu tituliren belieben, so bin ich einer geworden," nicht wenig lustig. Doch wies er mich zuletzt zu Dr. Ahlfeld's Kirche. Als ich aber auf den Straßen das Durcheinander sah und das Geräusch hörte, bei der Kirche selbst die Straßen mit Ketten abgesperrt fand, damit doch der Gottesdienst durch das Vorbeirasseln der verschiedenartigsten Fuhrwerke nicht ganz gestört werde, da ward es mir ganz bange ums Herz und ich entschloß mich, heim zu gehen, überzeugt, ich könne auf meinem Heimwege durch Vertheilung von Traktaten mehr Gutes thun und reicheren Genuß haben, als hier in Leipzig. Als ich aber meinen Entschluß Dr. Busch mittheilte, sagte dieser: „Was, Sie wollen heute auf Ihr Dörflein 'naus, während Tausende vom Lande hereinkommen, um einen Sonntag zu genießen? — Sie bleiben hier! Heute Nachmittag gehen wir zum Conzert und heute Abend in's Theater!" Doch diese Versprechungen trieben mich um so sicherer fort. Und als ich die letzten Stunden Wegs zu Fuß durch verschiedene Dörfer pilgerte, hörte ich fast in einem jeden derselben das Getöse von den Biergärten und Kegelbahnen; hörte sogar den Donner der Kanonen von unserer Amtsstadt, Weida,

allwo am selben Tage das Vogelschießen begonnen hatte. Da kam mir das Alles so ganz neu und unerhört vor, daß mir öfters der Zweifel ankam, ob ich denn wirklich in das christliche, protestantische Deutschland zurück komme, und ich seufzte unwillkürlich zu Gott: Ach, daß doch die Hülfe aus Zion über Israel käme und der Herr sein gefangen Volk erlösete. Was Wunder, daß daher die im elterlichen Hause verübte und soeben berichtete Sonntagsentheiligung bei mir das Maaß zum Ueberfließen füllte.

Nach dem Abendbrod ging es dann an ein Fragen und Antworten, ein Erzählen von Diesem und Jenem. Besonders aber erzählte ich von dem herrlichen Gnadenwerke, welches Gott durch den Methodismus auch unter den Deutschen begonnen; erzählte ihnen endlich auch mit großer Freudigkeit meine eigene Erfahrung. Alle Hausgenossen waren bei meinen Erzählungen aufmerksame Zuhörer, einige schienen selbst gerührt zu sein. Endlich sagte ich ihnen: „In Amerika pflegt man auch Hausgottesdienst zu halten, das heißt in christlichen Familien liest man gewöhnlich Morgens und Abends einen Abschnitt aus Gottes Wort, singt gemeinschaftlich einige Verse und betet dann mit einander. Gewiß eine schöne Sitte das, und," fuhr ich fort, „wenn es Euch angenehm ist, so wollen wir dieselbe auch bei uns einführen und sogleich heute Abend damit beginnen." Man war allerdings darüber nicht wenig erstaunt; doch brachte man nach einigem Suchen eine Bibel herbei — es waren ja davon mehrere im Hause, nur wußte man nicht sogleich, wo eine zu finden. Nach Verlesen eines Abschnitts aus

derselben zog ich mein Gesangbuch aus der Tasche, hob nach einer bekannten Melodie ein Lied zu singen an und fast Alle stimmten herzhaft ein. „Nun laßt uns," sagte ich, „und zwar auf die schriftmäßige, schickliche Weise, knieend mit einander beten." So neu und befremdend ihnen auch Alles, besonders dieses Letztere vorkam, so knieten sich doch Alle mit mir zum Gebet. Als aber am nächsten Abend die Zeit heran nahte, wo man ahnte, es werde wieder Andacht gehalten werden, so verduftete Eines nach dem Andern, bis mir zuletzt nur noch die Mutter und eine Magd übrig geblieben war. Mein ältester Bruder, Friedrich, fand es der Zeit als Hausherr ganz unter seiner Würde, sich mit seinem Gesinde zum Gebete nieder zu knieen. Morgens war vor der Hand nicht daran zu denken, Hausandacht zu halten, denn da war, selbst nach der Meinung der Mutter, keine Zeit dazu; konnte ich nur am Abend noch außer der Mutter einige Hausgenossen bewegen, daran Theil zu nehmen, so mußte ich mich wohl begnügen.

Die Einführung des regelmäßigen Hausgottesdienstes war überhaupt eine der schwierigsten Aufgaben für mich. Hatte ich doch, als das jüngste Kind, keine gebietende Autorität im Hause, und war es doch eine in der ganzen Umgegend unerhörte Neuerung, die deshalb viel Gerede verursachte. Wie aber sollte die Herrschaft dieses ertragen, dazu noch das Opfer an Zeit bringen, da sie noch nicht die Nothwendigkeit, noch den Nutzen davon erkannte?

Manchmal schien mir die Sache rein unmöglich und ich meinte auch nicht gerade dazu verpflichtet zu sein;

doch hatte ich nachgegeben, hatte die Hausandacht für einige Tage eingestellt, so schien vollends Alles rand- und bandlos im Hause und als habe ich allen Einfluß verloren. Mußte daher immer wieder neuen Muth fassen, die zerstreuten Steine, so gut es ging, zusammen lesen, und dem Herrn einen Altar errichten.

Besser wurde es schon gegen Weihnachten hin, nachdem einige von dem Gesinde bekehrt waren, und auch der Hausherr nach dem Herrn zu suchen anfing, denn dann hielt er's ja nicht mehr für eine Schande, sich öffentlich, selbst mit seinem Hause, vor dem Herrn zu beugen.

Noch besser ging es, als nach dem folgenden Osterfeste unserm Hause das Heil widerfahren war, daß der Hausherr selbst den Heiland aufgenommen hatte. Nun ward es nicht nur viel leichter, regelmäßige Hausandacht zu halten, sondern er leitete dieselbe, als Priester seines Hauses, meistentheils selbst.

Und am allerbesten wurde es, nachdem im Herbste darauf auch die Hausmutter, als Maria, das gute Theil erwählt hatte. Jetzt war's ja auch für sie die seligste Beschäftigung, zu Jesu Füßen zu sitzen, seinem Worte zuzuhören, sein Lob zu besingen, mit ihm zu reden. Hatte die geschäftige Mutter, wegen Mangels an Zeit, Morgens noch manchmal zu wehren gesucht, so fand man jetzt allewege Zeit dazu. Hatte sie früher, wenn z. B. fremde Personen gerade am Kommen waren, öfters wie auf Kohlen gesessen und ermahnt: „Laßt die Andacht heute sein, denn Diesen ist sie doch auffällig, oder zuwider;" so freute sie sich jetzt bei solchen Gelegenheiten

und sagte wohl: „Wartet noch ein wenig. bis diese herein kommen, sie haben doch kein Gebet in ihrem Hause, vielleicht wird's ihnen zum Segen."

Kurz, unser Rüßdorf war durch Gottes Gnade zu einem rechten Bethanien geworden und der Familien-Gottesdienst hatte viel dazu beigetragen.

Drittes Kapitel.

Hebt Eure Augen auf und sehet in das Feld,
Wie groß ist es — schon ist es weiß zum Ernten!
Und ach, wie ist es noch mit Schnittern dünn bestellt!
Herr, sende Schnitter, die von Dir einheimsen lernten!

Von dem Anfange unserer Mission in Sachsen ist zwar schon etwas im letzten Kapitel berichtet worden; doch der Leser wird zu entschuldigen wissen, daß er in dieser einen Richtung, um des Zusammenhanges willen, ein Jahr vorausgeführt wurde.

Kaum war es bekannt geworden, „der Amerikaner sei zurück gekommen," so erhielt ich Besuche von allen Richtungen her und aus allerhand Beweggründen. So kamen auch im Laufe der nächsten Woche schon zwei Botschafter aus unserm Kirchdorfe, Waltersdorf. Diese meldeten mir, daselbst seien, hauptsächlich durch meine Briefe, welche ich aus Amerika gesandt habe, eine Anzahl meiner früheren Spielkameraden erweckt und nach dem Herrn suchend geworden. Dieselben hätten sich schon geraume Zeit Sonntags Nachmittags versammelt, um eine Predigt von Ludwig Hofacker zu lesen und sich dann mit einander über Gottes Wort zu unterhalten; und sie seien als Botschafter beauftragt, mich zu ihrer Versamm-

lung auf nächsten Sonntag Nachmittag herzlich einzuladen. Mit wirklichem Erstaunen vernahm ich diese Botschaft und nahm selbstverständlich mit Freuden die Einladung an. Als ich daselbst ankam, fand ich ungefähr zehn, meist junge Männer beisammen, welche mich aufs Herzlichste bewillkommten und mir erklärten: „Wir haben uns längst auf Dein Zurückkommen gefreut und erwarten, Du wirst von nun an unsere Versammlungen leiten." Daß ich mich aber nicht viel dazu nöthigen ließ, wird mir der Leser wohl gerne glauben. Mein Entschluß, alle unsere Versammlungen mit Gesang und Gebet beginnen und beschließen zu wollen, wurde von Allen gut geheißen; somit zog ich wiederum mein Gesangbuch, welches ich ja immer bei mir trug, aus der Tasche. Alle stimmten herzhaft dem Gesange bei und knieten sich, unaufgefordert dazu, mit mir zum Gebete. Für heute erzählte ich ihnen, nach ihrem Wunsche, meine Erfahrung, derselben eine Ermahnung anknüpfend. Zum Schlusse aber fühlte ich mich besonders gedrungen, Gott zu danken für die wunderbare Gnade, die mir selbst zu Theil geworden, und welche ich auch hier schon geoffenbart sah, sowie ihn brünstig anzurufen, sein angefangenes Werk fortzuführen, uns von Erkenntniß zu Erkenntniß, und von Gnade zu Gnade zu führen und zu schenken, daß auch hier in unserer Heimath noch viele Seelen gerettet werden möchten!

Dieses Alles, aber besonders meine Gebete aus dem Herzen, hatte die Anwesenden auf's Tiefste ergriffen. „Wir haben heute seltsame Dinge gehört," sagten sie. „Ei, unsere Pastoren selbst lesen ja all' ihre Gebete aus

Büchern ab." Man war begierig, mehr und öfter davon zu hören, somit wurde eine andere Versammlung auf einen Wochenabend anberaumt. Schon diese nächste, sowie jede darauf folgende Versammlung nahm zu an Zahl, sowie an Interesse.

Diese ersten Versammlungen bestanden wohl fast ausschließlich aus männlichen Personen, dennoch war es eine Jungfrau, welche am ersten den Heiland fand und welche ein lebendiges Zeugniß von seiner vergebenden, seligmachenden Gnade ablegen konnte. Das Merkwürdigste aber dabei ist, dieses ereignete sich am Hochzeitstage meines älteren Bruders Christian, den 14. September 1850. An diesem Tage hielt ich auch zu den Hochzeitsgästen meinen ersten freien Vortrag, legte dabei Joh. 2, 2: „Jesus aber und seine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen," zum Grunde, und sagte unter Anderem: Jesus ist der beste Lebensgefährte. Ihn sollte man von Jugend auf und durch's ganze Leben bei sich haben; ihm daher frühe sein Herz und Leben weihen. Ohne ihn sollte man nichts, sonderlich keinen so wichtigen Schritt im Leben thun — Hochzeit feiern. Ist er aber in Wirklichkeit unser Gast und Geleitsmann, so wird man keine eitle, sündliche Weltfreude, aber um so mehr geheiligte, wahre Herzensfreude suchen und genießen. Und in seiner Gemeinschaft, unter seiner Leitung sind wir allein sicher und geborgen, sind glücklich im Leben und selig im Tode. Manche der Gäste spitzten dabei nicht wenig die Ohren, denn solches hatten sie auch noch nie gehört, am wenigsten an einem Hochzeitsfeste. Es war ihnen daher wohl nicht unangenehm, so sehr es auch meinem Bruder war, als ich

ihnen hernach erklärte, ich werde nicht ferner ihre Festfreude theilen, werde nicht nach dem etwa 15 Meilen entfernten Dorfe, allwo mein Bruder ein Bauerngut bezog, mitfahren.

Als aber diese lustige Gesellschaft endlich fort war, so war es, wie wenn sich ein Sturm gelegt hätte. Wie erstaunte ich aber erst, als ich am Abend, indem ich mich mit den zurückgebliebenen Hausgenossen unterhielt, ausfand, daß Caroline Jung, welche als Näherin öfters, und eben jetzt wieder, längere Zeit bei meiner Mutter gewesen, gründlich erweckt und nach Gnade suchend war. Ich ermahnte sie, ungesäumt und ungetheilt das Herz dem Heilande aufzuthun, sowie ihn im Glauben zu ergreifen. Und siehe, als ich hierauf mit ihr betete, offenbarte sich ihr der Heiland und schenkte ihr Gerechtigkeit, Frieden und Freude im heiligen Geiste. Wie wurde aber auch mein eigenes Herz aufs Neue mit Freude und Dankbarkeit zu Gott erfüllt, als ich in meiner Heimath das erste neugeborne Kindlein mit neuer Zunge Gott preisen hörte! Ja, jener Abend wird mir unvergeßlich bleiben. Diese Jungfrau war aber so kräftig und lebhaft zu Gott bekehrt, daß sie am nächsten Tage nach Waltersdorf eilte, um ihren Eltern, deren einziges Kind sie war, von der Gnade, die ihr widerfahren war, zu erzählen, und auch sie zum Heiland einzuladen. Allein hier stieß sie auf gewaltigen Widerstand. Ihre Eltern wurden bestürzt und meinten, sie sei von Sinnen gekommen.

Bald entstand im ganzen Dorfe eine nicht geringe Aufregung darüber und es erfüllte sich schon bei dieser ersten Bekehrung das Wort des Herrn: „Meinet

ihr, daß ich hergekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage: Nein, sondern Zwietracht u. s. w." Manche hatten ihren Spott darüber; doch wurden durch das klare, kräftige Zeugniß dieser Jüngerin Andere tiefer ergriffen, wurden zum Ringen angefeuert, so daß am nächsten Sonntag allbereits zwei neue Zeugen der Gnade Gottes auftreten konnten. Wirklich wunderbar griff von nun an das Werk des Herrn um sich. Fast täglich drangen Seelen vom Tode zum Leben hindurch. Als wir am Sonntag, den 14. Oktober, die erste Bekenntnißstunde hielten, bekannten zehn der Geschwister mit großer Freudigkeit: „Wir sind selig geworden durch den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum!" während andere um so hungriger und durstiger wurden nach Gerechtigkeit. Daß aber Keiner seliger dabei war, als „der Amerikaner", darf der Leser dreist glauben. Ich dankte Gott für das, was ich sehen und hören konnte — und traute öfters kaum meinen Augen und Ohren. Ich mußte bekennen, „das ist vom Herrn geschehen, und ein Wunder vor unsern Augen."

Am 3. Oktober 1850 war ein Missionsfest in Greiz, der Residenzstadt vom Fürstenthum Reuß Greiz, an dessen Grenze 6 Meilen nördlich Rüßdorf gelegen ist. Dorthin ging ich mit einigen meiner Brüder im Herrn und wir waren hoch erfreut, als wir Morgens einer kräftigen Missionspredigt von Pastor J. K. W. Löhe lauschten. Am Nachmittag wurde die Festversammlung in dem großen Saale eines Gasthauses gehalten, und nachdem die Berichte verlesen, sowie einige Reden gehalten waren, setzte sich die Gesellschaft zur gemüthlichen Unterhaltung beim Glase Bier oder Wein um die Tische. Hierauf wurde ich bald

einigen Pastoren vorgestellt, wovon der eine sich freute, daß an ihrem Missionsfeste verschiedene Glaubensgenossen, selbst ein Methodist aus Amerika, theilnahmen, während jedoch ein anderer dieser Herrn bedenklich den Kopf darüber schüttelte, daß der Amerikaner Methodist geworden sei, und Angriffe auf dessen Kirche machte. „Meine Herren," erwiderte ich hierauf, „ich glaube nicht, daß es schicklich ist, hier zu disputiren; doch wenn Sie sich näher mit den Lehren und Gebräuchen meiner Kirche bekannt zu machen wünschen, so kann ich Ihnen einige Traktate darüber verabreichen." Kaum hatte ich aber das Begehren einiger dieser Herren befriedigt, als Pastor Löhe blitzschnell herbei geeilt kam. „Wer hat Ihnen denn die Erlaubniß gegeben, hier methodistische Traktate zu vertheilen?" fragte er mich in ziemlich barschem Tone. Ich erzählte ihm nun die Veranlassung dazu; doch wollte dieses den gestrengen Herrn nicht zufrieden stellen, er drückte aber besonders sein herzliches Bedauern darüber aus, daß ich meine Mutterkirche verlassen habe und zu den Schwärmern, den Methodisten gegangen sei. „Meine Mutterkirche," entgegnete ich, „ist ja eben die Methodisten-Kirche geworden, in welcher ich durch Gottes Gnade wiedergeboren wurde zu einer lebendigen Hoffnung des ewigen Lebens." Kopfschüttelnd erwiderte Pastor Löhe: „Nein, wiedergeboren waren Sie schon in der Lutherischen Kirche durch die heilige Taufe, die Sie empfangen." „Aber, Herr Pastor," fiel ich ein, „die Lutherische Kirche in meiner Heimath ist ja leider todt, so war ich todt in ihr, und wäre wohl dem ewigen Tode anheim gefallen, hätte Gott mich nicht nach seiner wunderbaren Gnade nach Amerika und daselbst in die

Methodisten Kirche geführt." „Nicht doch!" fuhr der Pastor Löhe fort, „als Sie in Amerika erweckt wurden, dann hätten Sie sich erst umsehen sollen; dann hätten Sie gewiß hie und da eine lebendige, lutherische Gemeinde gefunden, welcher Sie sich anschließen konnten — hätten somit nicht nöthig gehabt, zu dieser Secte zu gehen." „Ja," fiel ein anderer Herr hier ein, „z. B. eben Pastor Löhe's Gemeinde in Neuendettelsau." „Nein, meine Herren," entgegnete ich, „mit dieser Zumuthung können Sie doch gewiß nicht im Ernste sein." Wie hätte ich denn aus Amerika nach Baiern kommen mögen, um mich Pastor Löhe's Gemeinde anzuschließen, da ich obendrein der Zeit noch nichts von Pastor Löhe, noch seiner Gemeinde in N. gehört hatte. Diesen Weg hat der liebe Gott mich eben nicht geführt. Uebrigens bin ich ja wohl zufrieden und danke Gott, wie es ihm gefallen hat mich zu führen." Alles dieses wollte aber Pastor Löhe nicht einleuchten und er warnte schließlich alle Umstehenden auf's Ernstlichste vor den methodistischen Irrlehren. Der Amerikaner aber und seine jungen Brüder fühlten dabei wie aus den Wolken gefallen und wußten kaum, was dazu zu sagen. Und was ließe sich auch weiter dazu sagen, als etwa: „Sie eifern um Gott, aber mit Unverstand."

Auf ähnliche Weise wie hier erging es mir bei fast allen Pastoren in meiner Umgegend. Wurde ich auch von einigen der besser gesinnten bei meinen ersten Besuchen, welche ich ihnen abstattete, freundlich aufgenommen, bekundeten sie sogar Freude über die Erweckung, welche in meiner Heimath ausgebrochen, so wandte sich das Blatt urplötzlich, sobald etwa einige Seelen in ihren Kirchspielen

erweckt wurden, oder ich gar dahin eingeladen wurde, Versammlung zu halten. „Ja, das ist ganz was Anderes," hieß es dann. Nun hielten es diese Herren für ihre heiligste Amtspflicht, alle Hebel in Bewegung zu setzten, um diesem Unfug ein Ende zu machen. Und dieses ließ häufig nicht lange auf sich warten; denn unsere Versammlungen in Waltersdorf wurden immer zahlreicher, so daß bald die größten Bauernstuben nicht mehr ausreichten und wir genöthigt waren, einen Tanzsaal dafür zu miethen und einzurichten. Es kamen auch bald die Leute aus den umliegenden Dörfern herbeigeströmt, und nach der Versammlung stand öfters ein Mann auf, mich fragend: „Wollen Sie nicht die Güte haben, auch in unser Dorf zu kommen?" mir gleichzeitig die Versicherung gebend: „Für ein Lokal und für Zuhörer wird gesorgt werden." Und siehe, ehe ich mich's recht versehen, hatte ich gewöhnlich eingewilligt. So ging es dann von Ort zu Ort, und so geschah es, daß ich bald, ohne es eigentlich recht zu wissen oder zu wollen, einen nicht geringen Bezirk hatte. Freilich vor der Hand keinen regelmäßigen, aber doch hatte ich fast jeden Abend in der Woche und Sonntags einige Male Versammlungen zu halten.

Anfangs las ich, wie erwähnt, Predigten vor und knüpfte denselben Ermahnungen an. Doch dieses währte nicht lange. Der neue Wein forderte auch neue Schläuche. Die Brüder lagen mir an, die Predigtbücher daheim zu lassen und freie Vorträge zu halten. Mit großer Bangigkeit willigte ich auch endlich hierzu ein, doch ohne die Kosten recht überschlagen zu haben, denn wie hat dieses mich oft in tausend Nöthen gebracht! In Amerika hatte ich mich

wohl schon öfters zu predigen gedrungen gefühlt; da hatte man mir aber keine Gelegenheit gegeben, weil man mich noch für zu grün gehalten. Hatte ich's doch selbst nach vielem Zögern einmal gewagt, meinem Prediger mein Herzensanliegen darob zu offenbaren, dieser aber hatte mir ganz kaltblütig den Bescheid gegeben: „Hab' nur Geduld, wenn Gott Dich dazu haben will, wird er Dir schon die Thüre öffnen." Nun siehe, jetzt stand die Thür weit offen, aber nun fürchtete ich mich hindurch zu gehen; jetzt wurde ich aufgefordert dazu, doch nun wußte ich nicht was zu predigen.

Und was die Schwierigkeit erhöhte, war der Umstand, ich konnte nicht wie hier zu Lande, etwa mit einem Texte und mit einer und derselben Predigt auf meinem ganzen Bezirke herumreisen. Manche meiner Zuhörer liefen mir von einem Dorfe zum andern nach, und so mußte ich ihnen immer fast neue Kost auftischen. Doch, was meine Verlegenheit auf's Aeußerste steigerte, war, das Netz, wenn ich es auswarf, umschloß häufig allerlei Gattungen. Es waren wohl immer viele einfältige, nach dem Brode des Lebens heißhungrige Seelen da, aber unter ihnen oft Pastoren und Doctoren, Schrift- und Rechtsgelehrte, ja allerhand Gelehrte und Verkehrte; Manche, von denen ich wußte, daß sie mit der Absicht kamen, nicht etwa in dem Netze gefangen zu werden, sondern womöglich mich in meinem eignen Netze zu fangen. Oft wurde ich daher beim Anfang der Versammlung mit solcher Bangigkeit befallen, daß ich mich gerne entschuldigt oder verborgen hätte—kam aber dann in einen Eifer, bei welchem ich mich fast vergaß, weshalb ich denn nicht selten meinen

Bruder auf dem Heimwege fragte: „Horch, habe ich denn diesen Abend irgend etwas gesagt, wodurch man Halt an mir nehmen konnte?“

Allein der Kampf war nun einmal begonnen, und da war an kein Aus- oder Zurückweichen mehr zu denken, und kostete es Anfangs auch manche fast schlaflose Nächte. Mußte ich mir auch nach jeder Versammlung sagen: „Nun, du hast heute den Leuten alles mitgetheilt, was du wußtest — was sollst du ihnen denn morgen predigen?“ So spät und ermüdet ich daher auch wohl nach Hause kam, so ging es doch ans Textsuchen, Beten und Studiren. Dennoch hatte ich manchmal ohne Predigt auf meine Bestellung zu gehen; wußte fürwahr nichts, als Christum, den Gekreuzigten; klammerte mich aber um so fester an ihn, hielt ihm seine Verheißungen vor. „Herr, wenn ich nur dich habe,“ sagte ich ihm oftmals, — „und dich habe ich ja — so mußt und wirst du mir auch ein Gewand bescheren, in welchem ich dich dem Volke darstellen und anbieten kann.“ Und siehe, zum Preise seines Namens sei es gesagt, er hat mich nie zu Schanden werden, auch nie stecken lassen. Im Gegentheil, er ließ mich so reich aus seiner Gnadenfülle schöpfen, daß ich so manches Mal vor 1½ Stunden nicht zu dem „Amen“ kommen konnte. Freilich gab's auch nicht selten nur ein wenig Brod, mit ein wenig Fischlein und nach meiner Meinung so jämmerlich magere Kost, daß ich nach der Mahlzeit kaum Muth genug hatte, Jemanden anzusehen, oder die Hand zu reichen. Wie erstaunt und beschämt fühlte ich aber erst, wenn vielleicht gerade dann Manche bekannten, es habe ihnen heute vorzüglich gemundet, das gepredigte Wort sei ihnen zum be-

sondern Segen geworden. „Nun fürwahr," sagte ich dann zu mir selbst, „es ist dem Herrn nicht schwer, durch viel oder wenig helfen. Und an seinem Segen ist Alles gelegen. Ihm sei daher auch aller Ruhm und Ehre in Zeit und Ewigkeit!"

Viertes Kapitel.

Ich hörte eine Stimme zu mir sagen —
Ganz leise nur, doch bebten mir die Lenden:
„Wer will mein Bote sein — Wen soll ich senden?"
„Herr," rief ich, „sende mich — doch darf ich's wagen?
Ich bin ein Knabe nur — bin schwach und klein?"
„Geh'," sprach sie, „meine Kraft soll mächtig sein."

Um's Neujahr 1851 hatte ich also allbereits, und so zu sagen ohne Wissen und Willen einen ganz ordentlichen Bezirk, mit 6—8 Predigtbestellungen, welche ich scheinbar als regelrechter Missionar der Bisch. Meth. Kirche bediente. Als solcher hatte ich auch schon einige Bet- und Bekenntnißversammlungen (Letztere gewöhnlich Klassen genannt) angeordnet, welche ich, obgleich ich mir Gehülfen dafür zu erziehen suchte, doch meist noch selbst zu leiten hatte. Somit hatte ich fast jeden Abend und Sonntags einige Mal Versammlungen zu halten. Rechnet nun der Leser noch dazu, daß ich auch auf meinem Bezirk fleißig Hausbesuche machte und Traktate vertheilte, so wird er wohl dafür halten, daß ich so ziemlich alle Hände voll zu thun hatte. Doch hielt mich zur Zeit alle Welt nur für einen müßigen Rumläufer, für einen Eindringling, einen Ruhestörer, kurz für alles Andere eher als für einen rechtmäßigen Missionar.

Nun, von ihrem Standpunkte aus konnte mich die Welt auch wohl kaum anders beurtheilen. Fehlte mir doch thatsächlich alle menschliche Autorität zu meiner Mission, hatte weder vom Staate noch von der Kirche Erlaubniß, geschweige Auftrag dazu. Nun, dem Staate und der Staatskirche wäre es vor der Hand nicht eingefallen, mir solche zu ertheilen, aber auch meine eigene Kirche hatte es bis dahin nicht gethan. War ich ja kaum in dieselbe als volles Glied aufgenommen, als ich Amerika wieder verließ, somit war ich noch nicht zum Klaßführer ernannt worden, viel weniger hatte ich Erlaubniß zum Predigen erhalten. Auf meiner Heimreise aber hatte ich nicht einmal das Vergnügen, unsern Superintendenten der Mission in Deutschland, L. S. Jacoby, kennen zu lernen, da derselbe von Bremen verreist war, geschweige, daß er mir hätte Auftrag zu meiner Missionsarbeit gegeben.

Doch ließ ich mich darob von der Welt nicht beirren, konnte ich mich ja selbst auf den großen Heidenapostel berufen, welcher gerade darauf seine Bevollmächtigung zum Apostelamt gründete, darinnen seinen Ruhm fand, sagen zu können: „Paulus, ein Apostel, nicht von Menschen, auch nicht durch Menschen, sondern durch Jesum Christum, und Gott den Vater, der ihn auferwecket hat von den Todten." Und konnte ich ja auch allbereits, wie derselbe, wenn auch in weit geringerem Maße nur, auf göttliche Beglaubigungsschreiben hinweisen: „Ihr seid unser Brief in unser Herz geschrieben, der erkannt und gelesen wird von allen Menschen. Die ihr offenbar geworden seid, daß ihr ein Brief Christi seid, durch unser Predigtamt zubereitet, und durch uns geschrieben, nicht

mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf steinerne Tafeln, sondern in fleischerne Tafeln des Herzens."

Und dies ist und bleibt im letzten Grund doch die Hauptlegitimation eines Missionars oder Predigers, daß er in sich selbst das lebendige Bewußtsein hat: Der Herr hat mich gesandt, und daß der Herr mit ihm wirkt, sein Wort bekräftigt durch mitfolgende Zeichen. Wie auch Prälat Gerok in seinen Palmblättern so richtig, als schön sagt:

„Braucht's denn, um Christi Werk zu führen,
Ein pergamentenes Diplom?
Dämmt ihr nach euren hänf'nen Schnüren
Der ew'gen Gnade freien Strom?
Es fleucht der Geist auf Sturmesflügeln
Und geistet, wo er geisten will,
Und will er wo sein Werk besiegeln,
Bedarf's nicht eurer Amtssigill."

Doch möchte ich nicht verstanden sein, als ob ich die Obrigkeit im Staat und in der Kirche nicht anerkenne. „Sie ist von Gott eingesetzt und soll als Gottes Dienerin solchen Schutz und Zucht handhaben." Und ob ein Prediger des Evangeliums wohl der göttlichen Bevollmächtigung zuerst bedarf, er sich derselben vor Allem bewußt sein muß, so ist doch auch die kirchliche nicht zu verachten, wenn dieselbe anders zu bekommen ist.

Im Januar 1851 reiste ich daher nach Bremen, um der dritten Vierteljahrs-Versammlung, welche in Deutschland gehalten wurde, beizuwohnen, und wurde bei dieser Gelegenheit vom Superintendenten, L. S. Jacoby, als

Gehülfsmissionar anerkannt und autorisirt. Dieser Besuch wurde mir zu einem großen Segen. War mir doch zu Muthe wie einem Soldaten, welcher aus dem Schlachtfelde in's Lager zurück gekehrt ist. Hier durfte ich mich eine Zeit lang erholen, wurde durch die Bekanntschaft und Unterhaltung mit älteren Kampfgenossen neu gestärkt und konnte mich in den schönen Gottesdiensten reichlich mit Proviant und Munition versehen. Gerne hätte ich wohl auch hier Hütten aufgeschlagen und einen Andern an meiner Stelle in's Feld ziehen lassen; doch ein Fremder hätte der Zeit gar nicht in Sachsen an meiner Statt wirken dürfen, und so wurde mir hier schon klar: Ein Jeder von uns hat einen Platz einzunehmen, den kein Anderer ausfüllen kann, hat eine Mission zu erfüllen, die kein Anderer ausrichten kann; und es sei denn, wir sind getreu auf unserm Posten, bleibt unsere Arbeit ungethan, wir aber werden als faule und unnütze Knechte einst erfunden und verwiesen werden.

In Gottes Namen ging ich denn auch wieder heim, fest entschlossen die Kriege des Herrn weiter zu führen. War ich doch nun auch kirchlich anerkannter und autorisirter Gehülfsmissionar. Doch ob dieses mir wohl in Etwas mehr zur eignen Beruhigung und Aufmunterung gereichte, so konnte ich doch nicht das Geringste merken, daß die Welt meine Bevollmächtigung anerkannte, mich darob feiner titulirte, oder besser behandelte.

Im Februar 1851 stattete nun auch unser Vorstehender Aelteste, L. S. Jacoby, uns seinen ersten Besuch ab. Er kam, um das Werk zu besehen, und es ging ihm gleich Barnabas in Antiochien: „Welcher, da er hingekommen

war und sah die Gnade Gottes, ward er froh, und ermahnte sie alle, daß sie mit festem Herzen an dem Herrn bleiben wollten. Er berichtete darüber in seiner „Geschichte des Amerikanischen Methodismus," Seite 283 wie folgt:

Waltersdorfer Mission.

„Diese Mission liegt in einem Theil des Großherzogthums Weimar, umgeben von Sachsen. Unser Bruder Wunderlich war das Werkzeug in der Hand Gottes daselbst viel Gutes zu thun. Seelen wurden bekehrt und sechs und zwanzig Personen bildeten eine Klasse nach den allgemeinen Regeln der Bisch. Meth. Kirche. Br. Wunderlich hält Klasse am Sonntag Nachmittag und predigt Abends in einem schönen Tanzsaal, den eins der Glieder vor zwei Jahren bauen ließ, der jetzt aber in eine Kapelle umgewandelt ist. Er predigt dort auch einmal in der Woche, hält Gebetsversammlungen und predigt gleichfalls in mehreren andern Dörfern der Umgegend. Er ist auch sehr thätig im Vertheilen von Bibeln und Traktaten und anderen Schriften. Ich besuchte ihn im Februar und ich wurde freudig überrascht, da ich sah, welch' ein Werk der Herr hier begonnen hat."

Dieser Besuch Dr. Jacoby's wurde unserer Mission im Allgemeinen zum großen Segen. Wohl konnte er keine eigentliche Vierteljahrsversammlung abhalten, durfte nicht daran denken, das heilige Abendmahl zu spenden, doch predigte er einige Male mit Salbung zu zahlreichen Versammlungen und besuchte mit mir unsern hochlöblichen Superintendenten in Weida, zu welchem ich schon einmal beschieden und von ihm verhört worden war; sowie auch

den hochlöblichen Superintendenten von Greiz. Beide dieser Herren nahmen uns sehr freundlich auf, hörten uns über den Anfang und den Endzweck meiner Wirksamkeit geduldiglich an und schienen einen günstigen Eindruck empfangen zu haben.

Je weiter aber das Werk sich ausbreitete, je mehr Sünder erweckt und bekehrt wurden, je größer wurde auch die Feindschaft der Welt, und offenbarte sich je mehr und mehr durch Verfolgungswuth. Dies ist freilich eine alte Geschichte, die sich eben auch immer wiederholt. Es ist die Offenbarung der Feindschaft der Schlange gegen den Weibessamen. Mußte ja diese Feindschaft der Menschensohn, der Schlangentreter, aufs Tiefste empfinden, und er sagt: „Der Knecht ist nicht größer als sein Herr. Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen." Nur zu bedauern dabei war, daß dies hier im protestantischen Sachsen, nicht fern davon, wo Dr. Martin Luther's Wiege gestanden, geschah. Und noch zu bedauern war, daß nicht selten solche, welche sich lutherische Prediger nannten, den Ton angaben, das Volk dazu an- und aufregten. So geschah es, daß bald nach dem Anfang des Werkes eine Anzahl Pastoren der Umgegend, als nach Uebereinkunft, eines Sonntags über den Ausspruch Gamaliels, Apstg. 5, 38. 39., predigten: „Ist der Rath oder das Werk aus Menschen, so wird es untergehen. Ist es aber aus Gott, so könnt ihr nicht dämpfen, auf daß ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten wollen." Hätten diese Pastoren nun auch den Geist und die Weisheit Gamaliels gehabt, hätten sie zum Frieden geredet, hätten sie sich selbst anregen lassen, ihren Schafen bessere Weide zu geben, so

wären diese ihnen nicht entlaufen, und es wäre alles recht gewesen. Aber so war es nach der Weisheit dieser Herren eine ausgemachte Sache, das Werk war aus Menschen, mußte somit untergehen und sie fühlten sich kraft ihres Amtes berufen, demselben zu einen schnellen Untergang zu verhelfen. Sie bekämpften aber leider dasselbe mehr mit fleischlichen als mit geistlichen Waffen; doch wenns eben drauf und dran kommt, so gilt der Grundsatz der Jesuiten: „Der Zweck heiligt das Mittel," auch wohl bei Protestanten. Die Herrn Pastoren kamen bei dieser Predigt in ungewöhnlichen Eifer; ein Oberpfarrer sogar dermaßen, daß er sich verhaspelte, indem er zuletzt ausrief: „Ihr Leute, nehmt Euch vor diesem Verführer und seiner Schwärmerei in Acht! Ich sage Euch, diese Geschichte nimmt noch ein Schrecken mit Ende." Doch haben diese Herren, wie der Hohepriester dort, Joh. 11, 50. 51., ohne ihr Wissen geweissagt, wenigstens hat sich der Text, welcher ja leider oft fast die einzige Wahrheit bei ihrer Predigt war, auch bei diesen Predigten als Wahrheit erwiesen. Siehe, sie haben das Werk, trotz ihrem besten Bestreben, bis auf den heutigen Tag, nach dreißig Jahren, noch nicht zu dämpfen vermocht.

„Wir brauchen keine Missionare in Deutschland!" riefen uns diese Herren gewöhnlich zu. „Wir sind keine Heiden, sondern Christen; wir haben eine wohl organisirte Kirche hier." Ja, Christen, daß sich Gott erbarme! Und siehe, er erbarmte sich wirklich, sandte deßhalb Missionare der Methodisten und anderer Kirchen hinaus nach Deutschland. Wie es aber mit der wohlorganisirten Kirche Deutschlands stand — nun das erkannten auch selbst einige treue Zeu-

gen in derselben — hießen uns daher auch willkommen, am Wiederaufbau derselben zu helfen. So bekannte mir z. B. Pastor Vollert in Zickra: „Die evangelisch-lutherische Kirche ist in unserm Großherzogthum Weimar thatsächlich durch unsern letzten Gen.Superintendent Dr. Röhr aufgelöst. Dieser hat den Rationalismus bekanntlich in schulgerechte Form gebracht und hat ihn zur Norm in der Kirche erhoben. Hat daher auch die Ordinationsformel dahin verändert, daß unsere Prediger verpflichtet werden, Gottes Wort nach bestem Wissen und Gewissen zu predigen, und nach der Augsburgischen Confession, soweit dieselbe mit der Bibel übereinstimmt. Daher ist es auch dahin gekommen, daß der Rationalismus in allen Schattirungen und meist vom reinsten Wasser, von unsern Kanzeln gepredigt wird. Meines Wissens ist nur noch ein Prediger im ganzen Großherzogthum, der mit mir entschieden Christum, den Gekreuzigten, predigt. Und," sagte er ferner, „ich habe ihnen in unserer Kirchenzeitung neulich gesagt, durch den Rationalismus sind unsere Kirchen so leer gepredigt, daß sie in vielen Orten vortheilhafter zu Scheunen verwerthet werden könnten."

Was aber manche dieser Herren dem Volke oftmals auftischten, davon hier nur einige Beispiele, und zwar von einem, welcher mir persönlich gut bekannt war und der als ein besonders Gelehrter unter ihnen galt. Dieser predigte einmal, indem er ein Evangelium von einer Wunderheilung Jesu zum Text hatte, über: „Die Nothwendigkeit in Krankheitsfällen 1) einen guten, zuverlässigen Arzt zu wählen, und 2) denselben aber dann während der Krankheit nicht zu wechseln." Ein anderes Mal hielt er

eine Leichenpredigt für eine in Kindesnöthen gestorbene junge Frau, indem er 1 Mose 3, 16 als Text erwählt hatte: „Ueber die Vortheile, welche wir zu unserer Zeit durch die so beförderte Arzneikunde genießen." Daß nun Viele unter dem Volke diesen Herrn darob den Doctor-Prediger titulirten, auch ohne von einer Fakultät dazu gestempelt zu sein, ist wohl nicht gerade befremdend. Wie viel aber das Volk durch derartige Predigten gebessert und erbaut, ja zu welcher Art von Christen dasselbe dadurch gemacht wurde, davon zeugten eben die fast leeren Kirchen, sowie die meist überfüllten Trink-, Spiel- und Tanzlokale — sonderlich an Sonntagen. Ein Gastwirth bekam zwar nur jeden vierten Sonntag gesetzliche Erlaubniß Tanz zu halten, doch waren ja häufig mehrere Gasthäuser in einem Dorfe, oder doch die Ortschaften so nahe beisammen, daß sich sonntäglich jedem Tanzlustigen Gelegenheit dazu bot. Dazu kamen dann noch außergewöhnliche Gelegenheiten, als bei Tauf- und Hochzeitschmäusen, welche bei Wohlhabenden öfters einige Tage währten, und wo bei auserwählten Gesellschaften sich denn auch nicht selten die Herren Geistlichen bei Spiel und Tanz betheiligten. So wurde ebenfalls bei all' den kirchlichen Festen der zweite und dritte Feiertag mit Spiel und Tanz gefeiert; nicht zu gedenken der Jahrmärkte und jährlichen Schützenfeste, welch' letztere auf den Dörfern gewöhnlich einige Tage, in den Städten aber eine ganze Woche, von Sonntag bis zu Sonntag währten, wobei die Sünden aller Art und häufig auf's Aeußerste betrieben wurden. Wie es aber dabei um den moralischen Zustand des Volkes stand, läßt sich wohl leicht denken; davon zeugen nur

zu deutlich die vielen Trunkenbolde, unehelichen Kinder, unglücklichen Ehen, die Schaaren von Bettlern und dergleichen mehr.

Daß aber dieses Bild nicht etwa in zu dunklen Farben gemalt ist, noch allein die Zustände der lebenslustigen Sachsen, sondern ebenso der Bewohner fast aller Herren Länder schildert, wird jeder redliche Deutsche, der sein Vaterland mit offenen Augen gesehen hat, gestehen müssen. — Sollte nun aber dieses nicht zu Genüge darthun, daß hier Hülfe noth war, und daß es am Ende doch glaublich ist, der liebe Gott habe die Missionare der Methodisten und anderer Kirchen von Amerika und England gerufen: „Kommt herüber und helft uns." Sollte man nicht billig glauben, daß Alle, die sich um die Schäden Joseph's kümmern, sich über jegliche Hülfe freuen und dieselbe bewillkommen würden, durch wen und woher sie auch kommen möchte? Ist es nicht zu beklagen, daß selbst noch so viele von diesen so engherzig sind, von dem lieben Gott gleichsam zu fordern, die Deutschen durch die Staatskirchen zu retten und selig zu machen, oder sie sonst lieber zur Hölle gehen zu lassen? — Prälat Gerok hat's getroffen, wenn er in bereits erwähnter Poesie fortfährt:

Giebt's keinen bessern Kampf zu kämpfen,
Als Wortgezänk und Silbenstreit?
Gilt's nicht des Satans Macht zu dämpfen
In dieser letztbetrübten Zeit?
O, grüßet froh als Bundsgenossen,
Was unterm Banner Christi ficht,
Die dichten Reihen fest geschlossen!
Denn anders gehts zum Siege nicht.

Soll denn der Erbfeind lieber siegen,
Eh' ihr besiegt den Brudergroll?
Soll Zions Bau darniederliegen,
Eh' daß der Nachbar helfen soll?
Ist dies das heilige Erbarmen?
Ist dies der stille, sanfte Geist?
Sind dies die Kleinen, Geistigarmen,
Die unser Meister selig preist?

Zwar wie mein Geist ihn fühlt und fasset,
So ist und bleibt er einzig mein,
Doch einst im höh'ren Licht erblasset
All meiner Erdenweisheit Schein;
Und soll ich noch dem Bruder fluchen,
Der auch des Geists ein Fünklein spürt?
Nein, Frieden Allen, die da suchen
Die Straße, die gen Zion führt!"

Fünftes Kapitel.

Meint ihr, ich sei gekommen, Frieden herzubringen?
Sprach einst der Herr: Ich sage, nein, vielmehr das Schwert.
Ein Friedensschluß mit dieser Welt kann nicht gelingen,
Die weder mich, noch meinen Vater kennt, noch ehrt.
Und hat die Welt den Herrn gehaßt, verfolgt, verschmäht,
Laßt's euch nicht wundern, wenns den Knechten so ergeht.

Wie im vorigen Kapitel bereits angedeutet, hatte der letzte Generalsuperintendent von Weimar die Landeskirche thatsächlich bekenntnißlos gemacht. Ein jeder berufene und verordnete Diener derselben durfte „nach bestem Wissen und Gewissen predigen," was er wußte und was er nicht wußte, was er glaubte und was er nicht glaubte, und Niemand konnte ihn darob anklagen, noch verurtheilen. So war ebenfalls vom hohen Consistorium verordnet, jeder Christenmensch im Lande dürfe glauben oder nicht glauben, was ihm beliebe, ohne daß ihn Jemand deshalb behelligen dürfe. Ein jeder solle, wie „der alte Fritz" zu sagen pflegte, nach seiner Façon selig werden. Diese Glaubens- und Gewissensfreiheit, wie man sie nannte, nun auch jedem ungestört zu gewähren, wurde alles Missioniren, sowie alle außerkirchlichen Versammlungen streng verboten. Ein jeder Hausvater durfte zwar

nach Belieben Andacht mit seiner Familie halten; doch sollte etwa ein Nachbar oder sonst ein Freund dazu kommen, so war er verpflichtet, damit abzubrechen, bis Letzterer sich wieder entfernt hatte. Der Uebertreter dieses Gesetzes wurde mit Geld bestraft und im Wiederholungsfall ins Gefängniß geworfen. Also beim Bierglas, um den Kartentisch, zum Tanz u. dgl. durften sich so Viele als nur wollten, aber zum Forschen der Schrift, oder zum Gebet durften sich keine Zwei oder Drei versammeln. Dieses Gesetz nun war zwar „Anno 48" glücklicher Weise beseitigt worden; die Regierungen hatten nothgedrungen durch die neue Reichsverfassung dem Volke mancherlei Freiheit, so auch Religionsfreiheit, gewährt. Doch hatte man bis 1851 auf dem Wege der Reaction schon wieder bedeutende Fortschritte gemacht; viele der gegebenen Privilegien waren allbereits annullirt, so daß ein gewöhnlicher Bürger kaum wußte, welche Gesetze zu Recht bestanden.

Durfte ich daher auch wohl meine Wirksamkeit als Missionar für eine geraume Zeit unter Duldung der Obrigkeit fortsetzen, so gewährte sie mir dafür doch keine Garantie, noch weniger Schutz. Ich war, was meine Wirksamkeit betraf, so zu sagen, vogelfrei. Wollte ich aber etwa wegen Ruhestörungen Beschwerde führen, so wurde die Lanze ohne weiteres umgekehrt und meine Versammlungen wurden, als Ursache dazu, verboten. Unter diesen Umständen hielt ich es, selbstverständlich, für rathsam, so wenig als nur möglich, Beschwerden zu führen, übte daher auch, nolens volens, Duldung.

Eine andere große Schwierigkeit erwuchs der Mission

durch ihre eigenthümliche Lage, im sächsischen Vogtlande, an Thüringen grenzend. Hier liegen bekanntlich die deutschen Herrlichkeiten so durcheinander, daß die Landkarte davon wie eine aus allerlei farbigen Stoffen und in den verschiedensten Formen zusammengesetzte Bettdecke — gewöhnlich Quilt genannt — aussieht. So lag meine Heimath wohl in dem Neustädter Kreis des Großherzogthum Sachsen-Weimar, doch ging ich ungefähr eine Meile südlich oder westlich, so kam ich ins Ausland, ins Fürstenthum Reuß-Greiz, ging ich dann noch ein Paar Meilen weiter westlich, so war ich im Amtsbezirk Hohenleuten, vom Fürstenthum Reuß-Schleiz. Ging ich aber von Heim etwa 6 Meilen östlich, so kam ich ins Königreich Sachsen, während 9 Meilen nördlich mich ins Herzogthum Sachsen-Altenburg brachten. Somit währte es nicht lange und meine Mission erstreckte sich in dieser fünf Herren Länder. Ließ man mich nun auch in meinem Vaterlande an die zwei Jahre unter Duldung gewähren, so machte man, wie wir sehen werden, vom Anfang in der Fremde mit dem Ausländer kurzen Prozeß, gab mir ohne weiters „in No. Sicher" freie Kost und Logis, länger als mir lieb war, oder brachte mich unter „sichrem Geleit" eher heim, als ich gerade wünschte. Das gab mir denn Gelegenheit, mit wahrhaft wunderlichen Gefühlen das sonst so schöne deutsche Volkslied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" zu singen.

In den Fürstenthümern Reuß machte sich der Particularismus am ersten und am stärksten kund. Nun, da soll man ja auch in einem alten Kirchengebet sonntäglich zum lieben Gott gefleht haben:

„Herr, gieb Regen und Sonnenschein
Für Reuß-Greiz, Schleiz und Lobenstein;
Und woll'n die Andern auch was ha'n,
So mögen sie dir's selber sa'n."

So mußte ich schon vom Anfang stets gewärtig sein, durch allerhand spitzfindige Fragen oder Einwürfe unterbrochen zu werden, wie z. B. in Waltersdorf, allwo ein junger Doctor, in Gesellschaft meines alten Schullehrers die Versammlung einige Male besuchte und mich sodann um's Wort bat. Es wurde ihm angedeutet, wenn er etwas zum Frommen der Versammlung zu sagen habe, er so thun möge. „Mein junger Freund," hob er dann an, „Sie legen offenbar in Ihren Vorträgen zu viel Gewicht auf den Glauben und zu wenig auf gute Werke, während das Christenthum doch offenbar hauptsächlich gute Werke von uns fordert." Hierauf erwiderte ich ihm: „Meine Zuhörer werden mir zur Genüge Zeugniß geben, daß ich im Einklange mit der Schrift gelehrt habe: Der Glaube ohne Werke ist todt. Doch ebenso: Ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. Da wir nun aber alle sündlicher Natur sind, so müssen wir eben vor Allem durch den lebendigen Glauben an unsern Herrn Jesum von unsern Sünden gereinigt und durch seinen Geist erneuert werden; dann, und nur dann wird auch unser Leben und Wandel, unsere Werke gut werden." „Aber Sie müssen doch," fuhr der Doctor fort, „als ein gebildeter Mensch einsehen, daß Sie bei Ihren Zuhörern zuviel auf das Gefühl wirken, damit die Gefahr laufen, daß einige überschnappen mögen." Hier aber ergriffen ohne Weiters einige der Zuhörer das Wort und fertigten den Doctor so

zur Genüge ab, daß er uns nicht ferner belästigte. „Uns ist nicht bange," sagte der Eine, „befürchtet aber der Herr Doctor sein Bischen Verstand vollends zu verlieren, so bleibt er besser weg." Während ein Andrer bemerkte: „Das würde ja nur zum Vortheil des Herrn Doctor sein, der sonst doch nicht viel zu thun hat."

Nun, solche Scharmützel hätte ich mir zur Noth noch gefallen lassen, allein es fanden bald ganz ordentliche Treffen statt.

Als ich z. B. am 25. Februar 1851 eine Abendversammlung bei meinem Onkel Arnold, in Eula, hielt und während die Zuhörer aufmerksam dem Worte lauschten, zerschmetterte ein Taugenichts mit einem großen Stein den Fensterladen, sowie das Fenster, unmittelbar hinter meinem Rücken, so daß mir die Glasstücke um den Kopf flogen. Wohl hatte der stramme, deutsche Fensterladen den Stein nicht durchgelassen, somit wurde Niemand verletzt. Aber doch war es, als ob eine Kanone hinter meinem Rücken abgefeuert worden wäre. Vor Schrecken sank ich daher fast auf die Knie, während meine Zuhörer urplötzlich auffuhren, einige Frauen sogar auf die Stühle, andere aus der Stube sprangen und nicht wenige schrien, als ob die Welt am Untergehen sei. Der Leser wird wohl glauben, daß es geraume Zeit nahm, bis sich Prediger und Zuhörer hinreichend gesammelt hatten, um die Versammlung einigermaßen fort zu setzen. Meinem Onkel wurde zwar der Uebelthäter verrathen, er verklagte ihn auch, allein auch dieser Prozeß lief krumm aus, der Taugenichts wurde von seinen Spießgesellen losgeschworen und somit hatte mein Onkel noch die Gerichtskosten zu bezahlen.

Am 30. Januar war es in Nitschereuth, einem Greizer Dorfe, bereits zu einem noch ernstlicheren Treffen gekommen. In diesem Orte hatte das Werk einen guten Anfang genommen. Schon waren mehrere recht gesegnete, zum großen Theil von Bäuerinnen besuchte Versammlungen abgehalten worden. Von diesen, von der göttlichen Wahrheit ergriffenen Frauen mochte es denn wohl manche ernste Gardinenpredigten abgegeben haben, wenn deren Männer spät aus der Bierschänke, welche sie allabendlich besuchten, heimkamen. Somit wurde ich als Friedenstörer im Dorfe erklärt, und man lag Herrn Pastor Resch an, Friedenstifter zu werden. Dieser ließ dann auch nicht lange auf sich warten; so freundlich er sich auch Anfangs gegen mich zeigte und selbst der Versammlung einmal beigewohnt und sich nicht ungünstig darüber geäußert hatte. Allein jetzt hatte er plötzlich anderes Licht bekommen, hatte daher am vorhergehenden Sonntag eine ungewöhnlich gewaltige Predigt über Irrlichter gehalten und kraft seines Amtes auf das Entschiedenste davor gewarnt. Und siehe, diese Bauern hörten des Pastoren Stimme und folgten ihm. Sie wurden auf den Abend meines Besuchs, aber vor der Hand zu einer andern Versammlung, zusammen gerufen. Als ich im Orte ankam, fand ich Alles in Schrecken versetzt. Von andern Dörfern fanden sich eine Anzahl Zuhörer ein, aber nicht vom Dorfe selbst. Vor Furcht und Erwarten der Dinge, die da kommen sollten, verduftete zuletzt auch selbst unser Hauswirth. Nicht lange darauf jedoch war nicht nur sein Platz, sondern die Lücken aller Abwesenden mehr als ausgefüllt und fast ein Jeder geberdete sich, als ob er Herr

im Hause wäre. Noch nie hatte ich das Haus so voll gesehen. Nur schade, ich konnte diesen Abend keine Versammlung halten, sondern die Versammlung hielt mich. Und welch eine geistreiche, besser gesagt, spirituöse Versammlung war das, welch Auflebung gab's dabei? Ein Glück für mich war es, Bürgermeister Blitz war früher ein Freund von mir gewesen, ließ mich daher auch jetzt nicht ganz im Stich, sondern so oft ich unsanft erfaßt oder gegen die Wand gedrückt wurde, eilte er mir zur Hülfe. Doch endlich eröffnete er mir: „Sie wissen, wir haben einen guten Pastor — wir wollen nicht von unserm Glauben abfallen und wünschen Frieden und Ruhe in unserm Dorfe zu bewahren — daher bin ich kraft meines Amtes genöthigt, Ihnen das Abhalten von Versammlungen allhier zu verbieten und Sie aufzufordern, sogleich den Ort zu verlassen." Der Herr Bürgermeister bekam hierauf wohl vom Amte in Greiz einen starken Verweis, zu einem revolutionären Akt Veranlassung gegeben zu haben, doch gleichzeitig auch den Bescheid, den ausländischen Eindringling im Wiederholungsfall verhaften zu lassen.

Auch in Sorge, einem Dorfe, welches zwischen den Grenzen liegt, und zwar so, daß ein Theil zum königlich, ein andrer zum großherzoglich sächsischen und ein dritter zum fürstlich reußischen Lande gehörte, hatten wir einige recht gute Versammlungen gehabt. Dieselben fanden bei der Wittwe Meckler, deren Haus zufällig im reußischen Lande stand, statt. Als ich aber am 20. März 1851 gegen Abend wieder dahin ging, konnte man schon von Ferne den entsetzlichen Lärm eines Pöbelhaufens hören, welcher das Haus umschwärmte. Mein Bruder, welcher

mich begleitete, rieth zur Umkehr; doch ich sagte ihm: „Bange machen gilt nicht." Wir kamen glücklich ins Haus. Als ich aber meinen Vortrag über das Gleichniß vom Säemann begonnen und noch über den ersten Theil sprach: „Wenn Jemand das Wort vom Reiche hört und nicht versteht, so kommt der Arge und reißt es hin, was gesäet ist in sein Herz,"—siehe, da drängte sich der Amtsbote aus Greiz mit zwei Soldaten in die Versammlung, aber nicht als Zuhörer, sondern als Wortführer, indem er sogleich und ohne um Erlaubniß zu bitten, einen Amtsbefehl verlas, dahin lautend: „Die Versammlung ohne Weiteres aufzulösen — widrigenfalls den Führer derselben zu verhaften." Da nun diese Befehle immer wie die der Meder und Perser waren, die nicht verändert oder übertreten werden durften, so machte ein Bauer den Vorschlag: „Lassen Sie uns in mein Haus gehen, das liegt im Großherzogthum Weimar, und da haben uns diese Herren nichts zu sagen." Das hätte nun auch der Entfernung wegen wohl leicht geschehen mögen; allein der Pöbelhaufen wurde hierauf so bestialisch wüthend, daß für diesen Abend an kein weiteres Ausstreuen des göttlichen Samens zu denken war. Der Säemann zog es vielmehr vor, sich sogleich mit der Menge durch die vor der Thür in Reihen aufgestellten Pöbelhaufen zu drängen. Glücklicher Weise war es jene Nacht entsetzlich finster, somit konnten diese Spießgesellen ihre Knüttel nicht an den rechten Mann bringen. Einige schrien wohl: „Das ist er!" doch waren sie eben nicht im Klaren — und da ich es auch nicht für rathsam hielt, sie darüber aufzuklären, vielmehr mich im Stillen und schleunigst aus dem Staube zu machen, so

kam ich, so leid es dem Pöbel auch wohl that, doch diesen Abend mit heiler Haut davon. Manchmal war ich freilich nahe daran, weich zu werden und das Hasenpanier zu ergreifen. Doch ließ mich der treue Gott nicht über Vermögen versucht werden, sondern alle Versuchungen so ein Ende gewinnen, daß ich sie ertragen und mit Paulo bekennen konnte: „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht. Uns ist bange (wir zagen), aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um."

Solches erfuhr ich unter Anderem auch in Großkundorf, einem Weimarischen Dorfe. Auch hier hatte das Werk einen versprechenden Anfang genommen. Unter Anderen war eine wohlhabende Wittwe, Wagner, nebst ihrer Tochter und ihrem jüngsten Sohne zum Herrn bekehrt. Die Tochter war zu einem der ersten Bauern und Bierbrauer im Dorfe verheirathet, welcher, so ungehalten er Anfangs über die Bekehrung seiner Frau auch war, sie doch endlich gewähren ließ. Nun aber ließ es Gott in seiner wunderbaren Vorsehung zu, daß diese Frau im Kindbette durch Milchfieber irrsinnig wurde. Das war Wasser auf die Mühlen der Welt. Wohl erklärte der Hofrath aus Greiz, diese Krankheit habe ihre ganz natürlichen Ursachen, aber doch hörten auch hier die Schafe die Stimme ihres Pastoren, welcher behauptete, der Methodist habe sie verrückt gemacht. Es war mir daher am 15. März 1851, um des Tumultes willen, kaum möglich, Versammlungen daselbst zu halten. Als ich aber am nächsten Vormittag die heimgesuchte Familie besuchte, um ihr, sonderlich der Mutter

Trost zuzusprechen, so wollte mich der Bierknecht, ein Bruder der Kranken, durchprügeln. Dieses ließ nun zwar der Hauswirth seinem früheren Freunde nicht geschehen, erfaßte ihn aber beim Arm, führte ihn zum Hause hinaus bis in die Mitte des Dorfes, und sagte dann: „So, ich will Sie dies Mal noch im Frieden abziehen lassen. — Aber kommen Sie mir nie wieder in mein Haus, sonst giebts etwas Warmes."

Als ich nun, als ein Fluch der Welt und Fegopfer aller Leute, mitten im Dorfe dastand, da wollte es mir doch zu dick werden; war mir's doch, als läge das ganze Dorf auf mir. Ich suchte deshalb auf dem kürzesten Wege aus dem Dorfe hinaus zu kommen und lenkte meine Schritte heimwärts. Zwar hatte ich eine neue Bestellung am selben Abend in Wolfersdorf, welcher Ort 5 Meilen nördlich, während mein Heim 5 Meilen südwestlich von hier lag. Doch wie sollte, wie konnte ich unter diesen Umständen noch weiter vordringen? Ging mir's doch wie Elias dort: „Als er das sahe" — Ja, es schien auch mir deutlich: Die Leute wollen dich nicht hören, wollen sich nicht zu Gott kehren — deine Arbeit ist vergeblich. Uebrigens kümmert sich auch Gott nicht um dich, noch um seine eigene Sache, sondern läßt dem Teufel freies Spiel, läßt ihn siegen. „Da machte er sich auf, und ging wo er hin wollte — in die Wüste." So ging auch ich in den Wald, und sagte und klagte dem lieben Gott: „Es ist genug!" Genug gekämpft und gestritten — ich kann nicht weiter, sondern ziehe mich zurück — sende einen Andern. Doch je weiter ich gegangen, je öfter ich gebetet hatte, je mehr versiegten meine Thränen, verstummten meine Klaglieder. Allmäh-

lich fing ich gar an, mich der letzteren zu schämen und siehe, ehe ich noch halbwegs heim war, waren sie in Lobgesänge verwandelt, denn mein Herz war wieder mit neuem Muth und neuer Kraft erfüllt. In Begleitung von Br. Rabe, aus Obergeißendorf, kehrte ich wieder um, dennoch die Kriege des Herrn weiter zu führen. Der Herr aber stand mir an jenem Abend so kräftig bei, gab einen so herrlichen Sieg, daß ich mit meinen Brüdern aus Waltersdorf Zionslieder auf dem Heimwege singen konnte.

Und der Herr fügte es dann auch so, daß, wenn mir auch hie und da ein Ort von den Feinden verschlossen, oder ein anderer wegen Erfolglosigkeit aufgegeben wurde, sich mir wieder andere Thüren öffneten; die Heilsuchenden und Bekehrten aber kamen dann oft mehrere Meilen weit nach den Orten, wo regelmäßige Versammlungen gehalten wurden.

So geschah es, nachdem ich öfters in Wittendorf, 4 Meilen westlich von meiner Heimath, zu großen Volksmassen, doch ohne sichtlichen Erfolg gepredigt hatte, daß sich am 18. März, nach der Versammlung daselbst, einige Männer als Kundschafter mir vorstellten. Der Wortführer, F. Zschiegner, vermeldete: „Es haben sich auch in unserm Ort, Dörtendorf, sechs Meilen westlich von hier, schon geraume Zeit eine Anzahl Weber sonntäglich versammelt, um sich in Gottes Wort zu unterhalten und zu erbauen. Wir haben aber niemand, der uns anleitet. Somit sind wir ausgesandt, Sie zunächst ein Mal predigen zu hören, und Sie dann herzlich einzuladen, auch hinüber zu uns zu kommen und uns zu helfen." „Nun, das mag wohl geschehen," entgegnete ich, „im Fall Ihr ein ernstliches Ver-

langen habt, den Weg des Heils kennen zu lernen, ihn aber dann auch zu betreten, Euch zum Herrn zu bekehren." „Ja, das wollen wir, " fuhr Zschiegner, welcher an diesem Abend mächtig ergriffen worden war, unter Thränen fort, „kommen Sie nur recht bald zu uns." „Doch da ist noch Eins," erwiderte ich, „Ihr seid Weber, werdet Ihr denn auch einen geräumiges Local sichern können?" „Auch dafür wird gesorgt," antwortete er freudig, „ich habe im obern Stockwerk meines Hauses keine Scheidewände und so werde ich den ganzen Raum dazu räumen und einrichten."

Hierauf wurde dann die erste Versammlung für Dörtendorf auf den 25. März 1851 anberaumt. Br. Zschiegner's Haus war aber bereits das erste Mal so überfüllt, daß es kaum die Menge tragen, doch noch weniger fassen konnte. Von Stund an war nun Dörtendorf ein regelmäßiger Predigtplatz. Der Herr sammelte sich auch hier, wie wir sehen werden, ein großes Volk. Von hier aus breitete sich das Werk weiter aus — und Dörtendorf hatte auch die Ehre, daß hier im Jahre 1866 die erste Kapelle unserer Sachsen-Mission erbaut wurde.

Sechstes Kapitel.

Bethanien! schöner Name — schöner noch der Ort,
Jedoch, was macht ihn schön? Der Meister weilt gern dort —
Und heute noch — welch Heil! kehrt Jesus bei uns ein —
Da wird's erst schön im Haus — da ist's erst gut zu sein.

Am 16. April 1851 reiste ich mit meinem Bruder, Friedrich, nach Bremen, um mit der Gemeinde daselbst das Osterfest zu feiern. Zu meiner Freude traf ich hier auch Br. H. Nülsen an, welcher soeben von Amerika, zur Verstärkung unserer Mission in Deutschland, angekommen war. Da gab's nun gleich viele Neuigkeiten zu hören und zu erforschen von dem uns so liebgewordenen Lande der Freiheit.

Dies wurde fürwahr ein großes, herrliches Fest für mich. War ich doch mit leeren Gefäßen herbei gekommen und der Herr setzte mir einen so reichen Tisch, schenkte mir volle Becher ein. Mein Herz bebte vor Freuden am Oster-Morgen, ob der Kunde Dr. Dörings: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden!" sowie am Nachmittag, als im Jüngerkreise die Kunde von Mund zu Munde ging: „Jesus lebt, mit ihm auch ich!"

Am Oster-Montag den 22. April 1851 wurde mir nebst Br. Fiege auch die Ehre zu Theil, an der ersten Vierteljahrs-Conferenz als die ersten Local-Prediger unserer Mission in Deutschland licenzirt zu werden.

Aber auch meinem Bruder Friedrich gereichte dieses Fest zum reichen Segen. War er doch dem reichen Jüngling im Evangelio gleich gewesen, der da sagen konnte: „Das hab ich Alles gehalten von meiner Jugend auf; was fehlt mir denn noch?“ Sanften und stillen Temperaments, wie er war, wurde er von Allen, die ihn kannten, geachtet und geliebt, und war in all den besseren Gesellschaften der Umgegend, welche er auch fleißig besuchte, stets ein willkommener und angesehner Gast. Hier fehlte es denn auch nicht an ernsten Warnstimmen vor seinem schwärmerischen Bruder. Sonderlich that unser Schullehrer Böttcher hierin seine volle Pflicht. „Herr Wunderlich,“ sagte er unter Anderem, „nehmen Sie sich in Acht! Sie sind ja ein verständiger Mann und müssen einsehen, daß es mit Ihrem Bruder nicht so fortgehen kann. Das sind jugendliche, schwärmerische Anfälle — hab' selbst solche gehabt — doch die gehen vorüber. Und es muß mit Ihrem Bruder bald wieder anders werden, sonst — na, sonst schnappt er noch über.“ Nun das leuchtete denn dem „verständigen Manne“ auch ein; er suchte diesen Rath treulich zu befolgen; nahm sich, so gut er konnte, in Acht. Er war zwar kein entschiedener Gegner, der mir viel widersprochen hätte; verbot mir selbst nie, das Abhalten der Versammlungen auf seinem Gute, welche, wie er wohl merken mochte, zu seinem, sowie der Mutter Besten daselbst veranstaltet wurden. Doch suchte er sich vor Beginn dieser Versamm-

lungen gewöhnlich aus dem Staube zu machen. Oefters nahm er sein Gewehr und ging in den Wald. Wie kam er da einmal in so große Verlegenheit, indem nehmlich eines Sonntagmittags die Versammlung etwas spät zum Schluß gekommen war und er bei seiner Heimkehr mit dem Gewehre in der Hand vor dem Thore noch unter die eben auch heimkehrenden Geschwister gerieth. Endlich, nahe dem Weihnachtsfeste, neugierig, was doch eigentlich in unseren Versammlungen vorgehe, hatte er ein Mal an der Thüre gelauscht. Da mir aber nun der liebe Gott eine Stimme gegeben hat, welche man zur Noth auch außerhalb eines Zimmers, selbst ohne daß die Thür gerade offen steht, hören kann, so hatte er das Wort auch draußen vor der Thür vernommen und — es hatte ihn getroffen. Das nächste Mal hatte er sich in Zeit in das Zimmer begeben und hinter den großen, altdeutschen Ofen postirt. Da saß er nun, in der sogenannten Hölle, als in seiner Kapelle, wo er nur von Wenigen gesehen werden konnte. Doch der Herr, welcher einst einem Zachäus, der sich auf einen Maulbeerbaum verstiegen hatte, gesehen, sah jetzt auch meinen Bruder in seinem Versteck und rief ihm zu. Am nächsten Sonntag setzte er sich, zu unserer aller Freude, unter die armen Handwerker, aus welchen bis dahin diese Versammlung meist bestand.

Von dieser Zeit an mied er denn auch entschieden seine weltlichen Gesellschaften, ging hingegen mit mir, wenn auch anfänglich nur des Abends, auf fast alle meiner Predigtbestellungen. Nur konnte er nicht dazu bewogen werden, so viel ihn die Brüder auch dazu einluden, die Bekenntnißstunden zu besuchen. Selbst aus meiner Pri-

vatunterhaltung, wenn ich ihn etwa anredete: „Nun, Friedrich, ich sehe, Du liebst das Gute, bist suchend nach dem Heiland — sag' mir doch 'mal, wie Du ankommst," lief er gewöhnlich davon, mit einem: „O, das kann ich Dir nicht sagen." Deshalb überredete ich ihn hauptsächlich, mit mir zum Osterfeste nach Bremen zu gehen, hoffend und betend, er möchte daselbst in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes versetzt werden.

Sobald wir daher gastfreundliche Aufnahme bei Dr. Jacoby gefunden hatten, wurde derselbe von der Sachlage in Kenntniß gesetzt. „Gut," sagte dieser, „da bietet sich heute Abend schon Gelegenheit, ihn von dieser Befangenheit zu befreien; wir haben Klasse hier in meinem Hause und ich werde versuchen, ihn hier zu behalten." Als ich mich sodann anschickte, eine Bestellung in einer Vorstadt zu bedienen und mein Bruder mich begleiten wollte, sagte Dr. Jacoby zu ihm: „Herr Wunderlich, Sie bleiben besser hier — Sie sind doch müde von der Reise; haben ja auch Ihren Bruder schon oft predigen gehört — und wir haben ja auch Versammlung hier im Hause." — So ungern er es nun auch wohl that, so konnte er aber doch nicht umhin, den Rath seines Gastfreundes zu befolgen, und hing zögernd seinen Ueberrock wieder an den Nagel. Mit bangem Herzen ging er in die Klasse. Wußte er ja wohl, was daselbst vorging. Er setzte sich, um erst die Andern zu hören und sich etwas vorbereiten zu können, ganz zurück. Da war er aber doch fast wie vom Blitz getroffen, als Br. Nülsen, welcher die Klasse führte, ihn zuerst aufforderte, den Geschwistern zu sagen, wie er auf dem Lebenswege ankomme. Nun, da half eben nichts, er mußte

mit der Farbe heraus, und indem er sein Herz offen und frei ausschüttete, so wurde ihm schon diese Versammlung zum reichen Segen. Als wir uns später zur Ruhe begaben, sagte er: „Es ist viel besser gegangen, als ich befürchtete, ich bin wirklich froh, daß mich Dr. Jacoby hier behielt.— O, ich könnte viel weiter sein, hätte ich mich nicht so lange zurückhalten lassen." Am Sonntag Abend aber sagte er: „Solch' ein Osterfest habe ich in meinem Leben noch nie gefeiert. So ist mir auch noch nie der Genuß des heiligen Abendmahls zum Segen geworden, wie heute."

Wohl gelangte mein Bruder in Bremen nicht zur völligen Freiheit, überkam nicht das Zeugniß des heiligen Geistes von seiner Gotteskindschaft, aber doch wurde er nahe herzugebracht. Und als er, ungefähr eine Woche nach unserer Heimkehr, nach Greiz ging, auf seinem Wege aber im Walde mit Gott rang, siehe, da schlug auch ihm die Stunde der Erlösung, da brach ihm der volle Gnadentag an. Sein Herz wurde aber von Frieden und Freude im heiligen Geiste erfüllt, daß er eilend nach der Stadt lief, um den Freunden und Bekannten die Osterkunde zu bringen: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden — zuletzt auch mir erschienen!" — ihnen zu erzählen, was auf dem Wege geschehen, und wie er von ihm erkannt worden.

Die Bekehrung meines Bruders erregte bald überall neues Aufsehen. Das Alte war fürwahr bei ihm vergangen, siehe, es war Alles neu geworden. Auch seine Schüchternheit und Zurückgezogenheit, welche Viele für Stolz gehalten, war verschwunden, und öffentlich und sonderlich, zu Reich wie Arm, bekannte er die Gnade Gottes, die ihm widerfahren. Er begann nun sogleich, als Priester seines

Hauses, demselben vorzustehen in dem Herrn, ward mir fortan ein treuer Gehülfe, hielt Bet- und Klaßversammlungen, und am Pfingstfeste machte er bereits den ersten Versuch, das Netz auszuwerfen. „Die Gemeinden aller Orten priesen Gott über ihm, während Viele sich entsetzten und fragten: Was will das werden?“ Andere aber ihren Spott hatten und sagten: „Der wirds nicht lange aushalten, so wird er Bankerott. Kein Landwirth kann bestehen, welcher, wie er, die strengste Sonntagsfeier durchführt; dazu oft in der Woche im Lande umherläuft, den Leuten zu predigen und dieselben noch obendrein fast sonntäglich haufenweis füttert.“

Ob diese Leutchen wohl bei dieser Zeit erkannt haben, daß sie falsche Propheten waren — daß sich hier aber auf das Deutlichste bestätigt hat: „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.“ Siehe, Johann Friedrich Wunderlich hat nun dreißig Jahre lang das Werk des Herrn betrieben; hat erst ein paar Jahre als Gehülfe, dann viele Jahre als Aufsichthabender Prediger, d. i. so lange als die Ordnung der Kirche, da er nicht ziehen konnte, es ihm zuließ — und nun seit der Zeit wieder als Gehülfe den Bezirk bedient. Dafür hat er nur einige Jahre etwas Vergütung erhalten; während die Obrigkeit ihn für sein Predigen einige Male bestrafte — da er sich aber weigerte, diese ungerechte Strafe zu bezahlen, ihn auspfänden, d. i. von den besten Kühen aus seinem Stalle verkaufen ließ. Die meiste Zeit hat er dabei sein Rittergut selbst verwaltet, hat auf demselben stets strenge Sonntagsheiligung durchgeführt und ist bis heute noch

nicht bankerott geworden; hat vielmehr in allen Dingen, auch an irdischen Gütern zugenommen.

Einen besonders günstigen und tiefen Eindruck machte die Bekehrung meines Bruders auf das Herz meiner Mutter. Sie sagte eines Tages zu mir: „Ich kann mich doch nicht genug über die Veränderung wundern, welche mit Friedrich vorgegangen ist. Er ist wirklich mit einem Male ein ganz andrer Mensch geworden. Er ist doch jetzt so kindlich — so freundlich gegen Jedermann — und ist so eifrig, daß es scheint, er möchte alle Welt bekehren." Ich antwortete hierauf: „Nun sehen Sie, Mutter," (ich konnte es nehmlich nach guter, alter, deutscher Sitte nie übers Herz bringen, meine Eltern per Du anzureden), das ist es, was mit dem Menschen vorgeht, wenn er sich zu Gott bekehrt. Der liebe Gott will und kann solche Leute aus uns machen, die ihn von ganzen Herzen, und ihre Nächsten als sich selbst lieben — dann, und nur dann sind wir auch wahrhaft glücklich und nützlich in der Welt. Und nun, sehen Sie, liebe Mutter, diese Gnade will der Heiland auch Ihnen schenken, sobald Sie ihm das Herz ganz öffnen, sich ihm hingeben." Sie war zu Thränen dabei gerührt, doch sie ging traurig davon. Ach, daß sie zu dieser Zeit erkannt hätte, was zu ihrem Frieden diente! Wie manche heiße Kämpfe wären wir überhoben gewesen! Da sie aber nach ihrer Erkenntniß gottesfürchtig und betend gewesen, so freute sie sich wohl über die Bekehrung ihrer Kinder, glaubte jedoch nicht, selbst derselben bedürftig zu sein. Sie lauschte jetzt zwar gerne der Predigt des Evangeliums, besuchte auch öfters die Betstunde, aber nie die Klasse. Diese letzte Versammlung hielt sie für unnöthiges,

übertriebenes Wesen. Bei meinem brünstigen Verlangen nun, meine gute Mutter gerettet zu sehen, ging ich öfters in meinem Bekehrungseifer zu weit und es führte zu manchem harten Strauß. Denn wenn ich sie durch Argumente so in die Enge getrieben hatte, daß sie nicht weiter konnte, sie sich aber auch dem Sohne nicht gefangen geben wollte, so brach sie in heftigen Zorn aus. „Was," sagte sie z. B. einmal, „ich habe gebetet, ehe ich Dich gesehen habe. Wie oft habe ich Dich leichtsinnigen Jungen ermahnt, wie viel habe ich für Dich gebetet, und jetzt willst Du mir sagen, ich sei eine Sünderin, müsse mich bekehren, oder gehe zur Hölle! — Du solltest Dich sicherlich schämen." Ein andres Mal sogar: „Wie habe ich Dich besonders geliebt — wie viel Mühe, Kummer und Thränen hast Du mir verursacht — wie hätte ich glauben mögen, daß Du je alle Liebe gegen mich verlieren, mich gar noch verdammen würdest?" Als ich ihr nun darauf antwortete: „Liebe Mutter, Gott weiß es, ich meine es gut mit Ihnen. Es thut mir aber doch so leid, wenn ich mit Ihnen rede, um Sie zum Heilande zu führen, so lassen Sie sich öfters vom Feind so hinreißen, lassen Ihr Herz von ihm einnehmen." Da hatte ich's aber nun vollends ganz verschüttet. „Was sagst Du?" rief sie, indem sie vor Zorn weinte, „ich habe mein Lebtag nichts mit dem Teufel zu thun gehabt, und jetzt behauptest Du noch gar, ich sei von ihm besessen. Nein, das kann ich nicht länger ertragen. Ich will von Stund an zu meinem Sohn Christian ziehen, damit ich doch meine letzten Tage noch in Frieden verleben kann." Allen Ernstes ging sie wirklich sofort ans Einpacken. Somit mußte ich eilend Friedrich rufen, der ja unter

keinen Umständen seine treue Haushälterin entbehren konnte. Nun, sie willigte auch endlich auf sein herzliches Zureden und Bitten ein, zu bleiben; kündigte mir aber zugleich an, sie werde mich, sobald Herr Jacoby wiederkomme, bei demselben verklagen.

Und so geschah es. Als bald darauf am 8. Juli 1851 mein Vorstehender Aeltester uns wiederum besuchte, ließ sie mit ihrer Klage nicht lange auf sich warten. Sobald sich eine günstige Gelegenheit darbot, sagte sie: „Herr Jacoby, es thut mir leid, ich muß dies Mal gegen meinen Sohn Ehrhardt Beschwerde bei Ihnen führen." Und auf die Frage: „Nun, was hat er denn Unrechtes gethan?" fuhr sie fort: „Ei, er behandelt mich, wie ich nicht glaube, ein Sohn seine Mutter behandeln sollte. Er läßt mir fast gar keine Ruhe; predigt mir immer von Buße. — Seine Brüder und Schwestern, die viel Wesens von ihrem Christenthum machen können, sind ihm ganz recht, aber weil ich nicht so bekennen kann, bin ich die Sünderin und gehe, wenn ich mich nicht bekehre, mit sammt meinem Christenthum noch zur Hölle. — Werde ich dann über diese Behandlung entrüstet, so soll ich gar noch vom Bösen besessen sein. — Ich sage Ihnen, das kann ich nicht länger aushalten." Ihre Thränen erstickten zuletzt fast ihre Stimme. Auch Dr. Jacoby war tief bewegt und sagte nach einer Pause: „Liebe Mutter, es thut mir sehr leid, daß sich die Verhältnisse zwischen Ihnen und Ihrem Sohne so gestaltet haben. Doch ich glaube, dieser Zwiespalt beruht meistens auf Mißverständniß, und es wird sich mit Gottes Hülfe bald ändern. So viel können Sie doch versichert sein, Ihr Sohn meint es gut mit Ihnen, und wenn er

manchmal in seinem Ermahnen zu viel thut, so müssen Sie das seinem jugendlichen Eifer zuschreiben. Beten Sie nur Beide fleißig zum Herrn, der wird Weisheit und Gnade geben, daß auch Ihre Herzen noch in Liebe recht vereinigt werden." Zu mir sagte er aber später gelegentlich: „Horch, Du mußt jetzt Deine Mutter in Ruhe lassen. Rede wenig über Bekehrung zu ihr, sie nimmt doch vor der Hand nichts von Dir an; bete aber um so mehr für sie, der Herr kann und wird auch ihr Herz noch aufthun. Sie forscht und betet doch fleißig?" „O ja," antwortete ich, „sie liest jetzt viel; besonders muß in letzter Zeit ihr Starks Gebetbuch viel herhalten, und es scheint mir, es will oft schon nicht mehr ausreichen." „Dann laß sie nur gewähren," fuhr Jacoby fort, „der Herr wird sie schon zurechte bringen."

Dieser Rath leuchtete mir wohl ein und ich versprach, denselben zu befolgen. Doch das Versprechen ging auch hier leichter, als das Befolgen. Es vergingen eben Wochen, ja selbst Monate, ohne daß ich eine merkliche Veränderung an meiner Mutter wahrnehmen konnte. Wie so lang wurde mir diese Zeit! Schien mir es doch öfters, als wollte mein Gebet unerhört und die Verheißungen Gottes ausbleiben! Als ich endlich am 20. November 1851 auf meiner Stube saß, mich anschickend, auf meine Mission zu gehen, wurde mir der Gedanke rein unerträglich, daß ich hinaus gehen solle, Andern zu predigen, auch wohl Andere sich bekehren, während meine Mutter außer Christo und ohne Hoffnung in der Welt sein und bleiben solle. Und siehe, während ich dem lieben Gott mein Anliegen wieder klagte, kam sie, um etwas zu holen, auf meine

Stube. Doch ehe ich eine Unterhaltung mit ihr anknüpfen konnte, eilte sie davon. Da saß ich nun, mich meiner großen Ungeschicklichkeit anklagend. Es schien mir aber heute eben unmöglich fortzugehen, ohne mit ihr einmal mit aller Ruhe und Vorsicht geredet zu haben. Nachdem ich daher den Herrn um Weisheit und Gnade dazu angefleht, bat ich sie, nochmals auf mein Zimmer zu kommen, um daselbst noch Etwas in Ordnung zu bringen. Hier trat ich denn gelegentlich zu ihr und fragte: „Nun, liebe Mutter, sagen Sie mir doch, wie geht es denn mit Ihnen?" Sie sah mich an — und ich werde diesen Blick nie vergessen — während Thränen ihre Augen füllten, antwortete sie mit zitternder Stimme: „Es geht sehr schlecht mit mir, sehr schlecht. — Ich weiß vor Herzeleid nicht wo aus und an. — Niemand kümmert sich um mich, weder Du noch Friedrich. — Ihr müht Euch wohl um Andere, aber nicht um mich." „Ei, liebe Mutter," erwiderte ich, „wer ist denn schuld daran? Haben Sie mich nicht bei Br. Jacoby deshalb verklagt — und er hat's mir dann streng geboten, Sie in Ruhe zu lassen?" „Nun," fuhr sie fort, „ich war der Zeit eben noch blind — aber der liebe Gott hat mir jetzt meine Augen aufgethan — und ach, wie ist mir nun so bange. — Hab' schon einige Nächte nicht schlafen können, hab' sie mit Weinen und Beten zugebracht, — aber ich fürchte, ich komme nun zu spät, der Herr hört mich nicht mehr," — bis endlich hier ihre Stimme versagte und sie ihren Thränen freien Lauf ließ. Ich war entzückt ob dem, was ich sah und hörte, und traute kaum meinen Augen und Ohren. Mein Herz wollte mir vor wehmüthiger Freude fast zerspringen. Ich fiel meiner Mutter um

den Hals und dankte Gott über ihr. So gut ich konnte, suchte ich sie sodann zu dem hinzuweisen, der die Gottlosen gerecht macht, zu dem Lamme Gottes, das der Welt Sünde trägt, dessen Blut rein macht von aller Sünde. Die Mutter sank auf ihre Knie, ringend mit dem Herrn um Gnade. Mit den köstlichen Gottesverheißungen suchte ich ihre schwachen Glaubenshände zu stärken; auf Armen des Gebets versuchte ich sie dem guten Hirten auf die Achseln zu legen — und war mirs doch dabei, als könnte ich das Jauchzen der Engel Gottes hören, ob der Kunde des Hirten: „Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war."

Getröstet vom Herrn und mit neuer Zuversicht, wenn auch wohl nicht mit der gewissen, zweifellosen, stand die Mutter von ihren Knien auf. Niemals aber in meinem Leben, weder vor oder nach diesem, ging ich mit fröhlicherem Herzen auf meine Mission, als an diesem Nachmittag. „Mein Leib und Seele freuten sich in dem lebendigen Gott. Ich zog mit Freuden aus und ward im Frieden geleitet. Berge und Hügel frohlockten vor mir her mit Ruhm und alle Bäume auf dem Felde klappten mit den Händen."

Und als ich wie gewöhnlich am Sonntag Mittag heim kam, kam wir mein Bruder eine Meile entgegen gelaufen, mir die frohe Kunde von der herrlichen Veränderung, welche mit der Mutter und im ganzen Hause vorgegangen, zu bringen. „O, seit Du von Heim fortgewesen bist," sagte er, „singt und jauchzet unsere Mutter fast den ganzen Tag, und es scheint das ganze Haus mit ihr ein neues Pfingstfest erlebt zu haben — Gott sei Dank, nun ist unser Rüßdorf ein Bethanien." Die Mutter selbst kam mir

vor dem Thore entgegen geeilt, fiel mir jubelnd um den Hals, mich gleichzeitig wie ein Kind um Verzeihung bittend, da sie mir so oft Gutes mit Bösem vergolten habe.

Ach, was waren das für Tage der Freude und Wonne über diesen herrlichen Sieg! Wir konnten es kaum fassen. Auch unsere so innig geliebte Mutter hatte uns der Herr gegeben. Wir sahen dabei die Wahrhaftigkeit der Verheißungen Gottes, die Macht seiner Gnade und die Erhörung des Gebets so deutlich geoffenbart, daß es uns fast unmöglich schien, je wieder daran zweifeln zu können.

Welch eine treue Zeugin wurde nun auch die Mutter hinfort für ihren Heiland! Ueberall wo sich ihr Gelegenheit bot, sonderlich zu ihren früheren Freundinnen bekannte sie oft mit Thränen: „O, wie war auch ich so verblendet, so verkehrt, so in Selbstgerechtigkeit verstrickt! Ich meinte ja nicht, daß auch ich Bekehrung nöthig habe. Nichts empörte mich mehr, als wenn ich gar mit dem Teufel etwas zu schaffen haben sollte. — Aber Gott sei Dank!" fuhr sie dann öfters fort, „der Heiland kann jetzt noch Blindgeborne sehend machen. Er hat auch meine Augen geöffnet, auch mir das Herz aufgethan. Auch mir ist in meinem Alter noch Barmherzigkeit widerfahren!" und lud dann alle ein, doch auch zu diesem köstlichen Heilande zu kommen.

Unsere Mutter hat in Wirklichkeit die wenigen Jahre, welche ihr der Herr noch schenkte, treulich seinem Dienste geweiht. Sie machte kräftige Fortschritte in der Erkenntniß und Gnade Jesu Christi. War sie früher schon mitleidsvoll und mildthätig gegen Arme und Leidende gewesen, so war sie es nun viel mehr um des Herrn willen,

so daß Rüßdorf eine Zufluchtsstätte Vieler wurde. Und wie treulich hat sie ihren Söhnen beigestanden im Werke des Herrn; wie mütterlich oft in ihren Verfolgungen sie getröstet! Sie hatte Mitleid mit ihren Banden; erduldete den Raub ihrer Güter mit Freuden, als die da für sich selbst wußte, daß sie eine bessere und bleibende Habe im Himmel besitze.

Wohl ging ihr auch der Abschied, als ich im Jahre 1853 wieder nach Amerika ging, sehr nahe, doch nicht wie das erste Mal. Wir schieden ja jetzt in der lebendigen Hoffnung: Wir treffen uns wieder — wenn nicht hier, so doch im Vaterhause droben. Und siehe, sie ist gar bald vorausgegangen — ist längst daheim. In unserm „Evangelisten" wurde zur Zeit berichtet:

„Rüßdorf, den 12. Mai 1855.

Mein lieber Br. Jacoby! Mit tiefer Wehmuth zeige ich Dir den gestern Nachmittag 5 Uhr erfolgten Tod meiner lieben Mutter an. Sie war nur acht Tage bettlägerig; mußte zwar während dieser Zeit viele Schmerzen erdulden, aber der liebe Heiland offenbarte sich recht an ihr. Sie ertrug Alles geduldig und wartete mit Freudigkeit auf ihres Leibes Erlösung. So oft ich mit ihr sprach vom Heiland und von der Seligkeit, sagte sie fast immer: „Dank sei Gott, daß ich jetzt meinen Heiland habe — wie elend wäre ich nun ohne ihn." Sie ermahnte alle die Brüder und Schwestern, welche sie besuchten, doch ja dem Heilande treu zu bleiben. Am zweiten und dritten Osterfeiertage waren die Brustschmerzen so heftig, daß sie nur wenig sprechen konnte. Am dritten Feiertage nahmen die Brüder und Schwestern Abschied von ihr, wobei viele

Thränen flossen. Abends hielten wir noch eine Betstunde für sie. Am Mittwoch verlangte sie noch das heilige Abendmahl und nach dem Genuß desselben ging es schon zum Sterben. Um 3 Uhr Nachmittags rief sie mich zu sich und sagte zu mir: „Friedrich, ich gehe jetzt heim!" Dann sprach sie über ihre Beerdigung mit mir, worauf sie sich an meine umstehenden Geschwister und Dienstboten wandte, sie ernstlich bittend, doch ja nicht in die Welt hinein zu laufen, sondern sich zu Gott und seinem Worte zu halten, indem sie dabei den Liedervers anführte:

„Was ist des Lebens Herrlichkeit?
Wie bald ist sie verschwunden!
Was ist das Leiden dieser Zeit?
Wie bald ist's überwunden!
Hofft auf den Herrn! Er hilft uns gern;
Seid fröhlich, ihr Gerechten!
Der Herr hilft seinen Knechten."

Um 4 Uhr brachte mein Bruder Christian seinen kleinen Sohn von dreiviertel Jahr zu ihr. Diesen nahm sie noch in ihre Hände, ihn ganz freundlich küssend. Hierauf legte sie sich wieder auf ihr Bett nieder und fing an zu schlafen. Noch einmal schlug sie ihre Augen auf, uns alle der Reihe nach anblickend, als ob sie uns noch etwas sagen wollte. Mein Bruder fragte sie, sie schüttelte den Kopf, schlief ganz sanft und ruhig ein — und so entfloh ihr verklärter Geist der sterblichen Hütte. — Ach, wie tröstet und erfreut es mich, daß ich sagen kann, sie ist in dem Herrn gestorben, und ihr Ende sagte uns Allen: „Solcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach." Der Herr wolle sie trösten und erquicken nach dem Kampf und Streit dieses

Lebens, uns aber Gnade verleihen, daß der Sterbenswunsch unserer theuren, lieben Mutter möge in Erfüllung gehen, daß wir droben beim Herrn uns Alle wiedertreffen mögen.

Johann Friedrich Wunderlich.

Unsere liebe Schwester Wunderlich wurde durch ihren Sohn Ehrhardt, welcher im Jahr 1850 von Amerika zurückkam, wo er den Heiland kennen lernte, und sich der Methodisten Kirche anschloß, zu Christo, dem Sünderheiland, geführt. Seit ihrer Bekehrung war sie immer ernstlich bemüht, ihr Seelenheil zu schaffen mit Furcht und Zittern, und weder Spott noch Verfolgung konnten ihren Glauben erschüttern. Sie war getreu bis in den Tod und wird die ihr verheißene Krone des Lebens empfangen. Der Herausgeber."

Die Leichenrede unserer Mutter, gehalten von Herrn Oberpfarrer Heinrich Ackermann, aus Berga, am Tage ihres Begräbnisses, den 16. April 1855, mag hier einen Platz finden, da sie von einem anfänglich so geharnischten Gegner unseres Werkes als ein um so schöneres Zeugniß erscheint.

Leichenrede.

„Erst wenige Tage sind vergangen, andächtige Freunde, als wir das schönste aller christlichen Feste, unser Osterfest, dieses Fest des höheren, besseren, seligen Lebens feierten. — Wir Alle wandelten in diesen Tagen im Geiste hin zum Grabe des Gekreuzigten, — und wir Alle fanden den Stein abgewälzt von des Grabes Thür; uns Allen erschien der Engel Gottes in himmlischem Lichtglanz und rief uns zu: „Was suchet ihr den Lebenden unter den Todten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden." Auch uns begegnete nun der Auferstandene, der von

Gott Verklärte, mit Preis und Ehre für alle Ewigkeit Gekrönte und Er sprach zu jeder trauernden Seele, wie einst zu Maria Magdalena: „Warum weinest du?" „Ich lebe und ihr sollt auch leben!" O, wohl uns, wenn wir mit gläubigen Herzen solche Worte des Herrn vernehmen, wenn wir in ihm den Auferstandenen, den Bezwinger des Todes und des Grabes, den Wiederbringer des Lebens erkannten, — wenn auch wir fest geworden im Glauben an unsere himmlische Berufung nun jauchzen konnten: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?!" „Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!"

Sehet, andächtige Freunde, als solche Freudenrufe von uns an heiliger Stätte ertönten, lag die Frau, deren Sarg ihr heute folgtet, an deren Grabe ihr jetzt standet, zu deren Andenken wir uns jetzt vereinigt haben—Frau Eva Maria Wunderlich, die nachgelassene Wittwe des weil. Herrn Johann Friedrich Wunderlich, gewes'nen Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf Rüßdorf, — sie lag auf ihrem letzten Krankenlager, deutlich fühlend, daß ihre Lebenstage, ihre Lebensstunden von dem Herrn gezählet seien, daß nun bald der Augenblick kommen werde, wo sie ihr Auge zu dem Schlummer schließen werde, aus dem es kein Erwachen hienieden giebt.

Um ihr Lager standen die Ihrigen, sich nicht mehr täuschend über das, was ihnen bevorstand, sondern es deutlich erkennend, es komme nun bald die Stunde, wo sie die letzte Liebespflicht an einer geliebten Mutter erfüllen, zum letzten Male ihre Hand ergreifen und ihr im Tode gebrochenes Auge schließen würden. Aber auch in diese dunkle Trauerstunden leuchtete ein freundliches Licht von Oben herein, das Licht der Ostersonne und gab Trost, Ruhe und Frieden, wenn auch Thränen flossen und bange Seufzer der Brust entstiegen. Im Glauben an den Auferstandenen hat die Vollendete den Schmerz der letzten Krankheit ertragen; — im Glauben an das Wort der Verhei-

ßung unseres Heilands: „Ich bin die Auferstehung und das Leben," — „wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe" — ist sie in den Todeskampf getreten und hat ihn bestanden; — in diesem Glauben hat sie ihren Geist befohlen in des Vaters Hände und hat ruhig ihr Haupt geneigt zum Todesschlummer. — O, daß auch wir, andächtige Freunde, uns immer mehr daran gewöhnten in solchem Lichte unser ganzes Erdenleben zu betrachten; um wie viel ruhiger und zufriedener würden wir auf unsere Lebenspfade schauen, um wie viel freudiger und zuversichtlicher unserer Zukunft und unserem Lebensende hienieden entgegen gehn: — O, daß auch wir in solchem Glauben stets an den Gräbern der Unsrigen ständen und in seinem Lichte die Lebenspfade der Geschiedenen überblickten; wir würden dann bei allem Schmerze der Trennung doch stets das dankbare Bekenntniß ablegen: „Der Herr hat es mit unseren Lieben, die er von unserer Seite hinweg genommen, durch deren Tod er uns betrübt, er hat es mit ihnen wohlgemacht!" —

Solches Bekenntniß laßt uns denn auch heute ablegen, wo wir der Vollendeten gedenken, deren Gedächtnißfeier uns hier vereinigt hat. —

Liegt uns doch jetzt nichts näher, als ihren Lebenspfad zu betrachten, ihr Schicksal in unser Gedächtniß zurück zu rufen und ihr Leben und Wirken nach seinen innern Triebfedern zu erforschen. —

Unsere geschiedene Freundin war die Tochter armer, aber rechtschaffner Eltern, geb. den 23. Januar 1795 in Zickra, geb. Arnold, unter deren liebreichen Leitung sie im Kreise ihrer Geschwister, die ihr alle im Tode vorausgegangen sind, ihre Kindheit und Jugend verlebte. Gesund und frisch an Körper und Geist wuchs sie auf und freute sich ihres Daseins, wie immer nur ein Jüngling, eine Jungfrau im vollen Gefühle jugendlicher Kraft des Lebens sich freuen kann. — So kam sie

in das stille und freundliche Thal, in dem sie von nun an ihr ganzes Leben zubringen sollte, in dem sich ihr die Liebe eines Mannes zuwandte, den Gott reichlich mit den Gütern der Erde gesegnet und dabei einen lebhaften Sinn für ein stilles, häusliches Glück gegeben hatte, so daß er still und geräuschlos seine Tage bis ins hohe Alter zubrachte.

Aus dem Stande des Dienens trat sie über in einen Wohlstand, der sie für immer schützte vor den schweren Sorgen der Nahrung, mit denen Tausende von früher Kindheit an bis zum Grabe kämpfen müssen. — Ein immer sich erweiternder Wirkungskreis öffnete sich ihrer Thätigkeit, denn zu den Geschäften einer nicht geringen Wirthschaft kam die Pflege von sieben Kindern, die sie gebar, — und gab ihr täglich Gelegenheit, im Kreise liebender und geliebter Menschen wohl zu thun und zu segnen. Fast immer gesund und rüstig bis zum letzten Jahre ihres Lebens, hatte sie täglich Veranlassung die Gnade ihres Gottes zu preisen, dessen Güte alle Tage neu wurde über sie — und der mehr an ihr gethan hatte, als sie in ihrer Jugend wohl selbst jemals zu erwarten gewagt hatte. Ganz verschont von den Sorgen des Lebens blieb freilich auch sie nicht — auch sie hat nach Gottes unerforschlichem, aber sicherlich stets weisem und heiligem Rathe manchen Kummer in ihrem Herzen geborgen und mit mancher Sorge gekämpft, die noch schwerer, als ein körperliches Leiden, als ein Mangel und eine Entbehrung im Irdischen auf ihrer Brust lag; — auch sie hat manche bittere Thräne vergossen und auch ihr ist um Trost sehr bange gewesen.

Oder was kann einer liebenden Mutter wohl Härteres begegnen, als der frühe Tod hoffnungsvoller Kinder, und aus diesem Leidenskelche sollte sie mehr als einmal trinken.

Zwei Töchter nahm ihr Gott durch den Tod gerade in der Zeit, wo Kinder ihren Eltern die meiste Freude bereiten, in dem zarten Alter von 2 bis 3 Jahren, wo schon so viele Keime

des geistigen Lebens sich entwickeln und frohe Hoffnungen in Elternherzen erregen, und ihre zweite Tochter verlor sie nach einer schnell verlaufenden Krankheit, als sie das 18. Lebensjahr vollendet hatte und in dem Schmucke einer lebensfrohen Jungfrau vor ihr stand. Und als ihr Gatte im 80. Lebensjahre sein müdes Haupt zum Tode neigte, da bedurften ihre Söhne, vorzüglich der jüngste noch sehr der Leitung und Führung, so daß sie nicht ohne Bangigkeit an ihre Zukunft denken konnte. So hat denn auch sie den Wechsel von Tag und Nacht, Licht und Schatten, Schmerz und Freude, aus welchen nach Gottes Willen unser Schicksal bestehen soll, vielfach erfahren, wenn wir auch, wie sie selbst, bekennen müssen, daß der heitern und guten Tage viel mehr waren, als der trüben und bösen, die dem Menschen nicht gefallen wollen, und daß der Herr es mit ihr wohl gemacht hat.

Aber diejenigen unter Euch, die der Verstorbenen noch näher standen, die mit ihr durch die engsten und innigsten Bande des Blutes und der Freundschaft verbunden waren, die durch ihr Scheiden am meisten verloren und darum heute am tiefsten in ihren Herzen trauern, — sie begnügen sich nicht diesen ihren Lebenslauf nach seinen äußern Erscheinungen zu betrachten, sondern sie gedenken zugleich der Geschiedenen selbst, sie fragen sich, was sie ihnen war? und wie sich bei den Führungen Gottes im äußern Leben ihr inneres Leben gestaltete; welche Frucht in ihrem Herzen reifte unter dem Wechsel von Sonnenschein und Sturm und ob wir sie selbst im Herbste ihres Lebens als eine reife Frucht betrachten können, die da eingesammelt werde in die himmlischen Scheuern des Herrn.

Es ist eine Mutter und Großmutter, die wir heute zur Grabesruhe begleitet haben; ihrem Sarge folgten Kinder und Enkel — und diese, ja diese mögen sich heut selbst sagen, was ihnen die Geschiedene gewesen ist, sie mögen sich der treuen Mutterliebe erinnern, mit welcher sie so manche Nacht an ihrer

Wiege gewacht, wie so vieles sie im Leben aus Liebe entbehrt, geopfert und geduldet hat, — wie ihr Herz bald in Freude und Hoffnung und bald wieder in Schmerz und Angst schlug, wenn sie an die Zukunft ihrer Kinder dachte. Als Mutter mußte sie ihren Kindern die treuste Freundin, die erste und größte Wohlthäterin sein, denn es giebt ja nach Gottes heiligem Willen kein engeres und innigeres, kein festeres und unauflöslicheres Band, als das, was eine Mutter mit ihren Kindern, ein jedes Kind mit seiner Mutter verbindet. —

Ach seht, ihr trauernden Kinder: Gott hat Viel an euch gethan, indem er euch den treu sorgenden Vater bis in sein 80. und die freundlich gesinnte, treu euch ergebene Mutter bis zum vollendeten 60. Lebensjahre erhielt. — Ihr seid unter ihrer Pflege herangewachsen und groß geworden, habt Welt und Menschen kennen gelernt, und wißt nun, wie ihr wandeln sollt. — Und dennoch ist es auch für euch ein schmerzlicher Gedanke, daß ihr nicht mehr von treuer Mutterliebe begrüßt werden sollt im Leben!

Noch ist die Nachricht von ihrem Scheiden nicht zu ihrem jüngsten Sohne gelangt; — noch werden Wochen vergehen, bevor die Kunde ihn erreicht; — das treue Mutterherz, das so oft um dich in banger Besorgniß der Liebe schlug, — ruhet im kühlem Schooße der Erde. — Aber wenn diese Trauerbotschaft ihn erreichen wird, dann wird auch er der Geschiedenen den tiefgefühlten Dank für treue Mutterliebe nachrufen, dann wird auch er Gott danken, daß es nicht nur ein sinnliches, fleischliches, sondern wirklich ein Band frommen Glaubens war, was ihn mit ihr vereinigte. —

Gerade dieser ihr jüngster Sohn hatte der Verschiedenen einst manche bange Besorgniß eingeflößt — für seine Erleuchtung und Wiedergeburt hatte sie wohl oft zu Gott gebetet und mit banger Besorgniß hatte sie einst ihn ziehen lassen in einen fernen Erdtheil — sich alle Gefahren der Welt deutlich den-

kend, unter denen ihr geliebter Sohn verloren gehen könne. Aber wie gnädig und wunderbar wußte es Gott zu fügen. Gerade dieser Sohn mußte in der Fremde zu der Erkenntniß kommen, es gäbe keine wahre Seligkeit, als in der engsten Verbindung mit Christo, dem von Gott uns gesandten Heiland, und von dieser Wahrheit mit aller Lebhaftigkeit ergriffen, war auch ihm nun sein Lebensweg vorgezeichnet; — er kehrte zurück als ein wiedergefundener, als ein neugeborner Sohn — und durch ihn kam nun auch in das elterliche Haus ein anderes, und wie es alle Glieder der Familie rühmen, ein glückliches Leben. — An jedem Morgen und an jedem Abend war der Blick aller Bewohner des Hauses zum Himmel gerichtet, gemeinschaftliches Gebet und häuslicher Gottesdienst wurde nun das Band, das sie Alle mit einander vereinigte. —

Auch unsere verstorbene Freundin wurde von diesem neuen Leben ergriffen, auch sie las nun täglich mit frommem Eifer in dem Buche des Lebens — und auch ihr Streben war es nun sich immer mehr mit Gott durch Christum zu versöhnen und immer mehr zu trachten nach dem was droben ist, wo Christus ist, sitzend zur rechten Hand Gottes. — Ruhig und getrost ließ sie nun ihren jüngsten Sohn von sich ziehen, als er zum zweiten Male in der Ferne eine neue Heimath sich suchte.

— Mit der Abnahme ihrer Kräfte sank auch die Liebe zum irdischen Leben und es wuchs in ihr die Sehnsucht nach dem Lande des Friedens. Mehr als einmal versicherte sie ihren Kindern, sie sei zum Scheiden bereit im christlichen Vertrauen auf Gottes Gnade. Noch wenige Stunden vor ihrem Tode feierte sie das Gedächtnißmahl des Herrn, der auch für sie sein Blut vergossen hat am Kreuzesstamm. — Und nachdem sie alle ihre Kinder gesegnet und dem göttlichen Schutze empfohlen hatte, legte sie ruhig ihr Haupt nieder und entschlummerte zum seligen Erwachen in einer bessern Welt. — Wenn wir nun so ihr Leben nach seinen äußern und innern Erscheinungen betrach-

ten, müssen wir da nicht in Demuth bekennen: „des Herrn Rath ist wunderbarlich, aber er führet Alles herrlich hinaus"? er hat es auch mit ihr, unserer verschiedenen Schwester wohlgemacht. —

In diesem Glauben wollen wir von ihrem Grabe scheiden; in diesem Glauben wollen wir unsere eigenen Wege wandeln, dem Vater im Himmel unsere Wege befehlen und auf ihn hoffen, er werde es mit uns wohl machen. Jesu Christo unserm Herrn und Heiland dem Gekreuzigten und Auferstandenen immer inniger uns anschließen und noch in der letzten Stunde auf das Wort seiner Verheißung bauen: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubet, wird leben ob er gleich stürbe;" und „wer an mich glaubet, wird nimmermehr sterben." Amen."

Der Leser wird den ausführlichen Bericht über die Bekehrung und den seligen Tod meiner Mutter zu entschuldigen wissen; gehören ja diese Ereignisse zu den interessantesten und seligsten meines Lebens. Ich zähle sie zu den herrlichsten Siegen, welche ich durch Gottes Gnade errungen, und habe öfters schon gesagt, würde mir am Tage des Herrn nicht vergönnt sein, noch andere Garben von meiner Thränensaat in Sachsen in die himmlischen Scheunen einheimsen zu können, als nur diese eine, meine theure, geliebte Mutter, so wäre ich dadurch schon mehr als reichlich für all meine Arbeit und Leiden daselbst belohnt.

Siebentes Kapitel.

Der Herr giebt Sieg — Und ihm ist's gar nicht schwer,
Ob er durch Viel, ob er durch Wenig Hülfe schafft.
Gehst Du einher, allein in deines Gottes Kraft,
Was fürchtest Du der Feinde großes Heer?
Und siehe, wenn Dein Weg dem Herrn nur wohlgefällt,
So lenkt er's selbst, daß sich Dein Feind zu Dir gesellt.

Der Sommer des Jahres 1851 war im Allgemeinen eine herrliche Segens- und Siegeszeit für die junge Mission. Die Sommerzeit war überhaupt die gelegenste zum Menschenfischen, zur Seelenrettung. Konnten doch im Sommer auch die Armen, und das Stunden weit, in die Versammlung kommen, was viele von ihnen im Winter, bei Schnee und Kälte, wegen Mangels an Kleidung oder Schuhen, im eignen Dorfe nicht konnten. Dazu konnten ja die Tanzsäle nicht geheizt werden, und fror es mich doch beim Predigen manchmal ganz gehörig an Nase und Hände, so daß ich erstere oft reiben, letztere aber abwechselnd in die Taschen stecken mußte, um dieselben vor dem Sinken unter den Frierpunkt zu bewahren. Wie oft habe ich dabei viele meiner Zuhörer im gleichen Grade bewundert und bedauert. Waren doch gewöhnlich viele von ihnen in dünner, kattunener Kleidung, wohl noch obendrein mit schlechten Schuhen Meilen weit durch tiefen

Schnee gekommen. Glücklicher Weise wurden die Säle fast immer gedrängt voll, so daß sie nahe zusammen sitzen und sich etwas einander erwärmen konnten. Dann war man es auch nicht anders gewohnt; denn die Kirchen wurden ja auch nicht geheizt. Doch das hatte ohne Zweifel auch viel dazu beigetragen, daß dieselben fast leer geworden, denn allein aus bloßer Gewohnheit, oder nur, um Ceremonien zu machen, oder gar nur, um ein Schläfchen zu genießen, in eine eiskalte Kirche zu gehen, läßt sich doch von vernünftigen Menschen kaum erwarten. Da fordert es fürwahr Gesundheit nach Leib und Seele, einen kräftigen Hunger und Durst und gute, nahrhafte Kost, wenn die Gäste regelmäßig am Tisch erscheinen sollen. Dazu kam endlich noch, daß wir nicht beabsichtigten, eine separate Kirche zu gründen, sondern wohl damit zufrieden waren, innere Mission betreiben, Seelen retten zu können. Somit wollten wir den Leuten nicht hinderlich sein, ihre Kirchen zu besuchen, wollten keine Veranlassung zu gerechten Klagen geben, deshalb hielten wir Sonntags unsere Versammlungen theils sehr frühe, theils Nachmittags und Abends. Auch dieses nun machte die Sommerzeit für unsere Wirksamkeit zur günstigeren, indem dadurch die Versammlungen im Sommer in der kühleren, angenehmeren, im Winter aber in der um so kälteren Tageszeit abgehalten wurden.

In Dörtendorf und den umliegenden Ortschaften machte der Herr diesen Sommer sonderlich sein Werk lebendig. Schon am 8. Mai 1851 bezogen wir hier einen dazu gemietheten und eingerichteten Tanzsaal. Die Einrichtung war freilich sehr einfach. Die Kanzel bestand aus einem

kleinen Tischchen, auf etwas erhöhter Platform, während die Bänke schmale Sitze ohne Lehnen waren. Der Mangel an Geld und Raum hatte den Plan dazu dictirt. Hier hielt ich nun gewöhnlich jeden Freitag und Samstag Abend, sowie Sonntag Morgen, und zwar im Sommer um 6, im Winter um 7 Uhr Versammlungen. Der Saal hielt einige Hundert Personen. Doch, obgleich ich manchmal die Zuhörer bat, aufzustehen, damit Mann an Mann stehen konnte, so blieben dennoch außerhalb des Saals, in der Vorhalle, im Hof und Garten mehr, als sich hineindrängen konnten. Ei, wenn ich Morgens um halb fünf Uhr aufstand, so konnte ich bereits meine Zuhörer von allen Seiten in's Dorf strömen sehen, und kam ich um halb sechs Uhr zum Saal, so wußte ich oft nicht, wie durch die Menge hindurch auf meine Kanzel zu kommen. Viele davon kamen Stunden Wegs. So kamen z. B. 40—60 aus der 5 Meilen entfernten Greizer Stadt Zeulenroda, während eine schöne Anzahl aus noch 4—6 Meilen weiter entfernten Dörfern kamen; so daß Manche sich sonntäglich kurz nach Mitternacht auf den Weg machten, um in Zeit an Ort und Stelle zu sein. Hätte ich der Zeit Versammlungen im Freien halten dürfen, so hätte ich Zuhörer bei Tausenden bekommen. Durfte ich jedoch nur das Wort vom Kreuze verkünden, wenn auch unter mancherlei Beschränkungen, so ließ ich mich wohl begnügen. Glücklicher Weise war ich ja auch mit einer so guten Stimme begabt, die man, sonderlich wenn Thür und Fenster offen standen, auch außerhalb des Saals, ja, wie Manche sagten, im halben Dorfe hören konnte.

Auch hier wurde ich bald von Besuchern eingeladen und

hielt schon in diesem Sommer, so viel Zeit und Umstände es erlaubten, hin und wieder in den umliegenden Ortschaften Versammlungen.

Da ich aber wohl erkannte, daß es mit dem bloßen Auswerfen des Netzes, wo mit man allerlei Gattungen fängt, nicht abgemacht sei, sondern man auch hie und da nachsehen und auslesen müsse; mit anderen Worten: daß bei der Predigt des Evangeliums auch persönliche Seelenpflege eingeführt und geübt werden müsse, — war mir's doch klar, gerade der Mangel hieran war eine Haupturſache, weshalb in der Staatskirche, selbst an Orten, wo treue und lebendige Zeugen Gottes standen, sich nicht mehr geistliches Leben kund gab und verbreitete — so ordnete ich auch hier umher, sobald thunlich, Bet- und Klaßversammlungen an. In die letzteren sonderlich nahmen wir alle Diejenigen auf, welche ein Verlangen hatten, dem zukünftigen Zorn zu entfliehen und von Sünden erlöst zu werden. Von Allen aber, welche in der Gemeinschaft bleiben wollten, wurde erwartet, daß sie fortfuhren, ihr Verlangen nach Seligkeit zu beweisen: Erstens dadurch, daß sie nichts Böses thun, sondern Böses aller Art meiden würden; Zweitens dadurch, daß sie Gutes thun, auf alle Weise nach ihrem Vermögen sich gütig erzeigen, indem sie bei jeder Gelegenheit Gutes aller Art, so weit die Kräfte gehen, allen Menschen erzeigen würden; und Drittens, durch regelmäßigen Gebrauch aller von Gott verordneten Gnadenmittel.

Unsere Gegner beschuldigten uns hierbei wohl: Indem dieses die Allgemeinen Regeln der Bischöflichen Methodisten Kirche sind, so werden Diejenigen, welche sich diesen

Regeln unterwerfen, dieselben befolgen, thatsächlich Glieder besagter Kirche. — Hierauf erwiderte ich gewöhnlich wohl: „Dies sind eben die einfachsten, schriftmäßigsten Regeln, die ich kenne — diese kann und muß ja thatsächlich ein jedes Glied der Staatskirche befolgen, wenn es ein wahrer Christ werden und bleiben will. Es kann daher, meines Erachtens, Jemand ein Glied der Staatskirche sein und bleiben, und sich doch diesen Regeln unterwerfen, zumal sie ja ausdrücklich erklären: Diese Gemeinschaft ist nichts Anderes, als ein freundschaftliches Zusammenhalten von Menschen, welche die äußere Form von Gottseligkeit besitzen, nun aber der wahren Kraft derselben theilhaftig zu werden suchen, zu dem Zweck vereinigt, um mit und für einander zu beten, zu ermahnen und sich ermahnen zu lassen, auf daß sie so zur Ausschaffung ihres Heils einander hülfreiche Hand leisten mögen."

Allein auch dieses befriedigte die Gegner nicht, und die nach diesen Regeln einhergingen, wurden vom Anfang nolens volens zu Methodisten gestempelt, als solche verachtet und verfolgt und endlich aus der Staatskirche getrieben, oder doch Gewissens halber zu scheiden gezwungen. Es war daher nicht ein Geringes, sich dieser Gemeinschaft anzuschließen. Ein Jedes that wohl, die Kosten zu überschlagen, ob es auch habe, hinauszuführen, zumal die ersten meist arme, oft von gottlosen Arbeitgebern abhängige Leute waren.

Ein besonderes Hinderniß für das Werk Gottes war und ist noch in ganz Deutschland die schreckliche Sonntagsentheiligung. Wie manche Herren erklärten, daß wer für sie am Sonntag nicht arbeiten wolle, auch an den Werk-

tagen nicht arbeiten solle. Manche unserer armen Glieder wurden darob oft auf's Aeußerste geknechtet. Zeuchmacher z. B. bekamen öfters von Factoren Arbeit mit der Bedingung, daß das Gewebe zu einer bestimmten Zeit zurück geliefert werde, in welcher sie wohl wußten, es könne nicht gefertigt werden, ohne auch den Sonntag dazu zu verwenden. Da mußten denn, sollte der Sonntag doch geheiligt werden, einige Brüder zusammen stehen und den Webstuhl Tag und Nacht im Gange halten. Manche wurden, sobald sie erklärten, fortan den Sonntag zu heiligen, für geraume Zeit arbeit- und somit brodlos. Die Armuth dieser Leute, sonderlich der Weber, ist meist sehr groß. Bekommen sie doch einen so geringen Lohn, daß wenn selbst alle arbeitsfähigen Glieder der Familie Beschäftigung haben, derselbe kaum für den geringsten Lebensunterhalt ausreicht; während ein Vater, der für eine aus 4—6 noch arbeitsunfähigen Kindern bestehende Familie zu sorgen hat, oft bei der äußersten Anstrengung nicht im Stande ist, denselben zu erschwingen. Daher ist für solche Leute Arbeitlosigkeit und Brodlosigkeit gleichbedeutend.

Hier könnte ich manche der rührendsten, fast unglaublichen Erlebnisse mittheilen. So fand ich z. B. eines Tages bei meinen Hausbesuchen in Brückla einen Familienvater am höchsten Grade der Lungenentzündung darnieder liegend. Auf meine Frage: „Habt Ihr noch keinen Arzt gerufen?" antwortete die Frau mit Thränen: „Zu uns armen Leuten kommt kein Arzt, es sei denn, wir können ihm seinen Lohn vorausbezahlen — und das können wir nicht. — Mein Mann mußte sich schon den Lohn für das Gewebe, welches er dort auf dem Webstuhl, und welches

er kaum halb fertig gebracht hat, ehe er erkrankte, vorausbezahlen lassen — und das Geld ist längst fort." — Ich sandte nun wohl sogleich nach dem Arzt, mich für seine Gebühr verpflichtend; doch er kam erst am nächsten Tag, und — es war zu spät — der Mann starb noch am selben Tag.

So fand ich in Triebes einen jungen Mann im tiefsten Elend nach Leib und Seele. Er hatte sich durch eine Erkältung nach einem Tanze eine langwierige und höchst peinliche Krankheit zugezogen, war schon nahezu ½ Jahr in Greiz, allwo er erkrankte, darnieder gelegen und hatte daselbst sonderlich durch Operationen unsägliche Schmerzen erlitten. Vor Kurzem hatte man ihn heimgeschafft, um — umzukommen. Ich fand ihn in Verzweiflung, sein Dasein verwünschend. Längst wußte ich nun schon, daß man in solchen Fällen nur durch den Magen erfolgreich aufs Herz wirken kann. Wäre es ja thatsächlich auch nur beißender Hohn, wollte man zu Solchen sprechen: „Gott berathe Euch, wärmet Euch und sättigt Euch! gäbe ihnen aber nicht, was des Leibes Nothdurft ist." Doch das Schrecklichste dabei war, daß seine Rabenstiefmutter ihm nicht einmal die Unterstützung der Freunde zu gute kommen ließ; wir mußten Brüder anstellen, seiner zu pflegen. Doch siehe, bald konnte man fürwahr die große Gotteswahrheit: „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade noch viel mächtiger geworden," auch an ihm, und zwar aufs Herrlichste geoffenbart sehen. Denn nachdem er dieser Gnade sein Herz erschlossen hatte, offenbarte sie sich so mächtig an ihm, daß er in seinem tiefsten Elend zufrieden, glücklich, ja oft unaussprechlich selig war.

Und ob sein Leiden noch einige Jahre währte, hat man ihn doch nie mehr murren, aber fast immer Gott loben und preisen hören. Sein Leidenszimmer wurde für Viele ein Bethel und sie bekannten: „Gewißlich ist der Herr an diesem Ort. — Wie heilig ist diese Stätte. — Hier ist nichts anders, denn Gottes Haus und hier ist die Pforte des Himmels." Indem ich nun später für geraume Zeit auch aus diesem Orte gerichtlich verwiesen war, so konnte ich ihn, zu unser beider Leidwesen, nicht mehr besuchen. Doch als ich vor meiner Abreise nach Amerika Erlaubniß erhielt, auch diesen Ort nochmals besuchen zu dürfen, so verlebte ich an dem Siechbette Br. Krauses einige der glücklichsten Stunden meines Lebens. In lebendiger, freudiger Hoffnung des Wiedersehens im Vaterhause reichten wir uns endlich die Abschiedshand.

Daß aber die Herrn Pastoren der Staatskirche sich im Allgemeinen nichts um diese wolleloſen Schafe kümmerten, war eine traurige Thatsache. Sie wurden von manchen nicht einmal zum heiligen Abendmahle zugelassen, konnten sie nicht das Opfergeld von wenigstens einem guten Groschen bezahlen. Es sind mir Fälle berichtet worden, wo selbst solche, die nur einen Silbergroschen, also drei Pfennige weniger darbrachten, zurückgewiesen wurden. Und erlöste sie der Tod von ihrem irdischen Jammer, so konnten sie mancher Orten nicht eher begraben werden, bis der Geistlichkeit die Gebühren und dem Todtengräber der Sarg bezahlt waren. Und doch, wenn wir nun uns dieser armen, verkommenen Leute nach Leib und Seele annahmen, noch obendrein oft dafür sorgten, daß ihnen ihre Gebühren wurden, so waren diese Herren doch gegen uns, als Ein-

dringlinge, welche unberufen in ihr heiliges Amt und ihre Rechte eingreifen, empört und suchten uns mit aller Macht zu bekämpfen. Während solche ihrer Schafe, welche diesen Fremdlingen nachliefen, sich wohl gar mit ihnen vereinigten, nicht selten von ihnen geächtet, als Verführte und Verführer gebrandmarkt wurden.

Daß nun unter all diesen Umständen Viele trotz aller Ueberzeugung und Erweckung sich nicht entschließen konnten, den Bau zu beginnen, Andere, welche ihn begonnen, nicht hatten, denselben hinauszuführen, Manche kreuzscheu waren, Andere kreuzflüchtig wurden, ist wohl nicht zu verwundern. Im Gegentheil ist es als ein Wunder der mächtig wirkenden Gnade Gottes zu bezeichnen, daß am Ende des Jahres 1851 in Waltersdorf mit Rüßdorf 40 und in Dörtenheim 84 als zur Gemeinschaft gehörend verzeichnet standen.

Diese Umstände hatten aber auch ihr Gutes. Da eben der Anschluß an die Gemeinschaft ein gar ernster, wichtiger Schritt war, so waren all unsere Glieder fast ohne Ausnahme zu Gott bekehrt und waren ein Herz und eine Seele. Und sie wurden, wie es ja sein sollte, aller Orten bekehrt. Manche fanden den Heiland im Kämmerlein, Manche am Familienaltar, Andern wieder erschien er, als sie im Kreise der Jünger von ihm redeten, oder zu ihm beteten; während Vielen das gepredigte Wort, da sie es aufnahmen, nicht als Menschenwort, sondern wie es denn wahrhaftig ist, als Gotteswort, eine Kraft Gottes zu Seligkeit wurde. Wie oft habe ich seitdem schon den Wunsch ausgesprochen, daß doch auch zu dieser Zeit und hier zu Lande solches mehr stattfinden möchte! Daß besonders das gepredigte

Wort sich nicht nur, wie es meist der Fall ist, als eine überzeugende und erweckende, sondern ebenso als eine bekehrende und seligmachende Gotteskraft erweisen möchte. Doch solches würde sicherlich geschehen, würde es mehr in diesem Glauben verkündigt und aufgenommen werden.

Jedoch darf sich durch das oben Gesagte Niemand zu dem Glauben verleiten lassen, der Sommer von 1851 sei nur eine herrliche Siegeszeit gewesen, welche ohne gehörige Treffen abgelaufen wäre. Wohl hatte der Herr wunderbar für mich gesorgt, indem er mir bereits letzten Winter vier leibliche Brüder, Namens Geyer, in Waltersdorf als Schutzpatrone zugesellt hatte. Diese jungen Männer waren früher tüchtige Kämpen gewesen, welche, da sie zusammen hielten, öfters bei Schlägereien, bei Tanz- und Trinkgelagen ordentlich aufgeräumt hatten. Sie dienten mir, sobald sie bekehrt waren, treulich als Leibgarde; hatte ich sie um mich, so war ich vor Angriffen ziemlich sicher. Nur konnte ich leider meine Leibgarde nicht immer mit mir nehmen.

So z. B. nicht, als ich am 8. September 1851 nach Teichwolframsdorf, ungefähr 5 Meilen östlich von Waltersdorf ging. Dieses war eines der größten, sowie gottlosesten Dörfer in der Umgegend, welches schon zu einigen Treffen, z. B. dem schon erwähnten in Sorga, sein volles Contingent geliefert hatte. Aus diesem Dorfe nun waren einige Weber nach Waltersdorf in die Versammlung gekommen und waren bekehrt worden. Oefters schon hatten sie mich gebeten, indem ihre Frauen nicht mitkommen konnten, doch ein Mal zu ihnen zu kommen. Ich ging endlich am genannten Tage, ohne daß ich eine Bestellung

gemacht hatte und um alles Aufsehen zu verhüten, erst gegen Abend dahin. Wollte ich ja eben nur im untersten Theile des Dorfes einige Hausbesuche machen und eine Privatversammlung halten. Allein es hatten mich einige Frauen, welche noch auf dem Felde waren, gesehen; und da ich in der ganzen Umgegend fast mehr, als ich oft wünschte, bekannt war, fürchtete ich gleich, es möchte im Dorfe ruchbar werden. Mein Besuch erregte in den Familien der Brüder große Freude und am Abend fanden sich gegen 25 Personen, groß und klein, zur Versammlung ein. Doch siehe, kaum hatte ich meinen Vortrag begonnen, so kam der Herr Bürgermeister mit dem Gemeindediener hereingestürmt, welcher mich auch ohne weitere Complimente anschnurrte: „Herr Wunderlich, was treiben Sie da?“ Auf meine Antwort: „Wie Sie sehen, mein Herr, halten wir eine Erbauungsstunde,“ fragte er weiter: „Wer hat Ihnen denn die Erlaubniß dazu gegeben?“ Da ich ihm aber hierauf erwiderte: „Mir ist kein Gesetz in unserm Großherzogthum Sachsen-Weimar bekannt, welches solche Zusammenkünfte verbiete, folglich meine ich keine Erlaubniß dazu zu bedürfen,“ so warf er sich vollends ganz in seine Amtswürde und erklärte mit mehr als vernehmlicher Stimme: „Das mag erlaubt sein, wo es will, aber in unserem Dorfe sind derartige Versammlungen nicht erlaubt. — Als Polizeiofficiant untersage ich Ihnen dieselben hiermit, und fordere Sie auf, vor 10 Uhr den Ort zu verlassen.“ Der Hauswirth fiel ihm hier ein: „Nicht wahr, Herr Bürgermeister, gingen wir mit Ihnen in's Wirthshaus, da wäre uns erlaubt zu saufen, zu spielen und zu tumultuiren, so viel wir wollten; aber daß wir

uns friedlich hier in Gottes Wort unterhalten und erbauen, das soll uns nicht erlaubt sein!" Und nachdem ich ihm noch angedeutet: „Mein Herr, ich kann durchaus Ihre Autorität, Erbauungsstunden zu verbieten, nicht anerkennen, noch weniger, mich als einen Landesbürger, der obendrein seine Paßkarte in der Tasche hat, aus dem Orte zu verweisen; doch verspreche ich Ihnen, Ihr Dorf vor genannter Zeit freiwillig zu verlassen;" schloß er seine amtliche Proclamation: „Nun, werden Sie meinem Befehl nicht gehorchen, so haben Sie die Folgen zu tragen."

Um die erschrockenen und aufgeregten Leutchen zu beruhigen, stimmte ich ein Lied an und fuhr dann mit meinem Vortrag weiter fort. So mochte etwa wieder eine halbe Stunde vergangen sein, siehe, da entstand mit einem Male ein Getöse vor dem Hause, als ob die Hölle los geworden sei — und ehe man sich's versah, strömte eine Rotte von circa 50 meist Halbbetrunkenen unter fürchterlichem Fluchen und Toben in's Haus. Sogleich forderte ich den Hauswirth auf, seine Webergesellen Lichter anbrennen und ihre Arbeit beginnen zu lassen. Alsbald schrieen aber Viele: „Was soll das werden? Wir wollen den Methodist hören," u. dgl. Ich wollte ihnen nun erklären, daß ich nicht gekommen sei, eine öffentliche Versammlung zu halten, doch kaum hatte ich begonnen, so ergriffen mich einige der Kerle beim Kragen, zogen mich über den Tisch, vor dem ich stand — und beförderten mich so eilends von Hand zu Hand, daß ich mich draußen vor dem Hause befand, ehe ich recht wußte, wie mir geschehen. Schnell war ich entschlossen, mich ruhig zu entfernen, hoffend, daß dann aller Sturm sich legen werde. Allein da

hatte ich mich gewaltig getäuscht. Kaum war ich eine kurze Strecke gesprungen, so kam der ganze Schwarm mir nach. Was sollte ich thun? Entfliehen? das konnte ich kaum — und wollte es auch nicht. Und doch fürchtete ich in so finsterer Nacht in dieser Menschen Hände zu fallen, die mich schlagen und halbtodt am Wege liegen lassen möchten, ohne daß ich selbst wisse, wer es gethan. Nun, ich befahl mich in Gottes Hand, im Vertrauen, mir könne ja nicht mehr geschehen, als er zulasse, und blieb stehen. Im nächsten Augenblick war der ganze Haufen um mich, und man wollte mir sogleich durch eine gute Tracht Prügel für immer den gehörigen Respect vor diesem Ort einflößen. Doch wunderbar, in Abwesenheit meiner gewöhnlichen Leibgarde, gab mir Gott eine andere für diesen Abend in der Person des Dorfbarbiers, welcher zugleich Gemeindeschreiber und obendrein ein handfester Geselle war. So benebelt er auch selbst war, so wollte er aber doch verflucht sein, wenn der Methodist diesen Abend Schläge bekomme. „Ei," schrie er, „das wäre eine so große Schande für uns, als wenn er eine Methodistenkirche in unsern Ort bauen würde. Der Mensch muß seinem Bürgermeister ausgeliefert und diesem muß die Anweisung gegeben werden, denselben nie wieder in unsern Ort kommen zu lassen." Augenblicklich leuchtete dieses einer Anzahl seiner Spießgesellen ein, sie fielen dem Wortführer bei und suchten die Angriffe auf mich abzuweisen. Da gab's nun wohl auf der Stelle einige Schläge ab, doch kam ich noch gnädig davon, da mir thatsächlich nur der Abfall zu theil wurde. Endlich hatte meine Leibgarde die Sache soweit geschlichtet und der Anführer gebot, wohl, als Gemeindeschreiber,

kraft seines Amtes: „Vorwärts!" Zwei sollten mich führen, doch Keiner wollte mich anfassen, da ich ihnen zu schlecht sei. „Wir wollen ihn schon ohnedem laufen machen," schrieen sie. Und sie hielten Wort in diesem. — Kam ich auch selbst hie und da vom Wege ab, so hatte man mich auch eben so schnell wieder auf denselben befördert. Als wir nun eine Strecke Wegs zurückgelegt, entdeckte unser Hauptmann mit einem Male, daß ich bei meinem eiligen Abschied versäumt hatte, meine Kopfbedeckung mitzunehmen — und er schrie: „Halt! der Mensch hat keine Kappe auf, wir müssen, da es etwas regnet, eine solche verschaffen, sonst möchte er sich erkälten — und wir müßten uns ein Gewissen draus machen." Bald war abgeholfen; eine in ein etwas abgelegenes Bauernhaus abgesandte Commission brachte eine Kappe. Diese war allerdings von einem Knaben, daher viel zu klein; doch sie klopften so lange dran und drauf 'rum, bis sie sitzen blieb — und so gings wieder vorwärts. Wollte mich auch wohl Keiner führen, so hatten mich doch immer zwei in ihrer Mitte, die mir dann beständig predigten und eines Bessern zu belehren suchten. Einer derselben rief einmal: „Nun, wenn diesen Abend dem Methodist das Herz nicht bricht, dann ist er wahrlich ein verstockter Kerl." Mir wurde auch fürwahr diesen Abend viel Belehrung. „Denn allein die Anfechtung lehrt aufs Wort merken." So legte mir der Herr auch auf diesem Wege die Schrift aus. War mir doch z. B. manchmal unerklärlich gewesen, wenn ich von ihm gelesen: Matth. 27, 12—14, „Und da er verklagt ward von den Hohepriestern und Aeltesten, antwortete er nichts. Da sprach Pilatus zu ihm: Höreſt du

nicht, wie hart sie dich verklagen? Und er antwortete ihm nicht auf ein Wort, also, daß sich auch der Landpfleger sehr verwunderte." Hatte es mir doch fast scheinen wollen, hätte der Herr hier gesprochen, so hätte er der Sache einen andern Ausschlag geben mögen. Siehe, diesen Abend bekam ich hierüber Aufschluß und zwar so praktisch, so klar, wie mir ihn sonst kein Ausleger hätte geben können. Hatte ich doch anfangs gemeint, ich müsse die Lästerungen gegen Gott und seine Sache zurückweisen, müsse die Lästerer belehren, oder doch warnen. Aber mit jedem Versuch der Art machte ich das Uebel nur noch ärger. So bald sie nur meine Stimme hörten, so schrie der ganze Haufen unter schrecklichem Fluchen: „Was, der Mensch will sich auch noch vertheidigen, will uns predigen? Schlagt ihm doch die Zähne in den Rachen hinunter," und dergleichen. Da wurde mir klar, weßhalb der Meister dort geschwiegen — und der Knecht lernte hier auch gar bald verstummen, wie ein Schaf vor seinem Scherer.

Nachdem wir so wieder eine Strecke weiter gekommen, rief einer der Spießgesellen: „Halt!" und erklärte: „Meine Herren, ich gehe nicht mit nach Waltersdorf. Dort hat dieser Methodist einen großen Anhang, worunter auch, wie Ihr wißt, die Gebrüder Geyer sind — und kommen wir dahin, so kriegen wir die schönsten Prügel." „Du Schafskopf," fiel ihm ein Anderer in die Rede, „die Geyer sind ja bekehrt und dürfen daher nicht mehr schlagen." — „Du Esel," fuhr der Erstere fort, „wenn wir die Schläge haben, wer nimmt sie uns dann wieder ab? Ich bin auch dafür, den Methodisten abzudreschen und laufen zu lassen." Das ließ aber eben der Hauptmann nicht geschehen, und

so ging's weiter — während jedoch wiederum ein guter Theil Unzufriedener und Verzagter umkehrte.

Inzwischen waren einige Brüder nach Sorge geeilt, welcher Ort halbwegs zwischen Teichwolframsdorf und Waltersdorf liegt, hatten meine Hinterlassenschaften dahin gebracht und wollten auch wohl sehen, wo es mit mir hinausginge. Als ich mich nun mit meiner Begleitung diesem Orte näherte, kamen mir einige junge Geschwister entgegen, und indem eine junge Schwester ganz nahe an mir vorbei ging, erkannte sie mich und rief aus: „Da ist Bruder Wunderlich!" Sogleich schrie der ganze Haufen: „Was ist das? Wart', wir wollen Dir gleich helfen." — Doch ehe man ihrer habhaft werden konnte, war sie abwegs in der Finsterniß verschwunden.

Als wir nun an Sorge vorbei gekommen, gebot einer meiner Begleiter wieder „Halt!" und erklärte: „Meine Herren, wir sind Narren, daß wir dieses Mensch haben laufen lassen. — Dieses ist nach Waltersdorf hinein, trommelt da die Methodisten zusammen — ehe wir noch dahin kommen, werden sonderlich die Geyer da sein — und wir bekommen unsere Schläge." Jetzt wurde auch unserm Hauptmann das Herz wackelig, er erklärte mir feierlich: „Herr Wunderlich, kommen Sie als ein vernünftiger Mensch, wie Sie früher waren, und kommen Sie zu uns in unser Gasthaus, wie auch unser Herr Pfarrer thut, so können Sie morgen kommen — Sie sollen willkommen sein; doch schwören Sie, daß Sie nie wieder, um zu predigen, oder Traktate zu vertheilen, in unsern Ort kommen wollen — dann wollen wir Sie laufen lassen." Selbstverständlich konnte ich mich zu keinem derartigen

Versprechen, noch zu einem Eid verstehen, so raffte nochmals unser Hauptmann all' seinen Muth zusammen — es ging wieder vorwärts. — Doch nicht weit. Hatten ihn doch selbst seine Getreuen, bis auf ungefähr sechs, verlassen; mit ihnen war aber auch sein Muth entschwunden. So wandte er sich denn schließlich nochmals zu mir: „Nun, Sie wissen jetzt, wie es in unserm Dorfe aussieht — Sie haben mir es zu verdanken, daß Sie dies Mal noch mit blauen Augen davon gekommen. — Doch, kommen Sie wieder, um zu predigen, so stehe ich nicht dafür ein, daß Ihnen nicht Arm und Bein zerschlagen werden." Und sich zu seinen Getreuen wendend, sagte er: „Nun, meine Herren, ich denke, wir haben heute unsere Pflicht gegen den Methodist gethan — wir wollen ihn somit Gott und seinem Gewissen überlassen."

Als mich nun meine Begleiter verlassen hatten, ging ich zurück nach Sorge und fand im Hause von Schwester Meckler einige Geschwister versammelt. Wirklich kam bald darauf auch meine Leibgarde von Waltersdorf im Sturmschritt angerückt. Somit hatte die andere noch zur glücklichen Stund den Rückzug angetreten, sonst hätte es doch zu einer Collision zwischen diesen Leibgarden führen mögen — während wir so, obgleich es fast Mitternacht geworden, noch eine recht gesegnete Bet- und Bekenntnißstunde mit einander hatten. Am nächsten Morgen aber zog ich, nachdem mein Rock ausgebessert war, fröhlich meines Weges, daß ich würdig gewesen war, um seines Namens willen Schmach zu leiden.

Achtes Kapitel.

Noch ist der Herr um Zion her,
Giebt Sieg, und läßt uns singen:
„Und wenn die Welt voll Teufel wär,'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es muß uns doch gelingen."

Das Jahr 1852 sollte aber erst recht für unsere noch junge und kleine Streiterschar ein Kriegsjahr werden. Es bewahrheitete sich auch hier: „Das Toben deiner Widerwärtigen wird je länger je größer." Hatten im vorigen Jahre die Völker hie und da getobt, so kam in diesem noch dazu: „Die Fürsten verfolgen mich ohne Ursache." Es erfüllte sich auch an uns: „Sie werden euch überantworten vor ihre Rathhäuser und werden euch geißeln in ihren Schulen." Hatte man mich bisher mancher Orten schneller und früher weiter befördert, als ich zu gehen wünschte, siehe, so führte man mich jetzt öfters, wohin ich nicht wollte, hielt und beherbergte mich länger, als mir lieb war. Die Stürme wurden manchmal wirklich so heftig, daß das Meer wüthete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einzufallen, Alles unterzugehen schien. Oft ward unser Schifflein mit Wellen bedeckt und die Jünger schrien ängstlich: „Herr, hilf uns, wir verderben!" — Doch wie herrlich hat sich dann auch immer wieder erfüllt:

„Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihrem Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind. Gott ist bei ihnen darinnen, darum wird sie wohl bleiben. Gott hilft ihr frühe."

In Triebes hatten die Brüder zu Anfang dieses Jahres einen großen Tanzsaal gemiethet. Dieses vornehmlich von Webern reichlich bevölkerte Dorf gehörte nun zwar zum Fürstenthum Reuß-Schleiz; doch da stellte sich heraus, das Bauergut, in welchem unser Saal war, gehörte zum Fürstenthum Reuß-Greiz. Kaum hatten wir daher einige recht zahlreiche und gesegnete Versammlungen daselbst gehabt, so wurde dem Eigenthümer das Abhalten derselben bei zehn Thaler Strafe untersagt. Wir mußten, da kein andrer Saal zu bekommen war, somit den Rückzug in Wittwe Geßners große Bauernstube antreten. Diese Stube wurde aber nun wirklich zum Erdrücken und Ersticken überfüllt. Diese Bauernstuben können leider nicht gehörig gelüftet werden, so verlöschen uns bei so überfüllten Versammlungen hier und andrer Orten oft fast alle Lichter, während mir beinahe der Athem ausging.

Wie bereits bemerkt, kamen auch aus verschiedenen andern, bis zu zwölf Meilen südlich gelegenen Schleizer Dörfern regelmäßig eine Anzahl Heilsbegieriger nach Dörtendorf. Auf ihr wiederholtes, ernstes Ersuchen, doch auch in ihre Ortschaften zu kommen, ging ich denn, in Begleitung der Brüder Liebold und Künzel am 25. Februar 1852 nach Dittersdorf, allwo wir am selben Abend in Br. Köhler's Bauerhause eine zahlreiche Versammlung hielten. Nach derselben saß ich noch mit mehreren Freunden in trauter Unterhaltung beisammen, als plötzlich der Gendarm

(sprich Schangdarm — d. i. der Polizeisoldat) mit einem anderen Soldaten erschien und mich ohne Weiteres als seinen Arrestanten erklärte. All meine Einwendungen, als, es liege ja im Fürstenthum Reuß-Schleiz kein Gesetz vor, welches solche Versammlungen verbiete; der Gendarm habe keinen schriftlichen Verhaftsbefehl; ich hingegen könne meine Paßkarte vorzeigen u. dgl. halfen nichts. Auch wurde irgendwelche Bürgschaft, welche die anwesenden Bauern für mich stellen wollten, entschieden zurückgewiesen. Doch nach längerem Remonstriren von allen Seiten willigte der Schutzmann endlich doch ein, im Dorfe zu übernachten. Das stärkste Argument, welches bei ihm den Ausschlag gab, war freilich wohl: ein mitternächtlicher Spaziergang von sechs Meilen nach Schleiz, bei so tiefem Schnee und strenger Kälte, sei für ihn auch nicht besonders angenehm und wünschenswerth. So zog er sich endlich wieder ins Wirthshaus zurück, während ich zur Sicherheit, anstatt im Gefängniß, beim Soldaten schlafen durfte. Am nächsten Morgen wurde dann die Reise nach der Landeshauptstadt angetreten. Da stellten sich dann nebenbei auch einige Bauern als Begleitung ein. Der Gendarm glaubte zwar, er und sein Soldat seien hinreichend sicheres Geleit für mich; doch all sein Remonstriren half diesen Morgen auch nichts, die Bauern ließen sichs nicht nehmen, sie hätten ein so gutes Recht wie er und sein Soldat, auf der Landstraße zu laufen und als meine Begleiter nach Schleiz zu gehen. In der Hauptstadt angekommen, wurde der Gefangene in Abwesenheit des Herrn Landraths, vor dessen ersten Actuar, Herrn Henning gebracht. Dieser war ein sehr leutseliger Mann,

der die Lage der Dinge in Deutschland, bei welcher solch' schmähliche Auftritte vorkommen konnten, sehr bedauerte. Er entließ mich daher nach kurzem Prozeß, mir die Anweisung gebend, mir durch den Herrn Superintendenten die Erlaubniß zu meiner Wirksamkeit auszuwirken, damit mir nicht ferner ähnliche Belästigungen zustoßen möchten. (Herr Actuar Henning kam später nach Amerika, wurde hier zum Herrn geführt und — merkwürdig — wurde unser erster deutscher Professor in Berea, O. Er diente dann als Capitän der Unions-Armee gegen die südliche Rebellion, allwo er gefallen ist.

Nachdem ich von meiner Haft befreit war, sagte einer meiner Begleiter: „Lassen Sie uns doch zu Br. N. N., dem alten Organisten der Stadtkirche gehen, der wird sich gewiß freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen." — Hier traf ich denn einen alten, ehrwürdigen Greis, in seinen Sorgenstuhl sitzend, an. Nachdem meine Begleiter mich bei ihm eingeführt, ihm meine jüngsten Erlebnisse erzählt hatten, wurde der alte Mann auf's Tiefste bewegt und an allen Lenden bebend, rief er aus: „Lieber Gott, was soll denn aus unserm Deutschland noch werden? Die Landstreicher und Gauner privilegirt man — und die Diener Gottes, des Allerhöchsten, verfolgt man und kerkert sie ein!" Doch es wäre wohl schwer zu sagen gewesen, welcher von uns Beiden am meisten erstaunt war. — „Ei, ei," unterbrach ich endlich die Pause, „mein lieber Bruder, wie finde ich Sie hier. — Sagen Sie mir doch, wie haben Sie denn den Herrn kennen gelernt — und sind auch bis in Ihr hohes Alter erhalten geblieben — da Sie doch in der Kirche, wo Sie so viele Jahre die Orgel gespielt, wohl fast

sonntäglich den Rationalismus vom reisten Wasser vorgetragen bekamen?" „Das will ich Ihnen sagen," erwiderte der Greis, indem Thränen über seine gefurchten Wangen perlten, „das habe ich meiner seligen Mutter zu verdanken. Diese war eine fromme Herrnhuterin. Sie hat mich, während sie mich unter ihrem Herzen trug, und später oft, auf ihren Knien dem Dreieinigen Gott geweiht — hat mich schon auf ihrem Schooße zum Heiland beten gelehrt — hat mich später ihm zugeführt — und die Pforten der Hölle haben mich bis heute seinen Händen noch nicht entreißen können." — Ich dankte Gott für fromme, betende Mütter — wünschte nur, sie alle hätten mit mir diesen lebendigen Zeugen sehen, hätten sein so herrliches Zeugniß von der wunderwirkenden Kraft ihres Gebets und ihres Einflusses hören können, dünkte es mich doch, es würde manche müden Knie gestärkt, manche laß werden wollende Hände aufgerichtet haben.

Dank Gott, so fand ich hie und da „eine Rose im Thal, wie eine Rose unter den Dornen" — ganz versteckt oft, und unerwartet eine gläubige, fromme Seele, oder wie hier, selbst eine gottesfürchtige Familie. Daß aber solche Entdeckungen mich überaus erfreuten, daß ich mich an dem Wohlgeruch, an den gewürzten Bekenntnissen und Erzählungen derselben aufs Beste labte und erquickte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Solch ein Haus war für mich, was für den Pilger der Sandwüste eine Oase. Da stellte sich gewöhnlich bald heraus, wie verschieden wahrhaft Gläubige auch im Aeußerlichen, in Nebendingen sein mögen, sie doch im Wesentlichen, in der Hauptsache, eins sind. Wie bald verstand Einer des Andern Sprache —

unsere Herzen flossen zusammen, gleich Wassertropfen. Wir erkannten uns als Kinder eines Vaters, als Glieder eines Hauptes, welche durch einen Geist zu einem Leib getauft — als Reisende, welche auf einem Wege, nach einem Ziele, der gemeinsamen, ewigen Heimath zupilgerten. Gott sei Dank für die Gemeinschaft der Gläubigen!

Hierauf ging ich zum Herrn Superintendenten, bei welchem ich so freundliche Aufnahme fand, als nur bei einem Schüler Dr. Röhrs zu erwarten war, aber eben so wenig Trost empfing. Er gab mir den Bescheid: „Es kann Ihnen im Fürstenthum Reuß-Schleiz keine Erlaubniß, öffentliche, gottesdienstliche Versammlungen zu berufen und Perdigten zu halten, ertheilt werden; dazu haben wir berufene und verordnete Diener der Kirche. Doch wollen Sie Hausbesuche machen und hin und wieder Familienandacht halten, so wird Sie wohl Niemand darob behelligen."

Mit sehr gemischten Gefühlen kehrte ich sodann mit meinen Privatbegleitern nach Dittersdorf zurück. Doch hier wurde ich mit herzlicher Freude empfangen, welche mich bald alles Ungemach vergessen ließ. Am Nachmittag machte ich daselbst sogleich von der mir ertheilten Freiheit Gebrauch; während ich am selben Abendge würdigt war, in dem zwei Meilen entfernten Weimar'schen Dorfe, Mosbach, zu einer zahlreichen Versammlung mit großer Freudigkeit zu verkünden: „Denn ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben."

Fragt mich aber der Leser: „Wo sind denn Deine ersten Begleiter, welche dich hier herauf geleitet, geblieben?" —

so muß ich leider berichten: „Diese sind mir dies Mal durchgebrannt." — Wir wollen aber dieses Erlebniß den feuereifrigen Br. Liebold selbst erzählen lassen — er hat's ja so oft, mit tiefer Beschämung, aber zum Gaudium der Brüder erzählt: „Als der Gendarm jenen Abend mit dem Soldaten in die Stube trat und Bruder Wunderlich verhaftete, da kam mir sogleich der Gedanke: Jetzt werdet ihr auch mit aufgegriffen. Du hast in Deinem Zeulenroda jetzt schon genug Spott und Verfolgung — was wird's aber erst geben, wenn Du jetzt von Schleiz „auf dem Schub" heimgebracht wirst?" Und siehe, ehe ich's mich recht versehen, waren wir in den Holzschoppen entwischt. Da standen wir, um zu sehen, wo es mit Br. Wunderlich hinausgehen werde, bis wir es vor Kälte nicht mehr aushalten konnten. Hierauf schlichen wir in ein anderes Haus, sandten ein Kind nach unsern Kappen, welche wir in der Eile zurückgelassen, und am nächsten Morgen machten wir uns vor Tagesanbruch aus dem Staube. Wie haben wir aber so jämmerlich dabei gefühlt — wir konnten die ganze Nacht nicht schlafen — theils aus Furcht, wir möchten noch arretirt werden, theils aus Scham, indem wir das Hasenpanier ergriffen hatten. Auf dem Heimweg noch bin ich einige Male stehen geblieben und sagte zu Br. Künzel: Laß uns zurückgehen und das Loos mit Br. Wunderlich theilen. Es ist eine Criminalschande, wenn wir heimkommen und können den Leuten nicht sagen, was aus Br. Wunderlich geworden — müssen gestehen, daß wir ihn so schmählich im Stiche gelassen. Br. Künzel hatte aber noch weniger Muth als ich, und so sind wir eben heim geschlichen." Doch Br. Liebold hat, wie wir sehen

werden, später daheim diese Scharte reichlich ausgewetzt, indem er sich einige Mal für mich selbst ins Gefängniß stecken lassen wollte.

Am 24. März 1852 hielt ich eine andere Versammlung in Mosbach, kam Tags darauf nach Dittersdorf, um Hausbesuche zu machen, und blieb, auf das dringende Zureden der Brüder, um am Abend eine Bekenntnißstunde zu halten. Es sollte natürlich eine Privatversammlung sein, da ich ja keine öffentliche halten durfte. Dieselbe wurde daher auch so wenig als möglich bekannt gemacht; wir zogen uns sogar, da dennoch die Leute in Br. Köhlers Hause zusammen strömten, auf eine Oberstube im Kammergute zurück. Doch hatten sich auch hier gegen 50 Personen, von allerlei Gattung, eingefunden, welche wünschten, ich möchte ihnen predigen. Dies brachte mich nun in die größte Verlegenheit — und wie oft ist dieses mir geschehen. — Ich erklärte ihnen, es sei mir ja, wie sie wüßten, nicht erlaubt, öffentliche Versammlungen zu halten, noch zu predigen; wir wollten daher nur mit einander singen und beten, worauf ich ihnen dann etwas aus meiner Erfahrung mittheilen werde. So machte ich ihnen denn einige Privatmittheilungen — bei einer Stunde. Den Leutchen aber schien das Brod des Lebens auch auf diese Weise wohl zu munden; das Sprüchwort: „Hunger ist der beste Koch," findet eben nicht blos im Leiblichen seine Anwendung. Niemand aber war mehr damit zufrieden, als ich. Was kümmerte mich die äußere Form viel, — konnte ich nur, dem Befehl meines Meisters gemäß, dem Volke zu essen geben.

Wer aber auch mit dieser Art und Weise nicht zufrieden

war, das waren vornehmlich die Herren Pastoren. Hatten sie doch auch hier aller Orten, seit meinem vorigen Besuch öffentlich und sonderlich gegen diesen Eindringling und Verführer schrecklich losgezogen, hatten ihre Schafe auf's Ernstlichste gegen diesen Wolf gewarnt. Wie konnten sie zur Ruhe kommen, da er zum zweiten Male wieder erschien und die Schafe ihm auch so nachliefen? Diese Herren wurden durch mich leider auch in mancherlei Hinsicht in ihrer Ruhe gestört. Sie kamen z. B. aus dieser Gegend wöchentlich einige Male, in einem Waldhäuschen zusammen, um sich beim Gläschen, mit allerlei Spiel einige angenehme Stunden zu bereiten. Zu dieser auserlesenen Gesellschaft gehörte unter Anderen auch der Förster von Dittersdorf. Nun hatte Anno '48, als die Bauern sich die Freiheit zur Jagd herausgenommen, sein Pastor eines Tages spöttelnd zu ihm gesagt: „Herr Förster, Sie bekommen jetzt gute Tage, können also ungehindert und fleißig das Waldhäuschen besuchen, denn die Bauern helfen Ihnen ja das Wild erlegen." Jetzt nun kehrte der Förster mit einem Male die Lanze um und sagte: „Herr Pastor, jetzt bekommen Sie gute Tage, können also ungehindert und fleißig das Waldhäuschen besuchen, denn der Missionar hilft Ihnen die Schafe weiden." Nun, wie sollte, wie konnte ein solcher Ruhestörer geduldet werden? So sorgten diese Friedensboten daher treulich dafür, daß er bei seiner Wiederkehr aufgegriffen werde.

Als ich am 5. Mai 1852 wieder nach Churdorf, einer Weimarischen Ortschaft, kam, so fand sich's, der Bürgermeister hatte dem Eigenthümer des Tanzsaals das Abhalten der Versammlung bei Strafe verboten, während der

Gendarm schon auf der Lauer saß, mich, sobald ich dieselbe beginnen würde, zu verhaften. Und ob die Leute bei Hunderten zusammen strömten, so blieb mir nichts übrig, als Traktate unter sie zu vertheilen, sie aber ohne Weiteres wieder von mir zu lassen. Viele gingen mit Thränen ihres Weges.

Auf Ersuchen der Brüder ging ich mit ihnen nach Dittersdorf, hielt daselbst am folgenden Morgen in einigen Häusern Familienandacht—zuletzt auch auf dem Kammergut. Von hier gedachte ich mit zwei Brüdern über Schleiz nach Gefell zu gehen. Doch kaum waren wir zum hintern Thore hinaus, als der Gendarm mit seinem Soldaten zum vorderen hereingekommen, welche uns dann auch gar bald auf unserm Wege einholten und ersterer mich sogleich als seinen Arrestanten erklärte. Alles Protestiren dagegen, da ich ja nur Hausandachten gehalten, folglich in keiner Weise ein Gesetz übertreten habe, half selbstverständlich wiederum nichts. Der Herr Ordnungshalter behauptete, ich habe auf dem Gute Versammlung gehalten, wozu er nur ein wenig zu spät gekommen sei; doch habe er noch die Bibel und das Gesangbuch auf dem Tische vorgefunden. So erklärte ich denn nolens volens: „Da wir doch durch Schleiz zu gehen gedenken, so mögen diese Herren, wenn es ihnen nun durchaus beliebt, als überflüssiges Sicherheitsgeleit mit uns gehen.“ Diese Auffassung wollte wohl dem gestrengen Herrn nicht gefallen, er wollte vielmehr meine anderen beiden Begleiter als überflüssig zurück weisen, mußte sich aber auch wieder ins Unvermeidliche schicken.

In der Hauptstadt wiederum sicher angekommen, wurde

ich dies Mal vor den Herrn Landrath in selbsteigener Person gebracht, welcher mich dann auch sogleich wie ein Löwe anbrüllte: „So, da haben Sie doch wieder in Dittersdorf öffentliche Versammlung gehalten, trotzdem Ihnen solches untersagt wurde." Ich entgegnete, der Herr Rath sei irrthümlich berichtet — erzählte ihm kurz den Hergang der Sache — berief mich auf die beiden, in der Dienerstube weilenden Zeugen, welche man gefälligst darüber verhören wolle. Nach Verhör dieser Zeugen wurde ich wiederum vorgeführt und auf's Neue vom Herrn Rath angedonnert: „Wir brauchen Sie als Missionar in unserem Fürstenthum nicht — und wollen Sie nicht. — Wir haben längst eine wohlgeordnete Kirche, mit ihren verordneten Seelsorgern. — Für dies Mal sollen Sie noch wieder entlassen werden. Werden Sie aber wieder Versammlung im Fürstenthum Schleiz halten, so werden Sie an Ihre Landesobrigkeit ausgeliefert werden. — Kommen Sie dann doch wieder, so werden wir Sie ein Vierteljahr in's Arbeitshaus senden, — hilft das noch nicht, ein halbes Jahr — wir werden mit Ihnen fertig werden." Bei dieser Proclamation war dem Herrn Landrath selbst der gewaltige Schnurrbart einige Male außer Fassung gerathen, er mußte ihn herzhaft wieder in Ordnung ziehen — Mich däuchte der Zeit, und seitdem oft, ein so gewaltiger Schnurrbart ist doch für derartige Grimmbolde trefflich geeignet — sicherlich besser als für Friedensboten — da er, wenigstens manchen Leuten, Furcht einjagen hilft.

Auch nach diesem Sturm sollte, nach der gnädigen Fürsorge des Herrn, mein Schifflein für kurze Zeit wieder in einen Friedenshafen einlaufen. Dies Mal nach dem 18

Meilen südöstlich von Schleiz gelegenen Gefell, einer Preußischen Enclave, welche zwischen den Grenzen von Bayern, Sachsen und Reuß gelegen. Hier machte ich die Bekanntschaft mit Oberpfarrer Bauerfeind, einem rechten Israeliten, in welchem kein Falsch war. Er war zwar lutherischen Bekenntnisses, doch ein Mann nach dem Herzen Gottes, der von Stund an und für immer sich als ein Freund gegen mich erwies, bei dem ich in manchen Stürmen Zuflucht, Trost und Rath gefunden, während es ihm die größte Freude gewährte, konnte er mir mit Rath und That zur Seite stehen. „Lieber Bruder," sagte er bei meinem ersten Besuch, „ich danke Gott, daß er solche Männer, wie Sie, erweckt. — Wir haben sie in Deutschland höchst nöthig. Unsere Kirchen sind durch den Rationalismus leer gepredigt. Das Volk ist durch denselben um seinen Glauben betrogen worden und hat daher das Zutrauen zu dem Predigtamte verloren. Wir brauchen Männer aus dem Volke, die ihm nachgehen, die das Evangelium auf den Straßen, in Tanzsälen und überall predigen; Männer, die das Volk hören will und ihnen glaubt. Predigen Sie in Gottes Namen wo Sie hinkommen — und wenn Sie deshalb vor Räthe und Fürsten geführt werden — predigen Sie diesen Herren, dieselben kommen doch höchst selten zur Kirche, bedürfen daher der Bußpredigt so viel, als irgend welche Sünder. Und sollten Sie selbst aus Ihrem Ländchen vertrieben werden, kommen Sie nach Preußen, wir haben Freiheit und Arbeit für Sie. Doch diese Verfolgungen können in Deutschland nicht mehr lange währen, wir werden dieselben veröffentlichen und diese Herren müssen sich ihrer schmachvollen Arbeit

schämen, müssen dem Zeitgeiste Rechnung tragen, müssen Religionsfreiheit gewähren."

Ach, daß doch die Staatskirche Deutschlands viele solch' treue und wahrhaftige Zeugen Jesu gehabt hätte! Diese wären sicherlich ihre und des Volkes Rettung geworden. Aber leider war Oberpfarrer Bauernfeind vor Vielen wie ein Wunder. Und wie er zu dieser Erkenntniß und Gnade gekommen — davon zeugte deutlich sein Rettungshaus, welches er — auf ähnliche Weise, wie Pastor G. Müller in Bristol, England, seine Waisenhäuser — durch den Glauben gegründet hatte. Längst war nämlich Pastor Bauernfeind, da ihn des Volks, sonderlich so vieler Kinder Verkommenheit jammerte, mit dem Gedanken umgegangen, eine solche Anstalt zu gründen; doch schien ihm das Wagniß in der so armen Gegend zu groß. Siehe, da nahm ihm um die Osterzeit 1849 der Herr drei seiner vier Kindlein plötzlich durch das Scharlachfieber hinweg. Dies sah er als einen Fingerzeig Gottes an — entschloß sich bald darauf mit seiner frommen Gattin an deren Stelle drei Bettelkinder in sein Haus aufzunehmen. Diese edle That ward bald ruchbar, von Nah und Fern flossen ihm milde Gaben zu; doch je mehr die Unterstützungen zunahmen, je mehr verwahrloste Kinder nahm er auf, so daß um die Zeit meines Besuchs bereits 40 derselben in einem dazu angekauften und eingerichteten Hause von zwei Herrnhuter Schwestern gepflegt und unterrichtet wurden.

Neuntes Kapitel.

Unendlich groß ist Gott — Wer kann ihn fassen
Mit endlichem Verstand? Was gilt's, ob auch sein Rath
Dir wunderbar erscheint? Geh' Du gelassen,
Getrost an seiner Hand, den rauhsten Pilgerpfad.
Auch Du erkennst und rühmst einst, schwindet Deine Nacht:
Gott hat's stets gut gemeint, hat Alles wohlgemacht.

In Zeulenroda hatte früher ein Diasporabesucher (d. i. ein Prediger, welcher die zerstreuten Anhänger der Brüdergemeinde besucht) aus Ebersdorf hie und da Versammlungen gehalten, wodurch auch einige Seelen erweckt worden waren. Doch hatte der Stundenhalter, Herr Liebold, öfters zu ihm gesagt: „Bruder Engelmann, wenn wir nicht weiter kommen, nicht wirklich bekehrt werden, wenn wir nicht die Vergebung unserer Sünden und die Erneuerung durch den heiligen Geist erlangen, so gehen wir bei all unserm Stundenhalten und unserm Formwesen noch zur Hölle." Als Liebold daher das erste Mal in Dörtendorf war, ward er froh und bekannte: „Das ist's, was wir längst nöthig hatten und wonach wir uns sehnten. Dank Gott, daß er unser Gebet erhört, uns nun einen Wegweiser gesandt hat, der uns nicht nur bis zur engen Pforte, sondern auch da hindurch und auf den frohen Lebensweg führt!" Sogleich ging er nun in sei-

ner Stadt an's Einladen, brachte die Leute in hellen Haufen hinunter nach Dörtendorf und drang auch bald mit vielen Andern vom Tode zum Leben hindurch. Unter diesen war auch eine blinde Jungfrau, welche regelmäßig Sonntags von einer guten Schwester die 6 Meilen hinunter und zurück geführt wurde. Es war wahrhaft ergreifend, sie so frühe und mit solcher Eile kommen zu sehen, damit sie doch einen Platz im Saal bekommen möchten. Diese Blinde aber schien die Glücklichste unter Allen zu sein, als ihr das Licht des Lebens aufgegangen, die Gnadensonne in ihr Herz schien. Sie lernte lesen und wie herzlich freute sie sich, als ihr die Geschwister ein Testament verschafften, welches sie nun, wenn auch mit dem Tastsinn, lesen konnte.

Diese Petrusseele, Liebold, drang aber nun auch mit Ernst in mich, nach Zeulenroda zu kommen, um Versammlungen daselbst zu halten; seine geräumige Schlosserwerkstätte sollte vor der Hand dazu eingerichtet werden. War ich aber doch ziemlich sicher, im Greizer Ländchen warteten Bande und Trübsal meiner, deshalb hielt ich, so viel ich konnte, damit zurück. Nur um Hausbesuche zu machen und Privatversammlungen, Klassen und Betstunden zu halten, ging ich von Zeit zu Zeit hin. Nun begab sich's aber, trotz allem Geheimhalten wurde die Werkstätte Bruder Liebold's öfters so angefüllt und man drang dermaßen in mich, daß ich der Versuchung zum Predigen nicht widerstehen konnte. Allerdings war die Werkstätte im Hintergebäude, man hatte auch alle Thüren und Fenster wohl verschlossen, doch was half's — die Herren Ordnungshalter, welche sonderlich in Deutschland gar feine Nasen

haben, können ja fast Alles, was immer sie nur wollen, riechen, so hatten sie auch hiervon Wind bekommen. Unserem Bruder Liebold wurde vom hochlöblichen Amtmann, gewöhnlich „Herr Rath" titulirt, das Abhalten der Versammlung in seinem Hause durch den Ausländer bei 10 Thaler Strafe verboten. Bald darauf aber trieb darob der gestrenge Herr für zwei meiner Predigten auch 20 Thaler von ihm ein. Dieses machte aber unserm lieben Bruder wenig Schmerzen; er hätte mich wohl wöchentlich predigen lassen, denn wenn es die Ehre Gottes und das Heil unsterblicher Seelen galt, so kannte seine Opferwilligkeit keine Grenzen.

Als ich aber am 5. April 1852 wieder nach Zeulenroda kam, um am Abend Bruder Eulenstein's Klasse beizuwohnen — und während die Geschwister sich in Bruder Liebold's Werkstätte versammelten, ich aber noch in der Stube saß, kam der Amtsdiener nebst einem Soldaten mit dem erforderlichen Ungestüm herein, erklärte sogleich „den Ausländer" als seinen Arrestanten und forderte ihn auf, ohne Verzug zu folgen. Alles war natürlich bestürzt. Die Freunde, sonderlich der Hauswirth und seine Frau, wollten durchaus die Gefangennahme nicht geschehen lassen. Doch alles Protestiren, indem doch dem Herrn Polizeidirektor Stemler, gewöhnlich „Herr Hofrath" titulirt, meine Paßkarte vorgezeigt worden, derselbe mir Erlaubniß zum Uebernachten gegeben habe — und indem ich durchaus nichts Gesetzwidriges begangen habe und dergleichen, war auch hier vergeblich. Die Beschützer wurden von dem starken Arm der Gerechtigkeit (?) entfernt und dem Gefangenen kaum so viel Zeit gelassen, seinen Ueber-

rock anzuziehen. Wir forderten, doch sogleich vor den Herrn Rath Kunze, welcher den Verhaftsbefehl ertheilt hatte, geführt zu werden und einige Brüder ließen sich's nicht nehmen, mich dahin zu begleiten. Vor dem Hause gesellte sich auch noch der unvermeidliche Gendarm dazu. So ging es denn — doch nicht zum Herrn Rath, den man ja diesen Abend nicht mehr belästigen dürfe, sondern — nach dem Gefängniß. Vor demselben wollten sich meine Begleiter nicht zurückweisen, sondern mit mir einstecken lassen; doch auch hier hatte der starke Arm der Ordnungshalter gar bald eine Scheidung zuwege gebracht — es blieb draußen, was hinaus gehörte und war drinnen, was hinein sollte. Die Brüder eilten nun zwar sogleich zum Herrn Hofrath, meldeten ihm, was geschehen, und forderten ihn auf, den seinem Schutz Empfohlenen und von ihm des Schutzes Versicherten nun auch in Schutz nehmen zu wollen. Dieser aber erklärte achselzuckend: „Der Herr Rath hat hier wieder einen Gewaltstreich verübt, gegen welchen ich vor der Hand nichts thun kann."

Im Gefängnisse angekommen, wurden mir mit satanischer Wuth, unter schrecklichem Fluchen — welch' letzteres überhaupt zum Amte dieser Ordnungshalter zu gehören schien — die Taschen geplündert und Alles, was ich bei mir hatte, abgenommen; wurde mir selbst das Halstuch abgebunden, sowie die Hosenträger abgeknöpft. — Letzteres geschah wohl als Vorsichtsmaßregel, damit ich keinen Selbstmord begehen könne — kurz, ich wurde als ein Criminalverbrecher behandelt; wurde in das gemeinste Gefängniß, ein dumpfiges, unreinliches Loch, ungefähr 8 bei 12 Fuß groß und 8 Fuß hoch, geworfen. Die mit star-

kem Eisen gebundene Thür war durch große Schlösser verriegelt. In der Mitte derselben war, der Bequemlichkeit, sowie der Sicherheit halben, ein kleines Thürchen angebracht, durch welches dem Gefangenen seine Kost dargereicht wurde. Durch ein nahe der Decke angebrachtes, ungefähr einen Quadratfuß großes Fensterchen, welches selbstverständlich mit starkem Eisengitter verwahrt war, suchten am Tage zwar einige indirekte Sonnenstrahlen einzudringen; doch inwieweit sie mein Gemach erleuchten konnten, kann sich der Leser wohl vorstellen, da dieselben erst durch eine mit schwerem Eisengitter umgebene Vorhalle kommen mußten. Der Gefangene konnte sich aber jenen Abend glücklich preisen, doch seinen Ueberrock noch mit in's Gefängniß gebracht zu haben, da der Herr Ordnungshalter aus Amtseifer versäumt hatte, den Ofen mit Feuer, sowie den Strohsack mit einer Decke zu versehen — sonst wäre er in dieser Nacht wohl fast erfroren. So hatte ich denn schon die erste Nacht hier in meinem Kämmerlein, mit verschlossener Thüre, hinreichend Veranlassung und Zeit zu ernstem Gebet und allerhand Betrachtungen. Konnte nicht umhin, in jener Nacht auch an die Gefangenschaft Pauli in Philippi zu gedenken. Und so groß der Zeitabstand auch war, so war doch eine Aehnlichkeit zwischen jener Gefangenschaft und der meinigen nicht zu verkennen. Jene hatte zwar in dem heidnischen Philippi, während die meine in dem protestantischen Zeulenroda stattgefunden; doch waren sie beide um der Predigt des Evangeliums willen geschehen. Es hatte auch freilich bei meiner Gefangennahme die Geißel gefehlt, während hier im Gefängniß noch der Stock fehlte; doch das war sicher-

lich nicht die Schuld des Herrn Raths, noch der Kriegsknechte, noch des Kerkermeisters; denn diese hatten, den Ruhm mußte man ihnen lassen, in demselben Geist und Sinn, wie jene Heiden, Alles — und mehr — gethan, als sie verpflichtet oder berechtigt waren zu thun. Es wollte mir sonderlich hier in diesem finstern Kerker gar nicht einleuchten, daß „in diesem Lande eine „wohlgeordnete Kirche," mit ihren „berufenen und verordneten Dienern" sei, noch daß hier „ein Missionar nichts zu schaffen habe," da „keine Heiden zu bekehren seien."

Am nächsten Tag aber war zufällig Jahrmarkt in hiesiger Stadt, da saß der Herr Amtmann nicht zu Gericht, folglich konnte der Gefangene nicht verhört werden, hatte somit ruhig in seinem Kerker zu bleiben. Freilich wollte ihm manchmal in dieser so plötzlichen, wie gänzlichen Abgeschlossenheit und Unthätigkeit die Zeit ziemlich lang und schwer werden — und was ihn besonders beunruhigte, war, er konnte ja seine Bestellung in Mosbach am selben Abend nicht erfüllen. Er tröstete sich aber hierüber damit, er täusche die Versammlung nicht ohne Noth; hatte er ja wohl das Wollen, doch es fehlte ihm eben unter Umständen das Vollbringen. Einige Male wollte es zwar in seinem Innern noch finsterer, als in seinem Gefängniß werden; doch mußte ihm das Licht immer wieder um so herrlicher und beseligender aufgehen, daß er aus voller Brust singen konnte:

„Empfind ich seine Liebe auf's Best',
So ist mir ein Palast gering
Und Kerker sind mir ein Paläst',
Wenn Jesus wohnt mit mir darin."

Am Morgen bekam der Gefangene durch das kleine Thürchen eine Schale mit einem Naß, welches der Kerkermeister Kaffee nannte, mit einem Stückchen Commißbrod und am Mittag etwas Sauerkraut nebst Commißbrod, doch er zog es vor, diesen Tag zu fasten, welches ihm auch keine große Verleugnung kostete. Die Stadt war am selben Tage wohl von allerlei Volk angefüllt, allein Niemand außer dem Kerkermeister bekam den Gefangenen zu sehen — auch selbst sein Bruder Friedrich, welcher sich noch gegen Abend einstellte, nicht — noch konnte derselbe mehr für ihn thun, als seinen Wärter zu bewegen, ihm etwas genießbare Suppe zu bringen.

Am nächsten Morgen, nach sieben Uhr, erschloß dann der Kerkermeister die große Thür, führte den Gefangenen in ein anderes Zimmer, gab ihm seine in Verwahr genommenen Sachen wieder zurück mit Ausnahme seiner Tractate und seines Geldes — das Letztere behielt er wohl für Kost und Logis — bediente ihn auch mit etwas genießbarem Kaffee und Weißbrod, worauf er ihn dann um acht Uhr zum Herrn Rath geleitete. Nach dreistündigem Verhör, bei welchem der Herr Rath den Gefangenen alles Mögliche und Unmögliche ausfragte — und dennoch keine Schuld an finden konnte — geruhete derselbe folgenden Bescheid zu ertheilen: „Die Gefängnißstrafe ist zuerkannt für das Abhalten früherer Versammlungen, dessen Sie sich trotz Verbot schuldig gemacht — Geldstrafe soll Ihnen dies Mal weiter nicht aufgelegt werden. Im Fall Sie aber wiederum Versammlungen allhier abhalten oder nur bei einer derselben gefunden werden, so werden Sie mit acht Tagen Gefängniß bestraft werden."

Daß ich hierauf fröhlich von des Raths Angesicht ging, wird der Leser wohl gerne glauben. War ich doch auch gewürdigt gewesen, um Seines Namens Willen Schmach zu leiden. Doch freute ich mich wie ein Vogel, der dem Strick des Voglers entronnen. Noch nie in meinem Leben hatte ich mich wirklich der Freiheit so erfreut, als diesen Tag. Und ich habe seitdem oft behauptet: Kein Mensch kann den Werth der Freiheit so erkennen, kann sie so genießen, als der sie einmal verloren hatte, der eingekerkert war. Welch Freude aber erst, als ich wieder zu meinen Brüdern und Schwestern kam, welche so herzliches Mitleiden mit meinen Banden gehabt. Sie fanden sich bald alle bei Br. Liebold ein, wo wir dann, wenn auch keine formelle, doch eine ganz herrliche Bekenntnißstunde hatten. Hier wurde mir unter Anderem auch berichtet, meine Gefangenschaft sei am gestrigen Tag das allgemeine Jahrmarktsgespräch gewesen; das Volk habe im Allgemeinen seine Entrüstung über diese Tyrannei ausgesprochen, während es seine Sympathie für den Gefangenen kund gegeben. Somit stellte sich heraus, die Absicht des Herrn Raths war mehr denn verfehlt.

Bei meiner Landesobrigkeit führte ich zwar gegen diese ungerechte und grausame Behandlung „im Auslande" Beschwerde. Jener Herr Rath mag wohl auch darob einen gelinden Nasenstüber bekommen haben, doch war im Grunde auch bei dieser Beschwerde, wie bei all derartigen, weniger denn nichts ausgerichtet. Der Herr Rath fühlte sich dadurch in seiner Ehre gekränkt, brütete nur um so mehr Rache gegen mich, welche er dann auch, unter dem nächsten, besten Vorwande, zu kühlen

suchte. Und eine Gelegenheit dazu mußte sich ja bald finden lassen.

Hier kann ich jedoch nicht umhin, wieder eines so unerwarteten, als köstlichen Fundes, welchen ich um diese Zeit machte, Erwähnung zu thun — eines Fundes wieder, „wie eine Rose unter den Dornen" — einer Rose, welche bei den ungünstigen Verhältnissen, ja unter den schwersten Stürmen, dennoch durch die mächtig wirkende Gnadensonne, nur um so herrlicher erblüht war.

Es war mir nehmlich berichtet worden, in Burkersdorf, circa zehn Meilen südlich von Zeulenroda, befinde sich eine Schwester, welche vierzig Jahre krank gewesen sei. So machte ich mich in Begleitung zweier Brüder eines Morgens auf, dieselbe zu besuchen. Wir fanden sie endlich in einem kleinen Bauernhäuschen in ziemlich dürftigen Umständen, obgleich von ihrer verwitweten Schwester aufs Treuste verpflegt. Sie lag in einem Oberstübchen, welches nicht geheizt werden konnte. An die dreißig Jahre hatte sie Unsägliches durch Rheumatismus erlitten; die letzten zehn Jahre hatten die Schmerzen zwar nachgelassen, doch war sie der Schwäche halber beständig ans Bett gefesselt gewesen; und seit mehr denn einem Jahre hatte sie der großen Schwäche halber nur während der Mittagsstunden ihr volles Bewußtsein, während welcher Zeit sie dann auch ihre ganze Nahrung, ein wenig Suppe, zu sich nahm. Sie war daher förmlich zu einem lebendigen Skelett abgemagert. Wie erstaunten wir — ich werde des Anblicks nie vergessen — als sie uns ihren rechten Arm zeigte! Indem sie so lange und beständig tief im Federbette gesteckt hatte, so war selbst die Haut so dünn und

durchsichtig geworden, daß man alle Knochen der Hand wie des Armes mit den sie verbindenden Sehnen hätte zählen können. Ich fragte die Kranke, ob sie denn wisse, wie lange sie krank gewesen sei? „Das weiß ich nicht genau," antwortete sie ganz leise und langsam, „meine Schwester sagt, es seien vierzig Jahre. Ich weiß, ich war neunzehn Jahre alt, als ich krank wurde — und meine Schwester sagt, ich sei nun neunundfünzig Jahre alt." „Ei, ei," fiel ich ein, „da hat der liebe Gott Sie aber doch einen sehr geheimnißvollen und dunklen Weg durchs Leben geführt." „Ja, das hat er wohl," fuhr sie fort, „indem sich dabei ihre Augen mit Thränen füllten, „aber er hat's doch wohl mit mir gemeint und gut gemacht. Ich war eben auch ein leichtsinniges Mädchen — wäre wohl mit der Welt dahin und verloren gegangen, hätte der liebe Gott mich nicht in diese Leidensschule geschickt." Und nachdem sie sich eine Weile erholt hatte, fuhr sie weiter fort: „Während meiner langen Krankheit hat mir meine Schwester oft aus der Bibel und andern guten Büchern vorgelesen — hat mit mir gebetet — und so haben wir beide den lieben Heiland kennen gelernt — haben ihn gefunden. Und wie köstlich war er uns — besonders mir — in dieser Leidenszeit. Wäre ich gesund gewesen, so wäre die Zeit auch dahin und ich wäre wohl verloren gegangen. Gottlob, jetzt ist mein Leiden bald überstanden und ich weiß, ich gehe heim zur Ruhe. Was mir nur oft sehr leid thut, ist, daß mein Leben so nutzlos war. Ich habe nichts, gar nichts Gutes thun können — hab nur meiner guten Schwester unendlich viel Arbeit und Sorgen gemacht." „Ach, sei doch stille davon," erwiderte die Schwester, „ich hab's ja gern gethan.

Der liebe Gott hat uns auch durchgeholfen und wird uns auch vollends durchhelfen, bis wir mit einander glücklich heimgekommen sind." Hier wurden die beiden Stimmen durch Schluchzen erstickt. Auch wir weinten mit ihnen, konnten für eine Weile nicht zu Worten kommen, konnten nur durch Thränen unsern Dankgefühlen Ausdruck geben. „Gott sei Dank," rief ich endlich aus, „für seine unaussprechliche Gnade! Nein, liebe Schwester, Ihr Leben war kein zweck- und nutzloses. Waren Sie ja gewürdigt nach Gottes Willen zu leiden, und sind dadurch vor Vielen wie ein Wunder geworden. Haben selbst der Schwester vielleicht soviel, als sie Ihnen gedient. Sie beide sind aber unter diesem verkehrten Geschlechte lebendige Zeugen für die großen Gotteswahrheiten geworden: Jesus kann selig machen immerdar, Alle, die durch ihn zu Gott kommen. Und: Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen."

Uns aber war es, als ob wir einen Besuch in Bethanien gemacht hätten. Fürwahr, der Heiland war auch bei diesen beiden Schwestern eingekehrt, hatte Wohnung bei ihnen gemacht. Wir waren gekommen, um wenn nöthig, mitzutheilen, doch siehe, wir hatten reichlich empfangen. Wir durften köstliche Schätze mitnehmen, an denen wir lange zu zehren hatten. Wir konnten uns auf unserm Heimweg kaum genug wundern ob der Gnade Gottes, die wir daselbst gesehen, wie sie sich in diesen Schwachen so mächtig erwiesen — konnten nicht sattsam staunen, wie in dieser so finstern Gegend doch über diesem Hause die Gnadensonne so hell, so beseligend leuchtete! Wir wünschten nur, wir hätten all unsere lieben Geschwister, sonderlich die un-

ter den mancherlei Züchtigungen des Vaters, des Trostes vergessen, matt werden, ablassen wollten, in dieses Krankenstübchen führen können. Wir meinten, sie würden Alle, wie wir, tiefbeschämt doch mit neuer Kraft erfüllt, mit neuem Muth beseelt, den Kampf des Glaubens fortsetzen.

Zehntes Kapitel.

Unendlich gut ist Gott — Er ist die Liebe —
Sein Herz, sein Vaterherz, versäumt die Seinen nie.
Was gilts, ob auch sein Rath sie oft betrübe —
Er meint's doch gut — als Vater züchtiget er sie.
Wirst du die Züchtigungen gern empfangen,
Und wirken sie bei dir Frucht der Gerechtigkeit,
So wirst du auch des Trostes viel erlangen,
Und dankst Gott noch dafür in Zeit und Ewigkeit.

Am Freitag den 25. Juni 1852 kam ich denn wieder einmal nach Zeulenroda. Niemand wußte von meinem Kommen. Kam ich doch eben nur, um einige Einkäufe zu machen, sowie einige Hausbesuche abzustatten; kam daher auch dies Mal, um kein Aufsehen zu erregen, erst gegen Abend daselbst bei Br. Liebold an. Hier erfuhr ich nun, auf diesen Abend sei eine Klasse anberaumt. Um jedoch allen Verdacht zu verhüten, bat ich die Brüder dringend, dieselbe für diesen Abend abzubestellen. Doch fanden sich vier Brüder in meiner Herberge ein. Auch hier nun, um allen Schein zu vermeiden, zog ich Br. Liebold's Schlafrock und Hausschuhe an und wir setzten uns bei herrlichem Mondschein in die Gartenlaube. In angenehmer Unterhaltung über Br. Jacoby's neulichen Besuch in Rüßdorf, sowie unsern gemeinschaftlichen Besuch bei Pastor Bauerfeind in Gefell und dgl., war es

unbemerkt gegen zehn Uhr geworden — siehe da kam mit einem Male Frau Liebold ganz bestürzt in den Garten geeilt und meldete: „Der Amtsdiener, nebst einem Soldaten ist wieder vor dem Thore und fordert mit Ungestüm augenblicklichen Einlaß!" Die Brüder riethen mir zur Flucht. Doch mir durchaus keines Vergehens gegen irgend ein Gesetz bewußt, sowie auch noch nicht aller Hoffnung bar, daß auch im Fürstenthum Reuß-Greiz noch Gerechtigkeit zu erlangen sei, wollte ich mir dadurch nicht irgendwie eine Blöße geben, forderte vielmehr den Hausherrn auf, diese Sicherheitsaufseher ruhig einzulassen. Selbstverständlich war der unvermeidliche Gendarm auch wieder dabei. Diese Herren aber fielen nun mit einem fürchterlichem Gebrüll über mich, wie Raubthiere über ihre Beute her und da ich mich nicht ohne Weiteres gefangen geben und mitgehen wollte, sonderlich aber die Brüder mich durchaus nicht gefangen nehmen lassen wollten, so rissen sie nicht nur meinen geborgten Schlafrock in Stücke, sondern mir dabei fast die Arme aus dem Leibe. Endlich willigten wir ein, den Sicherheitsaufsehern zu dem Gasthause zu folgen, von welchem sie der Herr Rath vor Kurzem ausgesandt. Kaum ließen mir diese eifrigen Diener der Gerechtigkeit (?) Zeit, meine Kleidung zu wechseln. Doch, im Sturmschritt vor dem Gasthause angekommen, suchte der Diener vergeblich nach seinem Herrn. Der Herr Rath war — nun er war wenigstens für uns nicht mehr hier — diesen Abend nicht mehr zu sprechen. Somit ging es denn wiederum, wohl oder übel, dem Gefängnisse zu. Vor demselben angekommen, wiederholte sich aufs Genaueste das bei meiner ersten Gefangennahme

hier stattgefundene Schauspiel; nur daß die Brüder noch entschiedener waren, sich für mich, oder doch mit mir einkerkern zu lassen; somit auch der Arm der Gerechtigkeit noch mehr seine Stärke zeigen mußte, um draußen zu halten, was hinaus gehörte.

Glücklicherweise bekam der unfreiwillige Gast dieses Mal ein etwas besseres Logis angewiesen, welches, im obern Stockwerke gelegen, doch nicht ganz so dumpfig war, auch wurde er vom Gastwirth etwas menschlicher behandelt, indem derselbe ihm bei der Ankunft nur die Taschen plünderte und am nächsten Tag noch obendrein die Meldung machte, falls dem Gast die regelmäßige Kost des Hauses nicht behage, so sei es ihm gestattet, sich auf eigene Kosten durch den Wirth genießbare besorgen zu lassen. Dieses Alles war aber für den Gast um so angenehmer, indem sein Aufenthalt, nothgedrungen, ein längerer werden sollte.

Kaum war aber der Gast in Sicherheit gebracht, alle Schlösser und Riegel wohlverwahrt und der letzte Tritt der Sicherheitsaufseher verhallt, so machten sich auch andere Bewohner „dieser heiligen Hallen" kund — und nicht etwa nur Ungeziefer wieder — nein, dies Mal auch menschliche Leidensgenossen. Zwei waren auf ebener Erde und ein Dritter neben dem neuen Gaste, gerade über den ersteren einlogirt. Ein Jeder hatte ordnungsgemäß zwar sein eigenes Quartier; doch es war ja Sommer, die kleinen Fensterchen waren geöffnet, somit konnten sich die Gäste, wenn auch nur mit erhöhter Stimme, doch unterhalten. Diese andern drei Gäste aber waren, als der Vorstand, d. h. als Präsident, Sekretär und Schatzmeister

eines Lesevereins hier einquartirt, dieweil man in ihrer Leihbibliothek unter den ungläubigen auch revolutionäre Schriften vorgefunden hatte. Bald rief nun einer da unten: „Wen haben sie denn jetzt wieder gebracht?" Mein Nachbar antwortete: „So viel ich vernommen, ist's Herr Wunderlich von Rüßdorf wieder." — „Was, ist der Methodist schon wieder hier?" rief der Untere wieder; und nachdem er, auf die ihnen eigene Weise sein Entsetzen gehörig bezeugt hatte, fuhr er fort: „Ist das möglich?— Uns Kerle hat der Herr Rath da hereinstopfen lassen, weil wir gar nicht beten und den Methodist läßt er hereinstopfen, weil er ihm zu viel betet. — Hab' hoch gemeint, wir sollten hier hinnen beten lernen — fangen wir aber nun an, so mögen wir, wenn wir hinaus kommen, unserm Herrn Rath dann zu viel beten und dann läßt er uns wieder in's Loch stecken." — „Da weiß man in der That fast nicht mehr," fuhr sein Nachbar fort, „was man in Deutschland thun oder lassen soll, um nicht in's Gefängniß zu kommen.— Wie wär's, meine Herren, würden wir nicht besser Alle nach Amerika auswandern, da giebt es doch keine solchen Räthe, die einen können in's Loch stecken lassen, ob man ihnen nicht genug oder zu viel betet."

Nebenbei sei hier eine Satire erwähnt, welche sich besagter Rath mußte selbst sagen lassen und welche ebenso scharf die glorreichen Zustände jener Großmacht Deutschtands beleuchtet. Es war nämlich auch das Hausiren bei Strafe verboten. Bald darauf wurde ein Hausirer aufgegriffen, vor den Herrn Rath gebracht und von diesem angeschnurrt: „Wußten Sie nicht, daß das Hausiren in Zeulenroda bei Strafe verboten ist?" „Nein, Herr Rath,

das wußte ich nicht," antwortete ruhig der Angeschnurrte. „Haben Sie denn nicht die Anschlagezettel an den Straßenecken gesehen und gelesen?" rief der mit Recht über die Geringschätzung seiner Machtvollkommenheit empörte Herr noch lauter. „Nein, mein Herr," entgegnete der Hausirer, „man sagte mir anderer Orten, es sei gefährlich, in dieser Stadt viel zu lesen, man würde dafür eingesteckt; so hab' ich mir vorgenommen, hier gar nichts zu lesen. . . . Hab' somit auch Ihre Anschlagezettel nicht gelesen." — Doch auch dieses schlagende Argument soll den Herrn Rath nicht von der Schuldlosigkeit des Gefangenen überzeugt haben — hatte er ja eben unterlassen zu lesen, was der Herr Rath von Jedem forderte, daß er lesen sollte — der Uebelthäter sei daher nach dem Gesetz verdonnert worden.

Diesmal wurde der Gefangene schon am nächsten Tag vor Gericht geführt. Daselbst angekommen, wurde er auch alsobald vom Herrn Rath in seiner Amtsmanier angebrüllt: „So, da haben Sie wieder Versammlung allhier abgehalten, trotzdem es Ihnen bei acht Tagen Gefängnißstrafe verboten wurde." Ich erwiderte: der Herr Rath sei in diesem sicher ganz im Irrthum; erzählte in kurzen Worten den Hergang der Sache und berief mich für die Richtigkeit meiner Aussage auf eine Anzahl glaubhafter Zeugen. „Aber Sie haben gewußt," fuhr der Richter fort, „daß es Ihnen nicht erlaubt sei, in einem Privathause zu übernachten." Doch auch diese Anschuldigung wies ich als eine irrthümliche entschieden zurück, indem weder der Herr Rath selbst noch hochlöblicher Hofrath mir solche Anmeldung gemacht, Letzterer mir sogar Erlaubniß bei Hrn. Liebold zu übernachten ertheilt habe. Und nachdem ich

nun noch meine Entrüstung kundgegeben, wiederum ohne irgendwelches Vergehen, auf falsche Anklagen und bloßen Verdacht hin, eingekerkert worden zu sein, forderte ich vom Herrn Rath, wenigstens am selben Tag noch auf freien Fuß gesetzt zu werden. Hierauf gab mir der gestrenge Herr den Bescheid: „Das Verhör wird sogleich fortgesetzt werden; wird sich dann herausstellen, daß Ihre Aussagen richtig sind, Sie also der Anklagen nicht schuldig sind, so werden Sie entlassen werden."

Als ich hierauf unter sichrem Geleit wieder in meiner unfreiwilligen Herberge ankam, bewillkommten mich meine Leidensgefährten mit Jubel und suchten mich, so gut sie konnten zu trösten. „Machen Sie sich nur keine Hoffnung auf baldige Erlösung aus diesem Loch," sagte der Eine, „sonst läßt Sie Ihre Hoffnung zu Schanden werden und dann fühlen Sie nur um so elender." „Ja, suchen Sie sich heimathlich hier zu fühlen und einzurichten," fiel ein Andrer ein, „Sie müssen eben bedenken, Sie sind in einem der glorreichen Fürstenthümer Reuß. Da hat bekanntlich der durchlauchtigste, souveräne Fürst gerade so viel Machtvollkommenheit, als der Kaiser aller Reußen von Rußland — selbstverständlich nicht an Quantität, aber doch an Qualität. Hat ein solcher durchlauchtigster Fürst einmal „geruht", so läßt er ein Gesetz vom Stapel, welches dann so gut ist, wie die der Perser und Meder waren. — Nun nach den Gesetzen dieser Länder kann ein jeder Hof-, Land- oder Stadtrath — und fast jeder sechste Mann in unserm Fürstenthum ist „gerädert" — irgend einen Bürger auf irgend eine Anklage oder Verdacht hin einkerkern lassen; braucht keine Bürgschaft anzunehmen; kann dann den

Verhörarrest ganz nach Belieben verlängern. Somit kann er den unschuldigsten, aber von ihm verhaßten Bürger auf die ihm beliebige Zeit mit Gefängniß bestrafen. So sind wir z. B. schon an die vier Wochen hier im Verhörarrest, und wer weiß, wann dieser Unmensch uns losläßt. Es wird Ihnen auch nicht besser ergehen; doch suchen Sie sich mit unserm Elend zu trösten. — Suchen Sie, wie wir, in stoischer Resignation und Verachtung der Menschheit Ihre Ruhe." Ich erwiderte ihnen zwar, ich habe meine Hoffnung nicht auf den ungerechten Richter, sondern auf den lebendigen Gott gesetzt und sei gewiß, dieser lasse mich nicht zu Schanden werden; sagte ihnen, ich habe auch eine bessere Trostesquelle, denn ich wisse, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen; doch sie verstanden meine Sprache nicht und verlachten mich ob meines Kinderglaubens.

Ihre Prophezeiung schien sich aber erfüllen zu wollen, denn am Nachmittag wurde mir von unserm Diener, welcher zu gleicher Zeit auch Amtsdiener war, gemeldet, das Verhör sei nicht beendet worden, somit habe ich den morgenden Sonntag ruhig hier zu bleiben. Dies war fürwahr ein harter Schlag für mich. Der Gedanke, dieser ungerechte Richter solle im Stande sein, mich zu zwingen, all' meine Bestellungen zu versäumen und einen ganzen Sonntag nutzlos hier zu sitzen, war mir fast unerträglich. Bald stürmten die Feinde von außen und innen mit aller Macht auf mich ein. „Da siehst Du, was Dein Eifer für Gott Dir nützt!" hieß es, „geht es nicht dem Gerechten, wie dem Gottlosen?" Bist Du wirklich Gottes Knecht — betreibst sein Werk, wo bleibt sein verheißener Schutz und

Rettung? Bist Du nicht der Spielball eines gottlosen Menschen?" Zuletzt suchten die Feinde mir streitig zu machen, daß ich solches nach Gottes Willen leide — und dieses bereitete mir den heißesten Kampf. „Es ist nicht Gottes Wille, sondern deine eigene Unvorsichtigkeit, daß Du hier bist," raunten mir die Feinde zu. — „Du kannteſt diesen Wütherich — hätteſt nicht wieder in sein Garn gehen sollen — Gott hat Dich nicht hier herein geführt, nun sieh Du zu, wann und wie Du auch wieder hinauskommen wirst." Indem ich nun diesen Einflüsterungen, welche ja so plausibel schienen, Gehör gab, brachte mir dieser Kampf eine wahre Schreckensnacht. Es war oft finsterer in meinem Innern, als in meinem Kerker. Der Schlaf floh von meinen Augen; ich hätte vor Unruhe vergehen mögen. Ich winselte wie ein Kranich, aber mein Gebet schien nicht höher als mein Haupt zu steigen. Ich hatte fürwahr einen Vorgeschmack der Hölle — dachte auch öfters: Müßteſt Du hier und also ewig bleiben, so wäre das Hölle genug.

Doch siehe, gerade hier legte mir der Herr wieder die Schrift aus. Die Leidensschule ist eben eine gar gründliche. Hier haben die Propheten und Apostel gelernt, was sie sonst nirgends lernen konnten. Ja, was selbst der göttliche Meister seinen Jüngern nicht sagen konnte, sie auch, zur Zeit, noch nicht zu ertragen, nicht zu fassen vermochten, das ist ihnen hernach in dieser Schule, durch den heiligen Geist gelehrt worden. Dieser führte sie hier in alle Wahrheit ein, erinnerte sie alles dessen, erklärte ihnen, was der Meister ihnen gesagt und was geschrieben steht, so daß sie dann öfters ausriefen: „O, welch' eine Tiefe

des Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß Gottes!" Und hat doch selbst in dieser Schule, o Wunder! der Sohn Gottes gelernt und ist vollkommen gemacht worden. So ist es wohl nicht zu verwundern, wenn wir Manches in der Schrift nicht sehen, nicht verstehen können, da wir's ja wohl zur Zeit noch nicht zu wissen nöthig haben. Doch kommen wir in solche Lagen und Umstände, wo wir's bedürfen, siehe, so ist die gerade für uns passende, nöthige Belehrung da; der heilige Geist führt uns darauf und da hinein — „in seinem Licht erkennen wir das Licht" — und welche herrliche Fundgrube haben wir entdeckt, welch' eine frische, labende Lebensquelle sprudelt uns entgegen!

Solch' herrliche Entdeckungen machte ich denn auch hier wieder in meinem Kerker und zwar nach jener Schreckensnacht. Hatte ich ja z. B. bisher, mit manchen Anderen, nicht so völlig gewußt, was ich von Elias halten sollte, wenn ich von ihm las: „Da er das sahe, machte er sich auf und ging, wo er hin wollte, und kam gen Berseba, in Juda, und ließ seinen Knaben daselbst. Er aber ging hin in die Wüste eine Tagereise und kam hinein und setzte sich unter eine Wachholder und bat, daß seine Seele stürbe, und sprach: Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele; ich bin nicht besser, denn meine Väter." (1 Kön. 19, 3. 4.) Doch jetzt verstand ich meinen Elias. — War ich doch wieder mit ihm in die Wüste entlaufen, hatte bei ihm unter dem Wachholder gesessen und hatte von Herzen in sein Klagelied eingestimmt. — Noch hatten mir Ausleger bisher sagen können, wie Matth. 11, 2. 3. recht zu verstehen sei, allwo ich gelesen: „Da aber Johannes im

Gefängniß die Werke Christi hörte, sandte er seiner Jünger zwei und ließ ihm sagen: Bist du, der da kommen soll oder sollen wir eines Andern warten?" Manche der Ausleger hatten Johannes als einen solch übermenschlichen Heiligen und Glaubenshelden dargestellt, den gar keine menschliche Versuchung mehr befallen konnte, der daher nicht etwa um seinet willen, sondern nur, um seiner schwachen Jünger willen, sie mit dieser Frage zu Christo sandte. Hier, in derselben Schule lernte ich auch, die darin gestellte Frage und gegebene Antwort verstehen. Hatte mich ja in ähnlicher Lage wohl dieselbe Versuchung befallen, war mein Herz doch ebenso bestürmt und bellommen worden, hatte dieselbe Frage fast wörtlich zum Herrn hinaufgesandt und war mir doch auch dieselbe Antwort geworden: „Selig ist, der sich nicht an mir ärgert." Und ich war ferne davon, mich etwa an diesen menschlichen Schwachheiten, welche auch diese Helden Gottes befallen, zu stoßen. Ich konnte ja Mitleiden mit ihnen haben — freute mich vielmehr herzlich, daß es dem heiligen Geist gefallen, mir auch solches von ihnen zu berichten; freute mich so gute Schulkameraden kennen gelernt zu haben, mich in so auserlesener Gesellschaft zu befinden.

So fing es schon während der Nacht hin und wieder, doch noch mehr am darauffolgenden Sonntag in meiner Seele zu tagen an. Welch wehmüthige Freude erfüllte oft mein Herz, wenn ich meine Leidensgefährten bei ihrer „stoischen Resignation" oft schrecklich fluchen und lästern hörte. Denn stürmte es auch wohl noch immer um mein Schifflein her, so wußte ich doch wieder: mein Heiland war bei mir drinnen und hoffte, er werde zu seiner Zeit

Wind und Meer beschwichtigen und mir wieder Ruhe und Frieden gewähren. Diese Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Der Montag schon sollte dieser Tag des Heils für mich werden. — Indem an diesem Tage meine Mitgefangenen wiederum verhört und endlich entlassen wurden, so konnte der Herr Rath keine Zeit zur Vollendung meines Verhörs finden und ich mußte daher ruhig im Gefängnisse verharren. Doch der Herr sandte mir Erlösung und versetzte mich wiederum in die herrliche Freiheit seiner Kinder. Sobald ich erfuhr, man wünsche mich noch länger hier zu beherbergen, ließ ich mir durch den Amtsdiener vom Herrn Rath die Gunst erbeten, mir mein Gesangbuch, welches man mir bei der Einkerkerung abgenommen hatte, sowie eine Bibel zu gewähren. Als aber diese beiden alten Freunde zu mir gebracht wurden, empfing ich sie mit Jubel, schloß sie in meine Arme und sprang jubelnd mit ihnen in meiner Zelle umher. Nein, so herzlich hatte ich mich noch nie über den Besitz dieser Schätze gefreut; so angenehm war mir noch nie die Gesellschaft dieser beiden Rathgeber gewesen. Hatte ich doch seit einigen Tagen nichts mehr von ihnen gesehen, noch gehört, so sehr ich auch, da ich jetzt besonders ihres Rathes und Trostes bedurfte, mich nach ihnen gesehnt hatte. Nach einer Weile stieg ich dann mit ihnen hinauf auf den eisernen Hutofen, um zum Fensterchen zu kommen und im Lichte mich mit ihnen unterhalten zu können. Ich ließ mir durch Matthäus von meinem Heilande erzählen. Und nie zuvor hatte die Bergpredigt solchen Anklang in meinem Herzen gefunden. Mit wahrhaftigem Heißhunger verschlang ich das mir dargereichte Brod des Lebens,

und in vollen Zügen trank ich aus der sprudelnden Lebensquelle. Doch, als ich erst von meinem Herrn vernahm: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten. Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Doch fällt derselben keiner auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte alle gezählet. Darum fürchtet euch nicht; ihr seid besser denn viele Sperlinge." Da brach der volle Tag bei mir wieder an und der Morgenstern ging auf in meinem Herzen. Eilend stieg ich von meinem hohen Sitz herab und sprang geraume Zeit jauchzend und Gott lobend soweit der Raum es nur gestattete in meinem Palaste umher.

Nun hatte ich wie Elias dort auch Engelskost genossen, somit konnte ich auch wie er in der Kraft dieser Speise für etliche Tage die Wüste getrost durchpilgern. Indem der Herr Rath eben wünschte, mir für eine Woche unfreiwillige Herberge zukommen zu lassen, so mußte es sich auch zutragen, daß er zu meiner Befreiung nicht eher Zeit finden konnte. Denn am Dienstag beging der durchlauchtigste Fürst von Reuß-Greiz, Heinrich XX., seinen Jahrestag, wozu der Herr Rath von Zeulenroda eingeladen war; wurde ich daher auch am selben Nachmittag vom Actuar verhört und für schuldlos erklärt, so konnte ich aber doch, wegen Abwesenheit des Herrn Raths nicht entlassen werden. Am Mittwoch aber hatte der Herr Rath einen Gerichtstag auf dem Lande zu halten, folglich keine Zeit mich zu entlassen. Doch, wie mein Befinden der letzten Tage war, hab ich der Zeit in einem Liede besungen, welches hier folgen mag, nicht sowohl seines poetischen

Werthes willen, als weil es eben ein ächter Erguß meines Herzens war.

Wie gut, wie gut ist's, Jesum haben
Und seiner Huld versichert sein!
Das ist die köstlichste der Gaben,
Die mein Herz wahrhaft kann erfreu'n.
Ich hab genug — mir nichts gebricht —
Ich frag' nach Welt und Himmel nicht.

Wie lang hab ich mein Herz verschlossen,
Vor diesem Schatz, ich wollt' ihn nicht.
Wie manches Jahr ist hingeflossen
Ich kannte nicht sein Gnadenlicht;
Er suchte mich, ich floh vor ihm,
Ließ mich nicht von ihm zu sich zieh'n.

Ach, wäre Jesus müd geworden,
Da ich ihm so viel Müh' gemacht;
Ja, wär er mir nicht aller Orten
Treu nachgegangen Tag und Nacht;
Wie blind, wie todt würd' ich auch sein —
Wär' ich nicht schon in ew'ger Pein. —

Mein liebster Heiland, darf ich's glauben,
Daß du mein All in Allem bist?
Gottlob, es kann kein Feind mir rauben,
Ich hab's erkannt: „Du bist der Christ!"
Hast mich mit deinem Blut erkauft,
Und mich mit deinem Geist getauft.

O, welch ein seliges Entzücken!
Dein Geist ruft heute selbst in mir,
Das „Abba Vater!" Läßt mich blicken
Mit Kindlichkeit hinauf zu Dir;
Und läßt mich dort auf jenen Höh'n
Bei dir mein ewiges Erbtheil seh'n.

Drum kann ich, weil mich Jesus liebet,
Kein Knecht voll Furcht und Aengsten sein,
Ich seh wohl, daß die Welt sich übet,
Mir zu bereiten Angst und Pein;
Doch weiß ich, weil mich Jesus liebt,
Es ist mir gut, was er mir giebt.

O seliges Wissen, sel'ges Kennen,
Bei aller Welt- und Teufelswuth!
Darf ich ihn nun den Meinen nennen,
Mein auserwählter Schatz, mein Gut!
So ist mir alles Leiden doch
Sein' leichte Last, sein sanftes Joch.

Und Herze, sieh nur hin ans Ende —
Wer mit ihm leidet, wird gekrönt!
O sing und jauchze doch behende,
Und ob selbst alle Welt dich höhnt.
Bald schaust du Ihn von Angesicht,
Der Dir gesagt: „Ich laß Dich nicht!"

Herzlich leid thut es mir nur, daß ich meinen Leidensgefährten nicht mehr zum Segen werden konnte. Ich suchte zwar die Gelegenheit wahrzunehmen; sonderlich während jeder von uns abwechselnd täglich zwei Stunden heraus in seine respective Vorhalle gelassen wurde, um ein wenig frische Luft und Bewegung genießen zu können; wobei wir uns durch das kleine Thürchen, welches ebenfalls am Tage offen blieb, doch etwas besser unterhalten konnten. Zu meinem Leidwesen aber fand ich sie an allem Glauben an Gott und die Menschheit bankerott. Am allerschlimmsten waren sie auf die Obrigkeit sowie auf die Geistlichkeit zu sprechen; da kannte fürwahr ihr Grimm und Spott

keine Grenzen. So hielten sie z. B. am Sonntag, als die Glocken zur Kirche läuteten, einen Carricatur-Gottesdienst, mit der Predigt des Herrn Oberpfarrer, sowie allem Möglichen und Unmöglichen ab. Welche Titulaturen legten sie sonderlich genanntem Herrn bei! Sie behaupteten, sein Sohn, ein Arzt der Stadt, und einer ihrer Rädelsführer sei ein Mustermensch im Vergleich zu seinem Vater. Der sei doch ein ehrlicher Mensch, bekenne offen und frei seine Farbe, während sein Vater ebensowenig glaube, aber ums Geld den Leuten blauen Dunst vormache. Und, behaupteten sie ferner, so seien alle Pfaffen — wie sie die Prediger zu tituliren beliebten — Betrüger und die Religion sei nur die Maske der Heuchelei. Mich schauderte fürwahr bei dem Einblick in den Abgrund des Unglaubens, welcher mir hier wurde, sonderlich bei dem Bewußtsein, daß derselbe unter unserm Volk solch große Dimension erreicht hat. Unzählige fast, anstatt Alles zu prüfen und das Gute zu behalten, schütten, so zu sagen, ohne Weiteres das Kind mit dem Bade aus.

Ferner erklärten meine Gefährten: wenn ihre Gefangenschaft sie hätte bessern sollen, so hätte dieselbe ihren Zweck gänzlich verfehlt, da ihre Behandlung durchweg eine so unmenschliche gewesen sei. Dieses Letztere aber konnte nun leider nicht in Zweifel gezogen werden, indem durch ihren vierwöchentlichen Verhörarrest, sonderlich den beiden sonst rüstigen Männern, welche in den unteren, noch dumpfigeren Löchern gelegen hatten, die Gliedmaßen so angeschwollen waren, daß sie fürchteten die Wassersucht habe bei ihnen angesetzt. — Es kam mir daher auch wohl glaublich vor, als selbst vor einigen Jahren noch, ein Bericht

die Runde in den hiesigen Zeitungen machte: Ein armer Mensch, welcher in einem eben dieser Löcher beinahe ein Jahr gelegen, sei bei lebendigem Leibe fast vom Ungeziefer aufgefressen und verfault, gefunden worden. — Da thut wahrlich auch in dem aufgeklärten Deutschland eine Reform der Gefängnisse noth. Wann wird man überhaupt einmal einsehen lernen, Gefängnisse sollten nicht nur Straf- und Peinigungs-Anstalten, sondern ebenso Besserungs- und Rettungs-Anstalten sein! Und wann wird man daher auch in Deutschland — selbst im Fürstenthum Reuß-Greiz — aufhören, Gefängnisse für Prediger des Evangeliums zu bauen?

Am Donnerstag, den 1. Juli, Morgens 9 Uhr schlug dann endlich auch meine Stunde der Erlösung. Als ich vom Amtsdiener über den Marktplatz, dem Amthause zugeführt wurde, kamen die beiden Brüder Schmidt aus Brückla zu mir, welche es sich denn auch, trotz der entschiedenen Abwehr des Ordnunghalters, nicht nehmen ließen, mir mit freundlichem Gruß die Hand zu schütteln, sowie die Mittheilung zu machen, sie seien gestern bei der durchlauchtigsten Fürstin gewesen, welche ihr herzliches Bedauern über meine Behandlung kund gegeben, und sie gleichzeitig beauftragt habe, sich nach mir zu erkundigen, um ihr möglichst bald berichten zu können, wie es um mich stehe. Der Herr Rath hatte diese Begrüßung durch's Fenster beobachtet und war ergrimmt darüber; ließ mich daher einstweilen in die Dienerstube, aber die beiden Brüder sogleich vor's Gericht führen, um ihnen, ihrer Dreistigkeit wegen, mit einem Gefangenen auf offener Straße zu sprechen, einen gehörigen Verweis zu geben. Nachdem

diese abgefertigt waren, wurde ich vorgeführt und mir wurde sogleich der Bescheid ertheilt: „Sie sind für dies Mal wieder entlassen, aber fortan aus dem Stadtgebiet Zeulenroda verwiesen und sobald Sie auf demselben angetroffen werden, verfallen Sie einer Gefängnißstrafe von acht Tagen. Falls Sie Beschwerde führen wollen, haben Sie binnen drei Tagen damit einzukommen." Hierauf wollte ich erwidern: „Herr Rath, ich gedenke mich nicht zu rächen. — Die Rache ist mein, spricht der Herr, ich will vergelten." Doch kaum hatte ich die ersten Worte gesagt, so fuhr der Richter auf und brüllte wie ein Löwe: „Von Rache ist gar nicht die Rede. — Solche Redensarten verbitte ich mir hier, sonst gehen Sie augenblicklich wieder in's Gefängniß. Treten Sie ab." So schieden wir beide von einander — auf Nimmerwiedersehen — doch ohne Abschiedsthränen.

Somit war ich aber auch von meinen Leidensgefährten entschieden getrennt. Denn während ich bei acht Tage Gefängnißstrafe aus dem Stadtgebiet verwiesen war, so waren meine Mitgefangenen durch Bürgschaft, sowie Androhung von Gefängnißstrafe in dasselbe eingeschlossen worden.

Um so größer war aber die Freude des Wiedersehens unter den Geschwistern. War's doch, als ob Einer von den Todten auferstanden sei. Bald war das Haus Bruder Liebold's ordentlich angefüllt. Alle wollten ja den Befreiten sehen und begrüßen. Ein Jedes hatte auch viel zu fragen, sowie zu erzählen und zu rühmen, so daß man wohl an die prophetischen Worte erinnert wurde: „Wenn der Herr einst die Gefangenen Zions erlösen wird, so wer-

den wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Da wird man sagen unter den Heiden: Der Herr hat Großes an ihnen gethan. Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich."

Ja, fast hätten wir glauben mögen, wir wären bereits im vollen Sinne „zu dem himmlischen Jerusalem gekommen," wären wir nicht mit einem Male auf's Deutlichste daran erinnert worden, wir seien noch auf Erden — und noch obendrein im Fürstenthum Reuß-Greiz, wo es noch gewaltig menschelte. Denn siehe, als die Kinder Gottes so fröhlich hier versammelt waren, trat auch wieder urplötzlich — der Amtsdiener sammt dem Gendarm unter sie. Ersterer aber meldete mir alsobald: „Der Herr Rath läßt Sie hiermit daran erinnern, daß Sie aus dem Stadtgebiet Zeulenroda verwiesen sind. Sie haben somit dasselbe augenblicklich zu verlassen, widrigenfalls verfallen Sie der angedrohten Gefängnißstrafe." „Nun, meine Herren," erwiderte ich, „der Bescheid des Herrn Raths ist mir zwar noch lebhaft im Gedächtniß, aber sehen Sie, Frau Liebold ist eben daran, das Mittagsmahl zu bereiten und Sie werden mir doch noch so viel Zeit erlauben, dasselbe mitgenießen zu können." „Wollen Sie," ließ der Ordnungshalter sich vernehmen „noch vor Ihrer Abreise zu Mittag speisen, so kommen Sie mit mir, ich will Ihnen noch eine Mahlzeit zukommen lassen — sonst haben Sie sich sogleich zu entfernen." „Schönen Dank, mein Herr," antwortete ich, „Ihre Gastfreundschaft ist nicht zu verkennen, doch hatte ich dieselbe schon mehr als hinreichend in Anspruch zu nehmen; hab' wirklich vor der Hand zu Ge-

nüge von Ihrer Kost genossen. Wollen Sie mir daher nicht so viel Zeit gewähren, hier bei Herrn Liebold noch zu Mittag speisen zu können, so werden Einige von uns sogleich aufbrechen, während einige Andere gefälligst etwas Speise nachbringen werden; sobald wir dann aus den Grenzen Ihrer Stadt, in freies Gebiet gekommen sind, werden wir Mittag halten." Und so geschah es. Nachdem die Herren Ordnungshalter mich mit meinem Gefolge sicher aus der Stadt gebracht — und wir die Grenzen derselben überschritten hatten, lagerten wir uns auf Gottes wunderschöner Erde — und nachdem auch der Nachtrab mit dem Proviant dazu gekommen war, so wurde eine Art Korbversammlung gehalten, welche sich als eine wirklich verbesserte Fortsetzung der in Br. Liebold's Hause so schnell unterbrochenen Versammlung erwies. Das frugale Mahl mundete uns auf's Beste und wurde reichlich durch interessante Unterhaltung gewürzt. Auch wurde dabei mit Begeisterung gesungen — wenn auch nicht gerade: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

Die Brüder behaupteten auch dabei, man spüre keinen Schaden an mir, ob meines Liegens im Graben, während ich bekennen durfte — nicht wie meine Leidensgefährten, die Gefangenschaft habe ihren Zweck gänzlich verfehlt — sondern vielmehr, dieselbe habe mir gut gethan, mir wirklich zum Besten gedient.

Am darauf folgenden Tage stattete ich der Fürstin von Greiz einen Besuch ab. Ich fühlte mich dazu veranlaßt, indem, wie bemerkt, die beiden Brüder Schmidt, meiner Gefangenschaft halber, bereits Zuflucht zu ihr genommen hatten und ich es nun für schicklich hielt, ihr selbst darüber

zu berichten. Zugleich wünschte ich auch der hohen Frau nähere Mittheilungen über den Endzweck meiner Missionsthätigkeit zu machen. Ich fand die Fürstin, wie ich erwartet, als eine christlich gesinnte, edle Dame, welche, ob zwar sie von mancherlei Vorurtheil gegen uns eingenommen war, doch ein tiefes Interesse für die Missionssache fühlte. Zu unserem beiderseitigen Leidwesen konnte unsere Unterhaltung nur eine ganz kurze sein, indem ihr strenger Herr Gemahl sie gar bald zur Spazierfahrt abrief. Doch nahm sie gerne einige Bücher, Wesley und seine Mitarbeiter, sowie Wesley's Predigten, zur näheren Einsicht entgegen, versprach freundlichst, mit dem durchlauchtigsten Fürsten über unsere Angelegenheit zu sprechen, dabei ein gutes Wort einzulegen und mir darüber berichten zu wollen. Allein nach einiger Zeit wurden mir diese Bücher durch den gestrengen, altlutherischen Herrn Seminardirektor Hoffmann, welcher gleichfalls fürstlicher Hauslehrer war, wieder zurück gesandt und zwar mit dem herzlichen Dank der durchlauchtigsten Fürstin, aber zugleich mit der Bitte, die hohe Frau nicht ferner belästigen zu wollen.

Ich hatte mir freilich eines Besseren von der allergnädigsten Frau versehen — war jedoch auch völlig überzeugt, hätte die Fürstin nach ihrer Ueberzeugung, sowie nach ihrem Wunsche handeln können, so wäre der Ausschlag ein ganz anderer geworden; denn in ihrem Busen schlug ein edles Christen- uud Frauenherz. Als Beweis hierfür diene nur ein Gedenkspruch, welchen sie unserer jungen Schwester Frühauf, welche einige Jahre als Kammerjungfer in ihrem Dienste gewesen, in ihr Stammbuch schrieb:

„Lies täglich in der Schrift, liebe Ida, und halte fest am Glauben an den Herrn, unsern Heiland, durch dessen Tod allein wir die Vergebung unserer vielen Sünden erlangen. Geht es Dir wohl, so bete zu ihm, indem durch ihn die Freude erst recht geheiligt und vollkommen wird; hast Du Sorgen und Kummer, so falle nieder und bete, denn er, der das Leiden aus Erfahrung kennt, hat Erbarmen und läßt kein Herz, das sich zu ihm vertrauend wendet, ohne Trost. So lebe vor dem Herrn alle Tage und Du wirst allezeit glücklich sein.

Diese Mahnung nimm aus unserm Hause in Dein ferneres Leben mit und sei überzeugt, daß das Wohl Deiner Seele mir immer am Herzen liegen wird.

Caroline, Fürstin Reuß."

Elftes Kapitel.

Unendlich treu ist Gott — ist treu in Liebe —
Sein Herz, sein Vaterherz, die Seinen nie verläßt!
Was gilts, ob auch kein Mensch getreu Dir bliebe,
Bleibst Du nur Gott getreu, hältst ihn im Glauben fest;
Ob in Gefahr zu Lande oder Wasser,
Ob unter falschen Brüdern oder Mördern Du!
Gott ist Dein Schutz, er dämpfet Deine Hasser
Und führt, trotz Sturm und Fluth, Dein Schiff dem Hafen zu.

Indem, wie theilweise schon berichtet, im Jahre 1852 die angrenzenden Fürstenthümer Reuß meiner öffentlichen Wirksamkeit immer mehr verschlossen wurden, so hatte ich dieselbe fast ausschließlich meinem Vaterlande zuzuwenden. Hier aber schien sich auch für alle Verluste hinreichenden Ersatz darzubieten, denn es öffneten sich immer wieder neue Thüren. Und wurden auch selbst bei dieser Kriegszeit manche der Unseren kampfesmüde und fahnenflüchtig, sahen, wie Isaschar dort, die Ruhe an, daß sie gut war, und lagerten sich zwischen den Grenzen, so waren derer, unter Umständen, doch nur wenige, während der Herr fast täglich hinzu that, die da selig wurden, zu der Gemeine.

So wurde unter Anderen z. B. Carl Kupfer, nebst seiner Gattin, wohnhaft in Katzendorf, 3 Meilen von Wal-

tersdorf, schon im Sommer 1851 zu Gott bekehrt und vom 19. November an war wöchentlich eine Versammlung in seiner geräumigen Bauernstube abgehalten worden; doch im Frühjahr 1852 richtete Bruder Kupfer einen Saal auf seinem Nebengebäude her, in welchem fortan jeden Sonntag Abend gepredigt wurde. Auch hier konnte der Saal die aus der Nähe und Ferne zusammenströmende Menge gewöhnlich lange nicht fassen. Viele Seelen wurden zur lebendigen Hoffnung des ewigen Lebens wiedergeboren und das Werk breitete sich von hier noch weiter nördlich in verschiedene Ortschaften, selbst bis in's Herzogthum Sachsen-Altenburg, sonderlich nach Braunichswalde aus.

Somit hatte ich nun drei regelmäßige Sonntagsbestellungen: Morgens 6 Uhr in Dörtendorf, Nachmittags 3 Uhr in Waltersdorf und Abends 8 Uhr in Katzendorf und da ich in der Zwischenzeit ungefähr 15 Meilen zu laufen hatte, so bot sich mir hinreichende geistliche, sowie leibliche Uebung dar. Ich bediente mich nämlich, wie all' unsere Missionäre in Deutschland, beim Bereisen meines Arbeitsfeldes fast ausschließlich „des Schusters Rappen" — und that dies theils aus Billigkeitsrücksichten, theils um alles unnöthige Aufsehen zu vermeiden.

Es war sicherlich durch die gnädige Vorsehung Gottes, daß an die zwei Jahre die Regierung des Großherzogthums Sachsen-Weimar meiner Missionsthätigkeit durch keinen Gesetzerlaß hinderlich in den Weg trat. Dadurch konnte hier das Werk des Herrn sich ausbreiten und festen Fuß fassen. Glücklicher Weise fügte es sich, daß ich schon am 2. September 1851 die persönliche Bekanntschaft unseres

ersten Ministers, des Herrn von Watzdorf, machen konnte, indem derselbe während seiner Ferien auf seinem Schlosse bei Berga, vier Meilen von meiner Heimath, weilte. In diesem hohen Herrn lernte ich aber einen ächt deutschen Biedermann kennen, welcher, obwohl ein großer Staatsmann und in seinen religiösen Ansichten ein Schüler Dr. Röhr's, doch ein schlichter, leutseliger Mann war. Das war freilich meine allgemeine Erfahrung in Deutschland — und hätte ich mit Urian die Welt umreist, würde ich's sonstwo anders gefunden haben? — je höher ich in die Beamtenwelt hinauf kam, je mehr fand ich allseitige Bildung, gepaart mit Humanität, während auf der anderen Seite — na, da fanden auch Schiller's Worte Anwendung: „Da unten aber ist's fürchterlich!!" — Nur spielt leider bei diesen Herren im Staate, sowie in der Kirche die Politik meist eine zu große Rolle, nach welcher sie in ihrem Amte nicht nach ihrem Privatansichten handeln zu dürfen glauben.

Da mags sich's leicht zutragen, hat man z. B. die Bekanntschaft eines Herrn Amtmanns oder Ministers in Privatunterhaltung gemacht, man ihn kaum wieder erkennt, findet man ihn später in seiner Amtsstube; oder hat man einen Superintendenten oder Prälaten erst durch seine Reden, vielleicht in einer Allianzversammlung oder durch seine poetischen Ergüsse kennen gelernt, man glauben möchte, es sei ein ganz anderer Mann, wenn er dann in seinem Amtstalar auftritt.

Eine andere Schwierigkeit war — und ist ja noch — in Deutschland, machen auch manche dieser edlen, hohen Persönlichkeiten ihre Privatüberzeugung geltend, gewähren

selbst Regierungen religiöse Freiheit, so können verschrobene, sich spreizende Unterbeamte einem doch schrecklich viel Ungemach bereiten, ehe man bei den Oberen Hülfe oder Genugthuung erlangen kann. So gab mir auch obiger Herr bei der ersten Audienz sogleich wohl zu verstehen, er unterhalte sich durchaus nicht als Minister, sondern einfach als Herr von Watzdorf mit mir. Es war mir aber doch lieb, mich mit Letzterem so angenehm unterhalten, ihm meine An- und Absichten, meine Freuden und Leiden mittheilen zu können und war der Hoffnung, der Minister werde doch auch etwas davon inne werden. Der gnädige Herr gab mir ebenfalls zu verstehen, mein bisheriges Wirken unter Duldung habe ich als die äußerste Nachsicht von Seiten der Regierung anzuerkennen; derselben habe es sicherlich an ernsten, dringenden Aufforderungen zum Einschreiten gegen mich nicht gemangelt — die Petitionen, welche desfalls von den Herren Geistlichen der Umgegend, privatim und collectiv unterzeichnet, eingegangen seien, würden kaum unter den Tisch seiner Gartenlaube, vor dem wir saßen, gehen. Doch könne ich versichert sein, die Regierung beobachte meine Wirksamkeit genau und wie lange die Duldung noch andauern werde, könne er mir nicht bestimmt sagen.

Daß aber die Regierung ein scharfes Auge auf meine Wirksamkeit hatte, war mir bereits zur Genüge bewußt. Hatte doch der Bezirksdirektor von Neustadt schon geraume Zeit einen Gendarm beordert, sonntäglich unsere Versammlung in Dörtendorf zu besuchen, um auf meine Worte zu lauern. Man wartete nur auf irgend einen Vorfall, um unter einem Vorwand wenigstens, gesetzlich

gegen mich einschreiten zu können. Einen solchen aber zu finden, konnte wohl kaum lange ausbleiben. Schrecklich nur, auch hier wurde wiederum ein Jünger zum Verräther der Sache des Herrn.

Soeben hatte ich wieder mit zwei Brüdern eine Missionsreise ins „Oberland" gemacht, hatte an einigen neuen Plätzen zahlreiche und gesegnete Versammlungen gehalten und war am Abend des 22. Aprils 1852 in bester Hoffnung bis auf zwei Meilen von Dörtendorf, allwo ich am nächsten Abend predigen sollte, zurückgekehrt — als am Morgen in aller Frühe Br. Zschiegner mit der Hiobspost zu mir geeilt kam: Br. — von daselbst habe sich in einem Teiche ertränkt. War diese Nachricht wohl fast wie ein Blitz aus heiterem Himmel, so konnten wir aber nur zu deutlich das Verderben drohende Gewitter herannahen sehen. Mit großem Zittern eilte ich sogleich mit nach Dörtendorf, um noch ehe die traurige Begebenheit im Orte bekannt wurde, dahin zu gelangen. Sobald dem Bürgermeister davon Meldung gemacht worden, so war es wie ein Lauffeuer durch den Ort und unsere Feinde zogen jubelnd wie nach einer Beute hinaus zum unglücklichen Selbstmörder. Welch ein Schreckenstag war aber das für die kleine Heerde! Fürwahr, da brach ein Gewitter über uns herein, da fiel nun ein Platzregen und kam ein Gewässer und die Winde wehten und stießen an das Haus und — Dank Gott, es war auf dem Felsen gegründet, sonst wäre es gefallen und hätte einen großen Fall gethan. War es ja bis dahin in tiefes Dunkel gehüllt, was den Mann zu der schrecklichen That konnte bewogen haben. Wohl hatte er den Brüdern öfters schon bekannt, er habe

mit entsetzlich großen Anfechtungen und Zweifeln zu kämpfen; war mir selbst einige Male nachgelaufen und hatte mir unter Anderem bekannt: „Ich bin in einem sehr elenden Zustand — hab mich für bekehrt gehalten und ausgegeben, war es aber nicht, sondern ein Heuchler — fürchte oft, ich habe die Sünde wider den heiligen Geist begangen und Gott hat mich verlassen und wird mich noch zu Schanden machen. . . . Gott wird mich auch im Irdischen noch bankerott werden lassen, sodaß ich ein Schandfleck unter Euch werde." Da er aber auf meine Fragen, ob er denn jetzt noch die Sünde liebe und thue, ausweichend antwortete: es seien frühere Sünden, die ihn so ängstigten und quälten — und da er übrigens ein Bauer von ziemlich gutem Stande und ein bejahrter Mann war, so glaubten wir, es sei nur eine schwere geistliche Anfechtung, mit der obendrein sein Gemüthszustand viel zu thun habe, da er bereits einige Jahre gekränkelt hatte. Wir suchten ihn daher zu trösten und aufzumuntern, beteten öfters mit ihm und waren der guten Zuversicht, der Herr werde zu seiner Zeit ihn aus dem Allem wieder erlösen, werde an ihm noch die Macht seiner Gnade verherrlichen. Siehe, da schien nun mit einem Male die Sünde über die Gnade gesiegt und Satan die Hoffnung der Kinder Gottes zu Schanden gemacht zu haben. Diese umheimliche Dunkelheit nun machte das Gewitter um so erschrecklicher, ja fast unerträglich.

Am selben Nachmittag wurde ich zum Herrn Bürgermeister beschieden, woselbst mir in Gegenwart des Beisitzers feierlich eröffnet wurde: „Da anzunehmen ist, dieser Mann ist durch den Besuch Ihrer Versammlungen zur

Verzweiflung und somit zum Selbstmord veranlaßt worden, so bin ich, als Polizeiofficiant des Ortes genöthigt, Ihnen das Abhalten derselben hiermit bis auf Weiteres zu untersagen." Hierauf erwiderte ich zwar: Es liege doch nicht der geringste Grund vor, die Versammlungen für diesen traurigen Fall verantwortlich zu machen; habe doch der unglückliche Mann, wie seine Gattin soeben gerichtlich bezeugt habe, noch am gestrigen Tage erklärt: „Man wird wohl meinen Untergang dem Missionar zu Schulden legen — doch, Gott weiß es, er trägt keine Schuld daran. Hätte ich ihm nur gefolgt, da er mich so oft zu retten suchte. Niemand, außer mir selbst, ist zu beschuldigen." Und daß die Gottseligkeit nicht zum Verderben führe, sondern zu allen Dingen nütze sei, habe ja der Herr Bürgermeister an seinem eignen Vater ersehen, der als Anhänger der Brüdergemeinde fromm gelebt habe und selig gestorben sei. Uebrigens werde sich die noch in Dunkel gehüllte Ursache dieses traurigen Falles sicherlich bald an's Licht stellen — ich protestire daher gegen sein Verbot und werde demselben keine Folge leisten.

So blieb dennoch der Herr Bürgermeister bei seinem gegebenen Bescheid und erklärte mir: ich habe widrigenfalls die Folgen zu tragen. Dem Eigenthümer des Saals aber wurde das Abhalten der Versammlung bei 10 Thaler Strafe verboten. Lange war ich, sammt den Brüdern, unschlüssig, was unter diesen Umständen das Beste sei zu thun. Als nun am Abend die Leute herbei geströmt kamen, so entschloß ich mich zwar, auch die angedrohte Geldstrafe auf mich zu nehmen und in Gottes Namen Versammlung zu halten. Allein als mir nach

Beginn derselben gemeldet wurde, die Bauern seien zusammen gerufen worden und ich nicht den Schein, zu einem Aufstand Veranlassung gegeben zu haben, auf mich laden wollte, so empfahl ich nur die ganze Sache in einem Gebet dem Herrn und sagte den Brüdern in kurzen Worten, dies sei offenbar die größte Schlappe, welche der Feind uns bis jetzt beigebracht habe, und besonders die List des Feindes, sowie die Macht der Sünde bekunde. Wir wollten daher nur um so wachender und betender sein — nicht unser Vertrauen wegwerfen, denn der alte Gott lebe ja noch — er werde auch aus dieser Finsterniß wieder Licht schaffen und dennoch Alles herrlich hinausführen — worauf ich dann die Versammlung entließ.

Noch am selben Abend verließ ich, wie ich gerichtlich beordert war, den Ort und wanderte mit den Geschwistern nach Triebes. Unterwegs sangen wir Zionslieder und dadurch stahlen sich wieder Sonnenblicke durch den dunkelumhüllten Gewitterhimmel; unsere Herzen wurden wieder leicht und licht und voll von süßer Zuversicht. Am darauf folgenden Sonntag aber gab es eine kleine Völkerwanderung. In hellen Haufen kamen die Geschwister herab nach Waltersdorf zur Versammlung und während ich zu ihrer, sowie meiner eignen Aufmunterung und Glaubensstärkung über die Worte des Herrn redete: In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden, — so machte fürwahr der Herr sein Wort zu Geist und Leben; wir konnten wieder fröhlich unsere Straße ziehen.

Herr Hahnemann, unser Advocat in Berga, rieth, man möchte eine Deputation an den Herrn Bezirksdirector

Müller, in Neustadt an der Orla, schicken, mit dem Ersuchen, dem Bürgermeister von Dörtendorf zu befehlen, besagtes Verbot wieder aufzuheben. Allein auch diese Abgeordneten richteten nichts aus. Konnten sie auch selbst dem Hl. Bezirksdirektor die Mittheilung machen, der Vorwand, der Unglückliche sei durch den Besuch unserer Versammlungen zur Verzweiflung, somit zum Selbstmord veranlaßt worden, sei bereits widerlegt, es sei gerichtlich erwiesen, die schreckliche Sünde des Ehebruchs sei die Veranlassung gewesen, so erklärte dieser doch abschlägig — da ihm diese Sache eben „ein Gefundenes" war — er habe die ganze Angelegenheit bereits nach Weimar berichtet, könne daher vor der Hand nichts weiter in der Sache thun.

Somit war denn nun auch der Krieg in meinem Vaterlande förmlich gegen uns erklärt und es gab nun um so schwerere Zeiten. Manchmal wurden wir nun so in die Enge getrieben, daß ich wirklich fürchtete, des Herrn Werk werde völlig zu Trümmern, werde untergehen. Da wurde jenes Dichterwort in Wirklichkeit meine Erfahrung:

„Oft sah ich keinen Ausweg mehr;
Dann weint' ich laut und klagte sehr:
Wo bist Du, mein Gott, schaueſt Du
Denn meinem Elend gar nicht zu?"

Doch durfte ich ebenso immer wieder in Erfahrung bringen:

„Dann hörteſt Du, o Gott, mein Fleh'n,
Und eilteſt bald, mir beizusteh'n;
Du öffneteſt das Auge mir,
Ich sah die Hülf' und dankte Dir."

Indem wir nun wenigstens für eine Zeit lang keine Versammlung in Dörtendorf halten durften, so fügte es sich, daß die Brüder einen Tanzsaal in Zielis, einem Weimarischen Dorfe, zwei Meilen westlich von Zeulenroda, sichern konnten und hier hatten wir für eine Weile, sonderlich am Himmelsfahrts- und Pfingstfeste sehr gesegnete Zeiten. Als ich jedoch eine Woche später wieder dahin kam, wurde mir vom Bürgermeister, einem christlich gesinnten Manne, mitgetheilt, der Herr Pfarrer habe ihm eröffnet, er habe einen Erlaß von Weimar empfangen, nach welchem hinfüro im Großherzogthum außerkirchliche Versammlungen nur mit Erlaubniß des respectiven Pastors abgehalten werden dürften — und er habe gleichzeitig kraft dieses Erlasses derartige Versammlungen in seinem Kirchspiel verboten. Doch erbot sich der Bürgermeister, mich zum Herrn Pfarrer zu begleiten, um bei ihm für eine Erlaubniß nachzusuchen. Im Kirchdorfe angekommen, begegnete uns der alte Pastor, ein vom Alter gebückter Greis, der auf seinen Stab gestützt spazieren schlich. Mein Begleiter rief ihm zu: „Guten Tag, Herr Pfarrer Heimburg! Möchte Sie bekannt machen mit dem Missionar, welcher in unserm Dorfe Versammlung zu halten wünscht." Der alte Greis richtete sich auf und mich mit großen Augen anblickend, sagte er: „So ist das der Unfrieden- und Unheilstifter, der Schwärmer und Verführer — der schon längst aus dem Lande verwiesen sein sollte —" „Hallo, hallo, Herr Pfarrer!" entgegnete der so Bezeichnete, „ha- Sie sich denn schon mit meiner Lehre näher bekannt gemacht?" „Ich will nichts mit dieser Schwärmerei zu schaffen haben," fuhr der alte Herr fort, „ich danke Gott, daß

während meiner langen Dienstzeit kein solcher Unfug vorgekommen ist. . . . Da war Alles in schöner Ordnung und im Frieden — nun hab ich doch nichts mehr damit zu schaffen, das ist Sache meines Schwiegersohnes. Mein Kampf ist gekämpft, mein Lauf bald vollendet; hinfür ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit." „Wohl Ihnen, Herr Pfarrer," fiel ich ein, „wenn Ihre Hoffnung eine lebendige und gegründete ist, welche Sie nicht zu Schanden werden läßt!" „Gehen Sie zu meinem Schwiesohn," sagte abweisend der alte Herr, seinen Spaziergang fortsetzend.

Der Bürgermeister war höchlich erstaunt über diese Begrüßung seines alten Pastors; doch ich konnte dieses Erstaunen in keinem hohen Grade mit ihm theilen, hatte es kaum anders erwartet, da ich schon früher die Bekanntschaft seines Sohnes gemacht hatte. Derselbe war nehmlich Buchbinder in Berga und war ein wahrer Ausbund — doch nicht etwa von Frömmigkeit oder Sittsamkeit. Beim Anfang meiner Wirksamkeit hatte er bei Trinkgelagen sich öfters in die unterste Hölle verflucht, wenn er mich nicht erschieße. Er kam mir wirklich auch, am 27. December 1850, als ich auf meine Bestellung nach Untergeißendorf ging, im Walde mit einem Doppelgewehr entgegen. Glücklicher Weise war ich in Begleitung meiner Leibgarde und so rannte er wie ein Wilder an uns vorbei, kehrte bald darauf um, folgte uns nach und stellte sich während der Versammlung mit dem Gewehr in die offne Thür—jedoch, ohne zu schießen. Er ging mir sogar auf neue Bestellungen nach, bemühte sich daselbst erweckte Familien durch Spott und Hohn abzuschrecken, indem er

sich selbst niederkniete und das Gebet nachzuäffen suchte. Allein er wurde hier bald unterbrochen und von der Erfüllung seines Gelübdes für immer verhindert. Denn eines schönen Abends, als er auf einem Kindtaufschmause herrlich und in Freuden lebte, wurde er von der Polizei festgenommen, mußte alle Kisten und Kasten seines Hauses öffnen und siehe, da stellte es sich heraus, er hatte in seinem Hause eine Münze eröffnet, hatte dem König von Preußen Geld prägen helfen; denn man fand eine Masse fertige und im Werden begriffene Louisd'or. Allerdings war der Buchbindermeister selbst soviel als die Sicherheitsaufseher über diese Entdeckung erstaunt, konnte auch später im Verhör nie erklären (?), wie diese Falschmünzerei in sein Haus gekommen — außer, sein Geselle müsse ihm diesen Streich gespielt haben,—und dennoch wurde er vom Schwurgericht zu sechs Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt. Indem somit Meister Heimburg nothgedrungen länger von der Heimath abwesend war, als ich daselbst weilte, so hat er mich nie wieder zu Gesicht bekommen, konnte mich daher auch beim besten Willen nicht erschießen.

Als ich aber nun mit meinem Begleiter nach Anweisung des obigen alten Herrn Pfarrers, zu seinem Schwiegersohne zu gehen, im Pfarrhause ankam, so wurde uns nach einer Weile gemeldet, „der Herr Pastor sei verreist." Ueber diese Nachricht theilte ich nun wohl mit meinem Begleiter das Erstaunen im gleichen Grade, konnten wir ja nicht umhin anzunehmen, das schnelle Verreisen des Herrn Geistlichen sei nur im Geiste geschehen. Allein er war eben doch verreist und nicht zu sprechen, wir muß-

ten somit unverrichteter Sache heimkehren. Der Bürgermeister aber, so leid es ihm that, fühlte sich nicht berechtigt, die Versammlung zu gestatten. Zum Ueberfluß stellte sich auch bald der unvermeidliche Gendarm ein und so mußte das zusammengeströmte Volk ohne Weiters wieder entlassen werden. Sogleich zog ich mit den Geschwistern von Triebes und Dörtendorf nach der etwas abwegsgelegenen Bisselmühle, allwo ich noch am selben Abend zu ihnen über die Worte: „Israel hat dennoch Gott zum Troste, wer nur reines Herzens ist," zu reden suchte und siehe, der Herr bereitete uns auch hier einen Tisch im Angesicht unserer Feinde und schenkte uns volle Becher ein.

Bald darauf gingen dann einige Brüder von Dörtendorf auch zu ihrem Herrn Pastor, ihn um Erlaubniß, außerkirchliche Versammlungen halten zu dürfen, zu bitten; jedoch vergeblich, er schlug es rundweg ab. Hierauf ersuchten die Brüder ihren Pastor, die Versammlungen dann selbst leiten zu wollen. Aber auch dieses lehnte er entschieden ab, da es ja wegen der wenigen Leute, die aus seinem Kirchspiele beiwohnten, nicht der Mühe werth sei. Auf dieses hin entschloß ich mich denn, am 20. Juni 1852 im Namen des Herrn wieder Panier daselbst aufzuwerfen. Mit großem Jubel schaarten sich auch die Streiter wieder um dasselbe. Unsere Feinde aber schienen durch diesen kühnen Angriff wirklich zurückgeschreckt zu sein und ließen uns für eine Weile gewähren; jedoch nicht lange. Bald hatten sie sich wieder ermannt und machten neue Angriffe.

Es kam nicht nur alsobald am 25. Juni die kleine Unterbrechung — die erwähnte zweite unfreiwillige Einquartirung in Zeulenroda — sondern auch in Dörtendorf brach

nach kurzer Stille der Sturm um so heftiger los. Am Freitag den 9. Juli 1852 hatten wir noch eine ungestörte und recht segensreiche Versammlung daselbst. Allerdings wollte mir der Herr Bürgermeister trotz meiner Paßkarte keinen Aufenthalt gewähren; doch das hatte wenig zu bedeuten, ich pilgerte wieder mit den Geschwistern nach Triebes. Als ich aber am Sonntag Morgen zurück kam, wurde mir mitgetheilt, die Feinde hätten bereits siegestrunken verkündet, es sei mir auch in ihrem Dorfe nun ein unfreiwilliges Quartier bereitet, sie hätten im Gemeinde-Brauhause ein Gefängniß hergerichtet, welches ich heute noch zu beziehen habe. Allerdings keine besonders erquickliche Nachricht für den Sonntag Morgen. Und siehe, als ich nach Gewohnheit um sechs Uhr Morgens wieder auf meiner Warte stand, hörte ich während meines Vortrags ein gewaltiges Anklopfen ans äußere Thor. Wußte ich auch zur Zeit noch nicht, was dasselbe bedeute, so hatte es doch einen solch militärischen Klang, daß es mich unangenehm berührte. Im darauffolgenden Verhör stellte sich heraus, der Hauswirth hatte, wie er sagte, um etwaiges Gesindel draußen zu halten, das Hofthor verschlossen; nur war dies Mal zufällig der hohe Gemeinderath dadurch ausgeschlossen worden. Doch der allgegenwärtige Gendarm kam, noch ehe ich meinen Vortrag beschlossen, in den Saal und mit ihm schien eine solche Macht der Finsterniß im Anzuge zu sein, daß mir unwillkürlich die Lenden bebten. Dennoch stand mir der Herr kräftig zur Seite, verlieh uns den Sieg und wir konnten im Segen die Versammlung beschließen. Als ich zur Thür kam, erklärte mich der Gendarm als seinen Arrestanten und forderte

mich auf, ihm zum Herrn Bürgermeister zu folgen. Gegen den Arrest protestirte ich entschieden, hatte aber nichts dagegen einzuwenden, mit ihm zum Bürgermeister zu gehen. Die ganze Versammlung begleitete mich, so daß des Bürgermeisters Haus und Hof wohl angefüllt wurde. Hier angekommen fanden wir den hohen Gemeinderath versammelt. Ohne weitere Complimente verlaß mir der Herr Bürgermeister ein Verhaftsdecret. Die anwesenden Brüder, Ortsbürger, protestirten nun zunächst gegen diesen Arrest, indem sie sich erboten, irgend welche Bürgschaft für mich zu stellen. Die Brüder wurden aber von dem gestrengen Herrn barsch abgewiesen und aus dem Hause beordert. Sie erklärten ihm jedoch aufs Bestimmteste, sie würden ohne mich nicht von der Stelle gehen. Nun protestirte ich selbst gegen dieses Decret, indem ich erklärte, ich werde als Bürger des Großherzogthums mich unter keinen Umständen ohne Verhaftsdecret von höherer Obrigkeit von einem Dorfbürgermeister arretiren lassen. Nur mit Gewalt, für welche ich seiner Zeit Genugthuung fordern werde, könne man mich hier meiner Freiheit berauben. Als solches der Herr Bürgermeister vernommen, berieth er sich kurze Zeit mit seinen Beisitzern, erhob sich dann würdevoll und eröffnete mir: das Decret sei dahin verändert — der Herr Gendarm solle mich sofort über die Dorfgrenze transportiren. Nun dagegen, erklärte ich, wolle ich keinen Protest einlegen, hätte doch heimzugehen, um am Nachmittag daselbst zu predigen. Solle mir nun der Gendarm zum Ueberfluß ein Stück Wegs sicheres Geleit geben, so könne das nach Belieben geschehen.

Nun ging's fort und siehe, die ganze Gemeinde, welche

auf den Ausgang der Dinge ruhig gewartet hatte, zog mit. Keines ließ sich auch hier das Recht nehmen, mich zu begleiten. Indem ich nun mit einem solch' ungewöhnlichen Haufen Begleiter oben zum Dorfe hinaus zog, gab's ein nicht geringes Aufsehen, welches wohl fast unsere Feinde im Zweifel ließ, ob dieses Gefecht nicht vielmehr in einen Sieg, anstatt in einer gehofften Niederlage für mich hinauslaufe.

Kaum waren wir aber zum Dorfe hinaus, so stimmte der ganze Haufen Begleiter ein Lied an und so fuchswild der Ordnungshalter darüber auch wurde, konnte er's doch nicht wohl verhindern; denn hatte er auch den Nachtrab zum Schweigen gebracht, so sang der Vortrab um so herzhafter und so umgekehrt, bis ich endlich die Geschwister bat, doch mit Singen innezuhalten, bis wir die Dorfgrenze überschritten hätten. Sobald wir aber an derselben angekommen waren und mein Sicherheitgeleitsmann sich verabschiedet hatte, wurde am Bergabhange „Halt" gemacht. Im vollen Chor erscholl sogleich:

„Kommt, freut Euch, Ihr Christen, mit mir,
Ich habe den Bräutigam hier" u. s. w.

Alle stimmten fürwahr mit einem solchen Willen, mit so hoher Begeisterung in die Zionslieder ein, welche wir hier sangen, daß es da unten im Thale wiederhallte, während ein jedes Herz lebhaft dabei empfand:

„Ja, der Himmel war nah',
Mein Erlöser war da
Und die Engel, die lobten mit mir.
Und ich fiel ihm zu Fuß,
Seine Lieb' war so groß,
Die mein Jesus bewiesen an mir."

Doch sonderbar, auch hier wurde Niemand vom Patriotismus dermaßen beschlichen, etwa das schöne Lied anzustimmen: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

Das Merkwürdigste aber bei der ganzen Sache war, diese Herren Ordnungshalter hatten in ihrem übergroßen Amtseifer nicht bedacht, daß ihre Dorfgrenze, des Wegs, welchen sie mich hinausbrachten, auch zugleich die Landesgrenze war, sie mich somit aus meinem Vaterlande in's Fürstenthum Reuß-Schleiz verwiesen und transportirt hatten. Indem aber das Recht der Landesverweisung nur der höchsten Landesobrigkeit zustand, dieselbe jedoch nicht gewillt war, sich dieses Recht von einem Dorfbürgermeister und Gendarm aus den Händen nehmen zu lassen, so wurde Letzterer seines Amtes entsetzt, während Ersterer einen so derben Verweis bekam, welcher ihm selbst etwas Respekt vor mir einflößte, daß er keine Hand je wieder an mich legte.

Zwölftes Kapitel.

O nein, uns wundert nicht, ob uns die Welt verkennet,
Uns haßt, verfolgt — sie that's dem Meister auch.
Doch, daß so Mancher noch, der sich zum Herrn bekennet,
Mit Brüdern handelt nach der Welt Gebrauch;
Daß man im Jüngerkreis sich noch im Rangstreit übet,
Dabei des Meisters Stimme überhört:
„Ich will, ob auch die Welt Euch haßt, daß Ihr Euch liebet."
Das ist's, was weh thut, was das Herz beschwert.

Wir bedurften jetzt öfters einen tüchtigen Advocaten, um unserer Sache bei den verschiedenen Regierungen, den weltlichen und kirchlichen Behörden, Rechtsbeistand zu leisten. Doch wo sollte einer gefunden werden, der ein wirkliches Interesse an unserm Werke nahm, um sich hinreichend mit den Lehren und der Ordnung unserer Kirche, sowie dem Missionswerke derselben bekannt zu machen, damit er uns gehörig vertreten könne? Siehe, da fügte es sich, daß Dr. Schellwitz, einer der ersten Advocaten Leipzigs, im Frühjahre 1852 nach Bremen und daselbst in die Heysische Buchhandlung kam, um einige Einkäufe zu machen. In besagter Buchhandlung war aber zu dieser Zeit auch die Niederlage unserer Kirche. Dr. Schellwitz, welcher ein entschiedener Christ und ein Freund der Missionssache war, freute sich über die Gelegenheit, welche

sich ihm darbot, sich näher mit dieser Missionskirche bekannt machen zu können, kaufte sich daher einige unserer Lehr- und Geschichtsbücher, sowie unsere Kirchenordnung. Einige Zeit darauf berichtete er dann Dr. Jacoby darüber, bekannte sein Einverständniß mit den Lehren sowie der Ordnung unserer Kirche, äußerte seine Freude darüber, daß dieselbe ihre Boten auch nach Deutschland gesandt habe, um an dem so nöthigen Aufbau des Reiches Gottes mitzuhelfen, und ob er wohl bis dahin noch nichts von unserer Mission in Sachsen vernommen, so erbot er sich, wenn immer wir seiner daselbst bedürfen sollten, uns seinen Rath und Beistand angedeihen zu lassen.

Dr. Jacoby brachte uns am 11. Juni 1852 diese frohe Kunde selbst nach Sachsen und staunend mußten wir bekennen: Das ist vom Herrn geschehen! Fürwahr:

„Mit Vaterhänden leitet er
Die Seinen stetig hin und her,
Gebt unserm Gott die Ehre!"

Da uns nun das Abhalten außerkirchlicher Versammlungen, ohne Genehmigung des respectiven Ortsgeistlichen und Kirchenvorstandes, auch vom hohen Kirchenrath von Weimar untersagt war, so wagte Dr. Jacoby bei diesem Besuche zwar nicht zu predigen, allein da voraussichtlich war, es werde dennoch am Sonntag eine große Menge Volks zusammenströmen, so ließ mein Bruder seinen Heuboden völlig räumen und zu einem Versammlungslocal herrichten. Wir waren auch in dieser unserer Erwartung nicht getäuscht. Schon Morgens 9 Uhr war das große Local mehr denn überfüllt und — ich hatte zu predigen.

Nach der Predigt hielten wir allgemeine Klasse; wie fast immer, blieben auch hier Alle schön beisammen und da wurde denn auch Dr. Jacoby Gelegenheit, durch ein Bekenntniß mannigfaltiger Art seinem überfüllten Herzen in Etwas Luft zu schaffen. Während dieser Versammlungen waren wir aber voll Heldenmuth geworden; somit wurde beschlossen, am Nachmittage nach Waltersdorf zu ziehen, um daselbst in unserm Saal nochmals Panier aufzuwerfen. Und so mächtig offenbarte sich Gott in all unsern Versammlungen, daß dieses für Viele ein unvergeßlicher Tag bleiben wird.

Indem nun Dr. Jacoby ebenfalls meinen väterlichen Freund, Oberpfarrer Bauerfeind, näher kennen zu lernen wünschte, so reisten wir am 14. Juni nach Gefell. Welch' herzliche Aufnahme aber fanden wir hier, wie hatten die Herzen sich sobald zusammen gefunden und ergossen sich gegenseitig! Kam's Einem doch vor, als ob alte, vertraute Freunde wieder einmal zusammen gekommen wären. Bruder Bauerfeind war so beflissen und wußte uns so zu rathen, zu trösten und aufzumuntern, ei, kein Bischof unserer Kirche hätte ihn übertreffen mögen. Mir wurde es aber in dem schlichten Pfarrhause so wohlgemuth, ich hätte ausrufen mögen: „Hier ist gut sein, hier lasset uns Hütten bauen!" Allein die Dr. Jacoby so kurz zugemessene Zeit eilte nur zu schnell vorbei und wir hatten uns nach brünstiger Fürbitte Bruder Bauerfeind's und den reichsten Segenswünschen wieder zu trennen. Wir eilten, um den Abendzug nach Leipzig zu erreichen.

Am nächsten Morgen suchten wir daselbst Dr. Schellwitz auf. Unser Empfang war auch hier ein gar freund-

licher, herzlicher. Wir erstaunten wirklich, in diesem so großen Rechtsgelehrten einen ebenso tüchtigen Schriftgelehrten zu finden und zwar einen, dessen Herz auch weiter war, als seine lutherische Confession, einem Rathsherrn gleich „Joseph von Arimathia, der ein guter, frommer Mann war, und nicht einstimmte in ihren Rath und Handel." Er stimmte von Herzen unserem Missionsplan für Deutschland bei: nicht sowohl eine unabhängige Kirche gründen zu wollen, als vielmehr den Staatskirchen innere Mission betreiben, Seelen zu Christo führen, retten zu helfen. Und indem er unsere kirchlichen Einrichtungen hinreichend elastisch, ganz zu diesem Werke geeignet fand, so glaubte er unsere Mission einem in Deutschland tiefgefühlten Bedürfniß entsprechend und daher von der besonderen Vorsehung Gottes dahin geleitet. In diesem Sinne fertigte er uns dann auch eine Eingabe an den hohen Kirchenrath in Weimar aus und fügte derselben eine Remonstration gegen den kürzlichen Erlaß desselben bei. Aehnliche Eingaben fertigte Dr. Schellwitz auch an Kirchenbehörden anderer Länder für uns aus. Und blieben dieselben auch wohl ohne den erwünschten Erfolg, so waren sie doch so tüchtige Actenstücke, so klare, kräftige Zeugnisse, welche einerseits die Anschuldigungen, als sei unsere Mission in Deutschland mit der Absicht begonnen worden, die Staatskirchen niederbrechen zu helfen, um auf den Trümmern derselben eine selbstständige Methodistenkirche zu erbauen, für immer als Verläumdung widerlegen, während sie andererseits die Thatsache bestätigen, daß die Errichtung einer selbstständigen Kirche nur unsere letzte Zuflucht war, indem die Staatskirchen unsere ihnen zur Hülfe dargereichte

Hand entschieden zurück wiesen, selbst unsere Mission, Seelen zu retten, verpönten.

Während unserer Unterhaltung an jenem Vormittag kam Dr. Schellwitz auch auf seinen Pastor, Dr. Ahlfeld, zu sprechen, rühmte dessen Zeugentreue, sowie seinen unermüdlichen Eifer im Aufbau des Reiches Gottes. „Dank dem Herrn," sagte Jacoby, „der auch seiner Kirche in Deutschland noch manche treue Arbeiter schenkt — möchte er ihr bald noch recht viele senden!" „Lassen Sie uns diesen Nachmittag Dr. Ahlfeld einen Besuch abstatten," fuhr Dr. Schellwitz fort, „ich bin überzeugt, er wird sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen." Dr. Jacoby schüttelte bedenklich den Kopf und sagte: „Ich bin, da mir Dr. Ahlfeld als strenger Altlutheraner bekannt ist, geneigt das Gegentheil zu glauben." — „Sie sind sicherlich irrthümlich berichtet," fiel Dr. Schellwitz ein, „Dr. Ahlfeld ist ja ein so entschiedener und eifriger Vorkämpfer des Herrn, auch in der heiligen Missionssache, daß er Sie gewiß selbst hier in Leipzig als Gehülfen herzlich bewillkommnen würde." „Ich fürchte nur, mein lieber Doctor," erwiderte Jacoby, „Sie haben Ihren Pastor noch nicht von dieser Seite kennen gelernt und werden sich in ihm getäuscht finden" — doch willigte er endlich in dem vorgeschlagenen Besuch ein.

Kaum hatte uns aber Dr. Schellwitz bei Dr. Ahlfeld eingeführt und ihn in seiner Weise mit unserer Mission in Deutschland bekannt gemacht, so lagen sich auch diese beiden Kämpen alsobald in den Haaren. Denn Dr. Ahlfeld erwiderte sogleich: „Nein, vor dem Kommen der Methodisten-Missionäre nach Leipzig, sowie ins Königreich

Sachsen, da behüte uns Gott vor. Wir haben unsere wohlorganisirte Lutherische Kirche mit ihren berufenen und verordneten Dienern — und alles was wir nöthig haben, ist, daß diese Diener treulich am Wort und den Sacramenten dienen und das Volk guten Gebrauch davon mache. Somit bedürfen wir nicht Fremder Hülfe, noch ihrer gewaltsamen Bekehrungsmethoden." „Aber Herr Doctor," fiel Jacoby ein, „Sie geben doch zu, daß es viele Prediger und Glieder in ihrer Kirche giebt, welche unbekehrt und ungläubig, ja todt in Sünden und Uebertretungen sind; sollten Sie nun als Diener Gottes sich nicht freuen, wenn diese bekehrt und gerettet würden, durch wen und auf welche Weise es dem lieben Gott auch gefallen möchte" „Nein," entgegnete dieser, „das geben wir nicht zu, daß diese Glieder der Kirche nach methodistischen Begriffen todt sind und gewaltsam bekehrt werden müssen; sintemal sie alle getauft, somit durch das Bad der Wiedergeburt erneuert in den Gnadenbund Gottes aufgenommen sind und in diesem Bunde stehen sie noch. Allerdings sind Viele zur Zeit eingeschlafen, doch alles was nöthig ist, sie müssen wieder erweckt und sich ihres Gnadenstandes bewußt werden. Und dazu hat ja der Herr seiner Kirche das kräftige Wort, sowie die heiligen Sakramente gegeben." „Es thut uns allerdings leid," erwiderte Jacoby, „daß wir hierin von ihrer Auffassung abweichen müssen, da wir dieselbe nicht in Gottes Wort begründet finden. Dasselbe macht offenbar keinen solchen Unterschied zwischen den Sünden der Getauften und Ungetauften. Da lesen wir einfach: Welche Seele sündigt, die soll sterben. Die Sünde aber, wenn sie vollbracht ist, wirket sie den Tod.

Wer sündiget ist vom Teufel. Und wenn da irgend ein Unterschied ist, so ist offenbar die Sünde der Getauften, welche gegen helleres Licht begangen wurde, größer und strafwürdiger in Gottes Augen. Daher lesen wir auch: Gott gebietet allen Menschen an allen Orten Buße zu Gott und Glauben an unsern Herrn Jesum Christum, auf daß sie der Vergebung der Sünden und der Erneuerung durch den heiligen Geist theilhaftig, d. h. bekehrt werden." „Nun ja, das weiß ich wohl," fiel Dr. Ahlfeld ein, „die Methodisten weichen auch hierin von uns ab, doch das kommt eben von ihrer Unterschätzung unserer Kirche und ihrer segensreichen Gnadenmittel her." Dr. Jacoby aber entgegnete: „Da stehen wir thatsächlich mit Dr. Luther auf gleicher Plattform, wir setzen eben Gottes Wort über die Kirche, glauben und lehren dasselbe nach unserer Ueberzeugung und Erfahrung, selbst wenn wir dadurch von den Dogmen der bestehenden Kirchen abweichen müssen. Uebrigens haben alle Zeit viele der hervorragendsten Männer Ihrer Kirche bezüglich besagter Punkte ganz dasselbe wie wir gelehrt." Und aufgefordert, solche namhaft zu machen sagte er: „Nun, dann erinnere ich Sie nur an Arndt, Spener, Franke, Brastberger" — „Erlauben Sie, unterbrach ihn hier Dr. Ahlfeld, „da irren Sie sich wohl, ich zweifle, ob Brastberger je solches gelehrt hat." Dr. Jacoby ließ sich hierauf Brastbergers Predigtbuch reichen und las einige Stellen, in welchen derselbe so recht deutlich und kräftig von der Nothwendigkeit der Buße und Bekehrung spricht. „Ja," sagte Dr. Ahlfeld, „das redet Brastberger offenbar von den Heiden." „Bitte," erwiderte Dr. Jacoby, „Brastberger redet ja hier von und zu seinen Zuhörern in

Rütlingen und diese waren ja alle getaufte Lutheraner." „Nun, zugegeben," entgegnete Dr. Ahlfeld, „so ist auch nicht zu übersehen, Brastberger ist nie als Dogmatiker unserer Kirche angesehen worden, indem er sich eben auch mehr oder weniger dem Pietismus zuneigte." „Das ist es eben," sagte hierauf Dr. Jacoby, „Ihre Kirche beliebt sogleich Alle, welche mit vollem Ernst auf die Bekehrung des Sünders dringen, als Pietisten oder Methodisten zu bezeichnen. Ist es nicht zu bedauern, mein lieber Doctor, so sehr Ihnen und Ihresgleichen auch der Aufbau des Reiches Gottes am Herzen liegt, Sie doch gleichsam vom lieben Gott fordern, dieses durch Ihre strenglutherische Kirche zu thun, oder — nun die Seelen verloren gehen zu lassen." Und obgleich diese Discussion noch eine Weile fortgesetzt wurde, so endete sie doch, wie gewöhnlich mit solchen Herren, ohne daß uns Dr. Ahlfeld als Mitarbeiter im Reiche Gottes, sonderlich in Deutschland, anerkannt, noch weniger als solche bewillkommt hätte.

Als wir aber in Dr. Schellwitz's Amtsstube zurück gekommen waren, so konnte derselbe seinem Erstaunen und Bedauern kaum genugsam Ausdruck geben. „Ist es denn möglich," rief er aus, „o wie schade, auch in Deutschland, wo doch jetzt die Ernte so groß und der Arbeiter noch so wenige, können sich diese wenigen Arbeiter, scheint's, nicht verständigen, noch weniger vereinigen. Gilt es doch für einen Herrn und gegen einen gemeinsamen Feind zu kämpfen. Ja, wenn Rationalisten die Missionsarbeit Ihrer Kirche als unnöthig abweisen, so ist mir das nicht befremdend, aber solche Männer — nein, nein, das hätte ich nicht erwartet." „Nun, mein lieber Doctor," sagte

Jacoby, „ich theile wohl von Herzen Ihr Bedauern, doch nicht sowohl Ihr Erstaunen, denn die Engherzigkeit vieler sonst ausgezeichneter Männer, sonderlich der strenglutherischen Kirche, ist uns längst bekannt. Wir müssen eben, trotz aller Verkennung und alles Widerstandes, in Gottes Namen ruhig unsere Mission fortbetreiben. Hoffentlich gefällt es dem lieben Gott bald, auch über die deutschen Christen seinen Geist in reichem Maße auszugießen, damit auch wir mehr durch einen Geist zu einem Leibe getauft werden."

Am 5. Juli 1852 war es mir abermals vergönnt, eine Audienz bei dem Staatsminister von Watzdorf auf seinem Schloß bei Berga zu haben. Ich nahm Gelegenheit, ihm die von Dr. Schellwitz an den hohen Kirchenrath in Weimar ausgefertigte Eingabe zur Einsicht vorzulegen. Er rühmte dieselbe als ein ausgezeichnetes Actenstück und sprach sich überhaupt sehr günstig darüber aus. Ich erzählte ihm hierauf, wie wunderbar die Vorsehung jetzt gerade in der Zeit der Noth uns diesen Mann zugeführt habe, der, wie ja das Actenstück darthue, ein ebenso entschiedener Christ, als tüchtiger Rechtsgelehrter sei, und der aus persönlichem Interesse für die gute Sache bereits den Geist und Sinn unserer Mission so gründlich erforscht habe, daß er uns als Anwalt auf's Beste vertreten könne. „Nun, senden Sie diese Eingabe ein," sagte der Minister, „der hohe Kirchenrath wird Ihnen bald einen Bescheid zukommen lassen und hoffen wir, daß derselbe günstig ausfallen kann. Doch sehen Sie," fuhr er fort, „die Schwierigkeit liegt auch hierin: Wäre man schon überzeugt, man hätte von Ihnen als Methodisten nichts für Kirche und

Staat zu befürchten und wolle Sie gewähren lassen, wer stünde uns dafür, daß nicht bald allerhand andere religiöse Secten hereinfielen, welche dieselbe Freiheit beanspruchten — und wo bliebe dann bald unsere jetzt einige Staatskirche?" „Nun, erlauben Sie, Excellenz," antwortete ich, „gesetzt, es käme wirklich so, wäre denn dieses im Grunde wirklich sehr zu beklagen, indem doch das Verband der Staatskirche bereits ein sehr lockeres ist, da in derselben offenbar alle Schattirungen des Glaubens sowie des Unglaubens vertreten sind. Und da es wohl ebenso offenbar ist, die negative Seite ist weit stärker vertreten, sollte es da nicht im Interesse des Staates sein, allen Anregungen zum positiven Christenthum, welches ja allein gute Bürger schafft, Freiheit und Schutz zu gewähren?" „Aber sehen Sie," fiel der Minister ein, „in Deutschland ist eben Staat und Kirche mit einander verbunden. Der Staat muß sich auf die Kirche verlassen und muß sie dann auch in ihren Rechten beschützen." „Doch Sie werden entschuldigen, Excellenz," erwiderte ich, „wie viel sich der Staat auf diese freisinnigen Diener und Glieder der Staatskirche verlassen kann, hat wohl das Jahr '48 zur Genüge dargethan." „Traurig genug," entgegnete der Minister „aber wer bürgt dem Staat dann erst für die Loyalität der Diener und Glieder unabhängiger Kirchen?" „Excellenz, das positive Christenthum und seine Geschichte," antwortete ich.

Selbstverständlich hatte mich der hohe Herr wieder daran erinnert, ich pflege meine Unterhaltung nicht mit dem Minister, sondern einfach mit Herrn von Watzdorf und ich konnte dabei wohl wahrnehmen, wie die Privatüberzeugung

des ächten Edelmannes gegen die des Ministers oft ankämpfte. O wie schade, daß heute noch mancher Landpfleger in seiner amtlichen Stellung sich genöthigt und gerechtfertigt glaubt, gegen seine Gewissensüberzeugung zu entscheiden und zu handeln!

Jedoch Anfangs August und ehe ich noch eine Antwort auf besagte Eingabe vom Kirchenrath in Weimar erhielt, erließ Herr Bezirksdirector Müller in Neustadt a. O. kraft seines Amtes eine Proklamation, nach welcher mir das Abhalten außerkirchlicher Versammlungen in weimar'schen Dörfern oder Fluren, deren Gebiet an die fürstlich Reußischen Länder grenze, bei zehn Thaler Strafe für jeden Zuwiderhandlungsfall, verboten wurde. Schien es doch fast, dieses Verbot sei aus politischen Gründen erlassen, damit nämlich die verschiedenen Nationalitäten nicht zu viel befreundet und vermischt werden sollten. Aber so viel ich wieder Geographie studirte, so konnte ich kaum ein Dorf in meinem Wirkungskreise ausfindig machen, welches nicht vom besagten Verbot eingeschlossen und ich somit ausgeschlossen gewesen wäre. Das wußte aber unser Herr Direktor auch, der ja wohl die geographische Lage seines Bezirks inne hatte, und dieses erklärte das sonst fast unerklärliche Verbot. Sogleich ließ ich durch Herrn Hahnemann eine Appellation an das Ministerium in Weimar gegen besagtes Verbot ausfertigen — und besagter Herr erklärte mir, durch diese Appellation sei das Verbot zur Zeit entkräftet, ich könne daher bis zum Erlaß des Ministeriums ruhig fortwirken. Doch große Herren differiren oft, so deutete leider auch unser Bezirksdirektor das Gesetz hierüber anders und suchte, wie wir noch sehen werden,

nachgehends die angedrohte Strafe einzucollectiren. Am 6. Juni besuchte ich die Geschwister in Triebes und gedachte am Abend eine allgemeine Klasse mit ihnen zu halten. Br. Bachmanns Haus war überfüllt, wir alle erwarteten eine Stunde der Erquickung vom Angesichte des Herrn. Doch siehe, als ich das Lied zum Anfang verlas, bemerkte ich ein ängstliches Seufzen unter den Schwestern und durch einen Seitenblick nach der Thür, gewahrte ich die blanken Knöpfe der Sicherheitsaufseher. Sogleich stimmte ich das Lied an — lispelte hierauf dem neben mir stehenden Klaßführer zu: „Für mich hat's geschellt—führe die Versammlung weiter und halte Betstunde." Nach Absingen einiger Verse forderte er zum Gebet auf. — Ein mächtiges Gefühl durchwehte die Versammlung und brünstige Gebete stiegen zu Gott auf. Ja, Br. Büttner wurde so von seinen Gefühlen hingerissen, daß er unter Anderem betete: Lieber Gott, du siehst wie Satan seine Krallen ausreckt, um Deine Knechte und Deine Kinder zu entreißen. Wiederum hat er seine Knechte unter uns gesandt, Deinen Diener zu fangen und Dein Volk zu zerstreuen. Großer Gott, Du bist ja mächtiger als Satan und sein Heer — entblöße deinen starken Arm und laß Hülfe aus Zion über Israel kommen, daß wir errettet dich fröhlich preisen mögen." Und daß es zu diesem Gebet der kräftigen „Amen" in der Versammlung nicht mangelte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Wie aber der Gendarm mit seinen zwei Soldaten dabei fühlte, will ich dahingestellt sein lassen. Kaum hatten wir uns aber vom Gebet erhoben und Br. Büttner die Bibel ergriffen, um einen Abschnitt zu verlesen, so nahm der Ordnungshalter das Wort und

schnurrte mich an: „Herr W., Sie sind mein Arrestant!" Auf meine Anfrage: „Mein Herr, haben Sie einen schriftlichen Verhaftsbefehl?" schnurrte er weiter: „Ich bin vom Herrn Amtmann von Hohenleuben dazu ausgesand und das ist hinreichend. Hoffentlich werden Sie ohne Weiteres Folge leisten, sonst müßte ich Gewalt brauchen." Dieses schroffe Auftreten des Ordnungshalters verursachte allerdings nicht geringe Aufregung. Viele der anwesenden Bürger erboten sich alle mögliche Caution für mich zu stellen. Einige wollten sich an meiner Statt gefangen nehmen lassen; Andere Alles was sie besaßen, Br. Büttner einen Finger seiner rechten Hand und Br. A. Schmidt aus Brückla sogar seinen Kopf als Bürgschaft verpfänden. Doch als ich endlich dem Sicherheitsaufseher erklärte: indem ich keinen Vortrag gehalten, somit kein Gesetz übertreten — er übrigens keinen Verhaftsbefehl vorzuzeigen habe, so protestire ich entschieden gegen seinen Arrest; sei hingegen bereit, ihm meine Paßkarte mit dem Versprechen zu überreichen, mich am nächsten Morgen im Amte einstellen zu wollen, so schob er endlich mit seiner Begleitung wieder ab und wir hatten, nach dieser allerdings unangenehmen Unterbrechung, noch eine reichlich gesegnete Betstunde.

Am nächsten Morgen begleiteten mich die beiden Klaßführer von Triebes, Büttner und Franz, nach Hohenleuben. Wir baten um Audienz beim Herrn Amtmann ehe er aufs Amt ging und wurden von ihm sehr freundlich empfangen. Wir erzählten ihm den ganzen Hergang der Sache am letzten Abend. Er schien über das übermäßige Vorgehen des Gendarmen entrüstet zu sein und sagte unter

Anderem: „Es thut mir wirklich leid, die Lage der Dinge bei uns so gestaltet zu sehen, daß Ihnen solche Beschwerlichkeiten bereitet werden mögen. Doch es steht zu hoffen, die Sache kann friedlich beigelegt werden. Halten Sie sich noch eine Weile im Orte auf, ich werde den Gendarm gleich vorladen, ihn darüber verhören und Ihnen Ihre Paßkarte wieder zustellen." Gegen 10 Uhr wurde ich wieder auf's Amt citirt, doch, o wehe, als nun der Herr Amtmann kraft seines Amtes mit mir redete, schien er auch ein ganz anderer Mann zu sein. Auf viel unsanftere Weise schon redete er mich an: „Aber hören Sie, die Sache gestaltet sich doch nach der Aussage des Herrn Gendarm ganz anders, als Sie mir berichtet haben. Das war ja eine kleine Revolution, welche sich gestern Abend in Triebes abspielte. Alle Ihre Anhänger widersetzten sich ja den Anforderungen der Polizei ganz entschieden. Einer wollte ja lieber im Widerstand einen Finger von seiner rechten Hand, ein Anderer sogar seinen Kopf verlieren." „Erlauben Sie, Herr Rath," erwiderte ich, „Sie sind irrthümlich berichtet; es war wohl, wie ich Ihnen auch meldete, ein entschiedenes Protestiren der Bürger, sowie auch meinerseits, gegen ein von uns ungesetzlich erkanntes Einschreiten der Polizei, doch sicherlich kein revolutionärer Widerstand. Manche wollten sich ja an meiner Statt gefangen geben, während Andere Alles, was sie besitzen, als Bürgschaft verpfänden wollten und um dieses noch zu bekräftigen, erbot der Eine seinen Finger und der Andere seinen Kopf zum Pfande. Sie können übrigens, wenn's Ihnen beliebt, die beiden anwesenden Bürger eidlich darüber verhören." „Nun, das wird wohl seiner Zeit gesche-

hen," entgegnete der gestrenge Herr, „ich werde gerichtliche Untersuchung darüber anzustellen haben; doch habe ich vor der Hand das unter seinem Amtseid abgegebene Zeugniß des Herrn Gendarms anzunehmen und ich bin daher benöthigt, da Ihre Gegenwart zu Unruhen Veranlassung giebt, Sie hiermit bis auf Weiteres bei acht Tagen Gefängnißstrafe aus dem Amtsbezirk Hohenleuben zu verweisen." Auf meine Anfrage nun: „Aber, Herr Rath, da, wie Sie wissen, der Weg von meiner Heimath nach Dörtendorf durch Hohenleuben führt, so werden Sie mir doch erlauben, durch Ihren Ort zu gehen?" antwortete er: „Es ist Ihnen bei acht Tagen Gefängnißstrafe verboten, das Gebiet des Amtsbezirks Hohenleuben zu betreten. Hiermit sind Sie entlassen."

Nun galt es wieder Geographie und zwar auf's Genaueste zu studiren; denn die Herren Sicherheitsaufseher hatten fortan ein doppelt scharfes Auge auf mich und hätten sich in's Fäustchen gelacht und viele Andere mit ihnen, hätten sie mich auch hier acht Tage nach „No. Sicher" bringen können.

Glücklicher Weise fand sich's nun, Brückla, ein Dorf zum Fürstenthum Greiz gehörend, lag zwischen den beiden Schleizer Ortschaften Hohenleuben und Triebes, war gleichsam keilförmig dazwischen hinein und bis zur Grenze von Dörtendorf vorgeschoben. Somit konnte ich also, ohne zu großen Umweg machen zu müssen, aus dem Weimarischen Lande in und durch die Lande des Fürstenthums Reuß-Greiz ältere Linie gehen und wieder in's Weimarische Land gelangen, ohne die Lande des Fürstenthums Reuß-Schleiz jüngere Linie zu betreten. Allerdings durfte

ich dabei nicht immer den Weg einhalten; dieser führte z. B. zwischen Dörtendorf und Brückla über eine Brücke und sodann durch eine Waldecke, welche zum Gebiet Hohenleuben gehörte. Dort saß nun nicht selten der Sicherheitsaufseher im Versteck und dachte bei sich selbst auch wohl:

„Durch diese hohle Gasse muß er kommen,
Es führt kein andrer Weg nach — Brückla.
Hier vollend ich's, die Gelegenheit ist günstig" u. s. w.

Allein ich dachte: „Weit davon ist gut für den Schuß," zog es vor, statt des Weges pfadlos über die Wiesen zu pilgern, statt über die Brücke sonstwo und irgendwie über Fluß zu kommen, wollte lieber auf ungebahntem Weg öfters nicht wenig naß werden, als auf dem gebahnten „in's Trockene" kommen.

Besagter hochlöbl. Amtmann stellte auch bald eine gerichtliche Untersuchung über jenen Vorfall in Triebes an, aber ganz nach Belieben, d. h. die beiden armen Brüder wurden ohne Weiteres, ohne daß ich es erfuhr und ihnen einen Anwalt hätte verschaffen können, verhört und als Revolutionäre verdonnert. Das Merkwürdigste dabei aber war, das Landeskind, Bruder F. Büttner, welcher bloß einen Finger seiner rechten Hand für mich darbot, wurde zu vier Wochen Gefängnißstrafe verurtheilt, während der Ausländer Bruder A. Schmidt, welcher doch seinen Kopf zum Pfande für mich darlegen wollte, nur zwei Wochen dafür büßen sollte. Wir appellirten sogleich an Heinrich LXII. der jüngeren Linie souveräner Fürst Reuß, Graf und Herr von Plauen, Herr zu Greiz, Kranichfeld, Gera, Schleiz und Lobenstein ꝛc.; aber dieser durchlauch-

tigste Fürst „geruhete," den beiden Uebelthätern nur die Hälfte ihrer zuerkannten Strafe zu erlassen. Jedoch hat der Herr Amtmann, wohl von seinem eigenen Gewissen überzeugt, die Strafe an den Brüdern nie vollzogen, hat sie aber auch, soviel mir bewußt, nie erlassen, sondern sie steht noch, wozu sie wohl vom Anfang ersehen war, gleichsam als Vogelscheuche, im Strafgesetzbuche offen.

Dreizehntes Kapitel.

Wohl dem der in des Lebens schweren Stürmen
Ein Zoar kennt, wohin er Zuflucht hat;
Wohl dem, der Freunde fand, die ihn beschirmen,
Die ihm zur Seite stehn mit Rath und That. —
Doch hab ich keinen Ruheport noch je gefunden,
Der mich so sicher birgt, als meines Heilands Wunden,
Und unter allen Freunden, die es treu gemeint,
Fand ich in Jesu stets doch meinen besten Freund.

Am 11. August 1852 nahm ich, wie ein gejagter Hirsch, ermüdet und nach frischem Wasser lechzend, wieder meine Zuflucht nach Gefell. Und nicht vergebens; ich fand bei meinem väterlichen Freund, Oberpfarrer Bauerfeind, wie immer reichlich Unterweisung und Aufmunterung; konnte aufs Neue meine Straße fröhlich ziehen. Er theilte mir unter Anderem auch mit, er habe eine Einladung vom Herrn Superintendent von Greiz bekommen, an ihrem Missionsfeste daselbst einen Vortrag zu halten, habe aber diesem Herrn erklärt, er könne nicht glauben, Gottes Wohlgefallen ruhe auf ihren Missions-Festen oder Unternehmungen, während sie Missionare im eignen Lande verfolgten und einkerkerten. Sie könnten doch den lieben Gott nur bitten, es ihren Missionaren in Heidenländern ergehen zu lassen, wie sie im eignen Lande mit denselben verführen. Daher könne er sich, so leid es

ihm auch thue, unter diesen Umständen nicht an ihrem Feste betheiligen.

Von hier ging ich am nächsten Tage nach Ebersdorf, um daselbst einem Feste beizuwohnen, sowie gleichzeitig die nähere Bekanntschaft der Herrnhuter- oder Brüdergemeinde zu machen. Diese abgeschlossene Brüdergemeinorte, deren die deutsche Provinz (Zweig) der Gemeinschaft 15 zählt, sind, wie mir berichtet wurde, ziemlich gleichförmig eingerichtet. Die Familien wohnen in ihren respectiven Häusern. In der Mitte des Orts steht ein großes dreistöckiges Haus, in welchem sich in der Mitte des unteren Stockwerkes der Kaufladen befindet; über demselben ist der Kirchensaal, während im dritten Stockwerk die Wohnung des Predigers sich befindet. Der rechte Flügel des Gebäudes ist die Behausung der ledigen Brüder, während der linke Flügel die Heimath der ledigen Schwestern ist. Nicht ferne davon steht das Wittwenhaus, sowie auch das Schulhaus. All diese Gebäude sind zwar einfach, doch dauerhaft und geräumig und haben, wie all die übrigen Häuser des Ortes ein recht schmuckes Aussehen, sodaß man sogleich beim Anblick desselben den Eindruck bekommt: Hier wohnt ein triebsames und sittsames Völkchen. So ist auch durch einen Gasthof hinreichend für Fremde und Reisende gesorgt, welche hier eine säuberliche Herberge, mit zuvorkommender Bedienung, wohlzubereiteten Speisen, sowie von den besten Getränken vorfinden, wofür man allerdings auch anständig zu bezahlen hat. Ebenso findet mans im Kaufladen; da kauft man für einen Preiß, welcher auch nicht immer der geringste ist, doch stets gute Waare. Das Diasporahaus hingegen bietet den „zer-

streuten," auswärtig wohnenden Gliedern der Gemeinschaft beim Besuche der Feste einfache, doch gute Beköstigung und Behausung dar, wofür sie dann nach Vermögen oder Belieben bezahlen können. Im Letzteren fand auch ich während meines Besuchs freundliche Aufnahme und genoß angenehme Stunden. Ich nahm gar bald wahr, ich befinde mich hier unter „den Stillen im Lande;" die schöne Ordnung und strenge Sittsamkeit aber, welche in der Gemeinde in allen Dingen herrschte, sowie die ungezwungene Bescheidenheit und Zuvorkommenheit der Glieder unter einander, als auch gegen Fremde, machte einen so günstigen Eindruck auf mich, daß ich nur wünschen konnte, alle Christgemeinden möchten hierin den Brüdergemeinden mehr gleichzukommen suchen. So war auch die schönste Ordnung und Andacht bei ihren Gottesdiensten wahrzunehmen. Beim Läuten der ersten Glocke machten sich Alle fertig zum Gottesdienst. Beim zweiten Geläute öffneten sich sogleich die Hauptthüren an beiden Seiten der Kirche und herein strömten von der einen Seite die männlichen und von der andern die weiblichen Glieder und nahmen sogleich ihre Sitze ein. Sobald die Glocke verstummte, ertönte die Orgel und durch kleine Thüren kamen von der einen Seite die Vorsteher mit dem Prediger an der Spitze, während von der anderen Seite die Diaconissinnen kamen und alle setzten sich auf eine erhöhte Plattform im Angesichte der Gemeinde. Hierauf erhob sich der Prediger, gab ein Lied aus, welches von der ganzen Gemeinde auf so sanfte, harmonische Weise gesungen wurde, daß man sich unwillkürlich erfaßt und erhoben fühlte. Und so oft der Prediger zum knieenden Gebet aufforderte, beugte sich

die ganze Gemeinde mit ihm vor dem Gnadenthron. — Am ersten Abend fand ein sehr einfacher Gottesdienst statt. Der Prediger hielt nämlich eine Vorlesung über die Entstehung sowie den Endzweck dieses Festes, während die Gemeinde am Anfang und am Schlusse ein Lied sang. Durch diese Vorlesung wurden wir belehrt, dieses Fest finde zum Andenken eines besonderen Pfingstfestes statt, welches der Herr am 13. August 1727 der Gemeinde in Herrnhut geschenkt hatte, indem er daselbst, besonders beim Genuß des heiligen Abendmahls, seinen Geist so mächtig ausgoß, daß Manche anfingen laut um Gnade zu schreien, während Andere mit neuen Zungen die Gnade Gottes laut priesen. — Wir würden es eine Zeit der Auflebung nennen.

Der Vormittagsgottesdienst des eigentlichen Festtages war aber von dem des vorigen Abends nicht viel verschieden; nur wurde derselbe mit einem knieenden Gebet eröffnet. Am Nachmittag wurde Liebesfest gefeiert. Dasselbe aber bestand in abwechselndem Gemeinde- und Chorgesang, während dabei ein jedes Anwesende mit einem Milchbrödchen nebst einer Tasse Thee bedient wurde. Am Abend fand sodann die Abendmahlsfeier statt. Auch diese wurde mit einem knieenden Gebet begonnen, worauf dann der Gemeinde, während sie auf ihren Sitzen blieb, von weißgekleideten Aeltesten Oblaten verabreicht wurden. Nachdem so die ganze Gemeinde bedient war, kniete sie sich nieder und während der Prediger die Einsetzungsworte sprach: „Nehmet hin und esset" u. s. w., wurden von Allen zugleich die Oblaten gegessen. Hierauf erhob man sich wieder, nahm seinen Sitz ein und der Prediger ging,

in Begleitung eines Aeltesten, durch den männlichen Theil der Versammlung einem Jeden den Kelch darreichend, indem er die Worte sprach: „Nehmet hin und trinket alle daraus" u. s. w., während zu gleicher Zeit zwei Diaconissinen ebenso den weiblichen Theil derselben bedienten.

Diese Gottesdienste, sonderlich die Feier des heiligen Abendmahls, machten wohl einen heilsamen Eindruck auf die Theilnehmer; vornehmlich rühmten die Diaspora-Geschwister die reichen Segnungen, welche sie dabei empfangen hatten; dennoch vermißte ich gar empfindlich das persönliche Bekenntniß von der Gnade Gottes im Liebesfeste, sowie das öffentliche Zeugniß von derselben durch die Predigt, während des ganzen Festes. Konnte ich mich doch des Eindrucks nicht erwehren, gerade hierin mangele derartigen Festen das Wesentliche. Im Ganzen genommen aber fühlte ich froh, daß die Methodistenkirche keine derartigen Feste feiert, noch feiern könnte. Oder welcher besonderen Ausgießung des heiligen Geistes bei seiner Entstehung könnte der Methodismus ein Gedächtnißfest feiern? War ja die ganze Zeit der reformatorischen Wirksamkeit Wesley's und seiner Mitarbeiter ein verlängertes Pfingstfest, bei welchem es, wie zur Apostelzeit, bald hie, bald da heißen konnte: „Und da —— noch diese Worte redete, fiel der heilige Geist auf alle, die dem Worte zuhöreten." Oder: „Und da sie gebetet hatten, bewegte sich die Stätte, da sie versammelt waren; und wurden alle des heiligen Geistes voll, und redeten das Wort mit großer Freudigkeit." Und, Dank dem Herrn, die Geschichte des Methodismus ist bis auf den heutigen Tag thatsächlich die Geschichte eines bereits über ein Jahrhundert fortgesetzten Pfingst-

festes geworden. Der Methodismus ist eine anhaltende, fortlaufende Auflebung der Religion Jesu Christi und kann nur als solche bestehen und sich ausbreiten. Wehe ihm, wenn er je aufhören sollte, dieses zu sein! Er hätte ja nicht einmal Formen und äußere Stützen genug, um sich für die Länge der Zeit zu halten; er wäre fürwahr gleich dummgewordenem Salze zu nichts nütze, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten.

Meinen Heimweg trat ich mit einigen Diaspora-Geschwistern von Langenwetzendorf an und wir pilgerten, uns auf's Angenehmste unterhaltend, fröhlich in Gemeinschaft unsere Straße, bis wir nach Zeulenroda kamen. Hier hatte ich meine Reisegefährten zu verlassen, schwenkte links von der Landstraße ab, durchpilgerte von einem Grenzstein zum andern Felder und Wiesen und umgrenzte somit im Halbkreise das Stadtgebiet. Mein pfadloser Weg führte mich unweit des Schützenplatzes vorbei, auf welchem zur Zeit das sogenannte Vogelschießen abgehalten wurde. Als ich nun von dort herüber „die Pfeifer und das Getümmel des Volkes hörte" und daran gedachte, wie daselbst allerhand privilegirte Gaukler und Gauner ihr Wesen trieben; wie das Volk dabei Sünden aller Art im Kleinen sowie im Großen verübte, während mir bei acht Tagen Gefängnißstrafe verboten war, in dieser Stadt von Christo zu zeugen, ja selbst das Gebiet derselben zu betreten, so konnte ich mich der Thränen nicht erwehren und unwillkürlich fühlte ich in die Wehklage des Herrn einzustimmen: „Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient. Aber es ist vor deinen Augen verborgen."

Sonntag den 15. August 1852 trat ich dann mit neuem Muth und fester Entschlossenheit meinen Bezirk wieder an, predigte Morgens 6 Uhr in Dörtendorf, Nachmittags in Waltersdorf und Abends in Katzendorf; hielt auch in den Wochenabenden hin und wieder Versammlungen. Wer war froher, als ich, indem ich jetzt, wenigstens in meinem Vaterlande, wieder reden durfte und mich Niemand „griff." Hätte ich doch beinahe geglaubt, auch unsere Obersten seien nun eines Besseren überzeugt und wollten mich gewähren lassen. Doch war auch dieses leider nur eine Windstille vor einem nahen und gewaltigen Sturm. So angenehm und segensreich nun auch wohl diese Windstille für uns war, um so mehr erschreckte uns der plötzlich hereinbrechende, Alles vollends zu vernichten drohende Sturm. Kaum hatte ich in wenigen Wochen meine Heerden wieder recht gesammelt, hatte die Strauchelnden aufgerichtet, die Verwundeten verbunden, hatte kaum begonnen sie wieder recht auf den grünen Auen des Evangeliums zu weiden, siehe, da fand ich, als ich am ersten September nach einer Abendversammlung heimkam, eine Ladung vor, sogleich im Amte zu Auma zu erscheinen. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, ging ich am nächsten Tage, in Begleitung Br. H. Schennerleins, sogleich auf besagtes Amt, woselbst mir dann eröffnet wurde: „Der hohe Kirchenrath in Weimar habe sich benöthigt gefühlt, mein Bittschreiben, in welchem ich mich als seßhafter Prediger der Bischöflichen Methodisten-Kirche bekundet habe, dahin zu bescheiden, es könne keinem Geistlichen einer auswärtigen Kirche erlaubt werden, im Großherzogthum Weimar zu wirken, wie ich es verlange. Es müsse mir im Gegentheil hiermit das Ab-

halten jeglicher religiösen Versammlungen verboten werden. Auch sei das Staatsministerium ersucht worden, ein Strafverbot darob zu erlassen." Dieses Strafverbot ließ dann selbstverständlich auch nicht lange auf sich warten. Schon am nächsten Tage wurde mir dasselbe vom Gendarm überbracht, dahin lautend: „Das Abhalten religiöser Versammlungen sei mir im Großherzogthum Sachsen-Weimar, Eisenach, hiermit bei 10 Thaler Strafe für jeden Zuwiderhandlungsfall verboten."

Dieses war nun ein ganz gewaltiger Schlag für uns. War's uns doch, als ob eine mächtige Bombe mitten in unserem Lager zerplatzt sei. Viele der Geschwister kamen zwar am nächsten Sonntag nach Rüßdorf, doch wagte auch mein Bruder nicht in seinem eignen Hause Versammlung zu halten, aus Besorgniß, es möchte Verdacht erwecken, zu Untersuchungen führen und somit dem Werke noch mehr schaden. Bruder Zschiegner hatte zwar am Morgen in Dörtendorf eine Predigt verlesen und mein Bruder hielt am Abend in Katzendorf eine Betstunde.

Am 7. September 1852 nahm ich sodann meine Zuflucht wieder zu Dr. Schellwitz in Leipzig. Dieser erbot sich auch sogleich eine Eingabe an das Cultusministerium in Weimar anzufertigen, demselben unsere Angelegenheiten ausführlich darzulegen, sowie dasselbe dringend zu ersuchen, die Widerrufung obenerwähnter Erlasse zu bewirken.

Von hier reiste ich weiter nach Bremen, denn ich bedürfte der Erholung wieder und war mir doch Ruhe sowohl von kirchlicher, als weltlicher Obrigkeit auf's Dringendste angeordnet und befohlen. Meine Nachrichten aus Sachsen waren allerdings auch für die Brüder in Bremen nichts

weniger als erfreulich; doch wurde mein Weilen unter ihnen mir dies Mal zu einem ganz besondern Segen. Schon während der Vierteljahrsversammlung über nächsten Sonntag wurde durch die kräftigen Predigten der Brüder Jacoby, Riemenschneider und Nülsen, sowie durch den Genuß des heiligen Abendmahls mein Glaube auf das Kräftigste gestärkt. Mit den lieben Geschwistern pries ich im Liebesfeste wiederum die überschwängliche Gnade des Herrn, ihn gleichzeitig inbrünstig anflehend, doch auch bald über unserm armen Sachsen-Lande den Tag der Freiheit anbrechen zu lassen, in welchem wir, wie unsere Geschwister in Bremen, nach unserer Gewissensüberzeugung ihm dienen könnten.

In der folgenden Woche nun trat der Kirchentag in Bremen zusammen, somit wurde mir das Vorrecht zu theil, daselbst fast alle hervorragenden Panierträger der Staatskirchen Deutschlands persönlich kennen zu lernen und ihren köstlichen, kräftigen Zeugnissen zu lauschen. Wie wurde aber öfters mein Herz von Gefühlen mannigfaltigster Art durchkreuzt und bewegt! Oft fühlte ich zu jubeln und Gott zu preisen, der seiner Kirche noch solch lebendige, solch treue Zeugen gegeben und erhalten, welche die Schäden Israels wohl erkannten, dieselben auch beklagten, als auch die Salbe Gileads, sowie den rechten Arzt dafür anpriesen; doch dachte ich daran, wie diese schönen Theorien, diese großen Wahrheiten immer noch im großen Ganzen so wenig Anklang fanden, so wenig praktisch ausgeführt wurden, so erfüllte die tiefste Wehmuth wieder mein Herz.

Am Dienstag Morgen hielt Dr. Fr. Mallet in seiner St. Stephani Kirche die Eröffnungspredigt über Joh. 17.

20. 21. Er redete über die Einigkeit der Gläubigen in Christo und sagte unter Andrem; „Wenn etwas der Kirche Christi heilig sein sollte, so sollte es sicherlich dieses hohepriesterliche Gebet ihres göttlichen Erlösers sein; wenn die Gläubigen Eines vor Allem zu erstreben suchen sollten, so sollte es die Erfüllung dieses Gebets, die Einheit im Geiste mit ihm dem Haupte, sowie mit allen Gliedern seines Leibes sein. Doch wie bedauerlich, nur zu bald entstand Rangstreit und Gezänke aller Art unter Brüdern, welche bis heute noch fortgeführt werden; ja selbst im Abendmahlssaale, am Tische der heiligen Communion hat sich ein solches Gemurmel erhoben, über welchem man den heiligen Beter hier und sein Gebet gänzlich überhört! Was Wunder, wenn der Kirche noch immer die Kraft mangelt, die Welt von der Göttlichkeit ihres Erlösers und seiner heiligen Religion zu überzeugen. Taufe uns der Herr an diesem Kirchentage mehr durch einen Geist zu einem Leibe!" Kurz, Dr. Mallet legte durch diese Eröffnungspredigt ein zeitgemäßes, gewaltiges Zeugniß, sowie gleichzeitig ein Meisterstück wahrer Kanzelberedsamkeit ab. Er erfaßte mit einem Male sein großes Auditorium und riß es mit sich fort. Oberpfarrer Bauerfeind sagte mir z. B. hernachmals: „Ich saß unter der Kanzel, konnte somit den Redner nicht sehen und glaubte wirklich wieder und immer wieder, derselbe könne kein Anderer als Dr. F. W. Krummacher sein."

Doch es war uns aufbehalten, Dr. Krummacher am folgenden Abend in Wirklichkeit zu hören. Derselbe hatte ungefähr zehn Jahre zuvor in Bremen seine sogenannte Fluchpredigt über Gal. 1, 8. 9 gehalten. Diese Predigt

hatte aber so gewaltig im Heerlager der Rationalisten eingeschlagen, daselbst solchen Aufruhr entzündet, daß der Prediger aus der Stadt weichen und dann auch während der sogenannten Schreckensherrschaft unter dem Unglaubensapostel Dulon wegzubleiben hatte. Doch nun war eine Wendung zum Bessern eingetreten. Nach langem Bestreben war es endlich, Anfangs dieses Jahres den gläubigen Gliedern vom Vorstand der Liebfrauen-Kirche gelungen, eine Klage gegen ihren Prediger anhängig zu machen; er war von der theologischen Fakultät in Heidelberg verhört und als „des Predigtamtes der Reformirten Kirche unwürdig" erklärt, durch den Senat der Stadt Bremen seines Amtes entsetzt worden. Dem Rufe nun als Apostel der Freiheit — wohl besser gesagt, der Bestialität — folgend, hatte er auch einige Reden im Preußischen, sowie im Hannöverschen gehalten, war im ersterem Lande darob eingekerkert worden, doch bald darauf wieder entwischt. Als aber nun seine Auslieferung gefordert wurde und seine Anhänger in Bremen in ihn drangen, jetzt offen und frei zu seiner verkündeten Wahrheit (?) zu stehen, wenn nöthig Märtyrer dafür zu werden, erklärte er: „Das fiele mir ein. — Will das Volk in Dummheit bleiben und sich knechten lassen, bis ich Märtyrer für dasselbe werde, so mag es lange warten. — Ich werde mich hüten, mich deshalb einkerkern und am Ende hinschlachten zu lassen." Er entfloh auf die Insel Helgoland, von dort später nach Amerika. Dulon wurde somit ein neuer Zeuge für die Grund- und Kraftlosigkeit des Unglaubens, welcher, da es keine auf lebendige Ueberzeugung beruhende Befriedigung und Freudigkeit geben kann, auch keinen Heldenmuth

erzeugt. Nein, dieses ist nur dem positiven, lebendigen Glauben vorbehalten, für welchen ja auch Unzählige aller Zeiten mit größter Willigkeit Gut und Blut geopfert haben.

Alle Welt wollte nun bei dieser Gelegenheit Dr. Krummacher sehen und hören. Man hatte ihm deshalb auch die größte Kirche Bremens, den Dom zu sichern gesucht. Doch wie hätten die Beschützer dieses lutherischen Heiligthums dasselbe durch den reformirten Hofprediger Berlins dürfen entweihen lassen? Somit mußte man sich mit der St. Martini Kirche begnügen. Aber welch ein Schauspiel bot sich hier dar — dergleichen ich nie mehr gesehen. Eine Viertelstunde vor Eröffnung der Kirchthüren fand ich schon Hunderte von Personen vor einer jeden derselben zusammengedrängt; bald war der große freie Platz vor der Kirche ganz angefüllt und als endlich die Thüren sich öffneten, wurde man förmlich hineingewickelt, wobei man öfters kaum mehr fußen konnte. In wenigen Minuten war daher die große Kirche mehr denn überfüllt, Tausende konnten selbst keinen Platz zum Stehen, auch nicht nahe den Thüren finden.

Das große Auditorium wurde aber in seinen großen Erwartungen auch nicht getäuscht. Dieser Prinz der deutschen Kanzelredner überbot sich an jenem Abend thatsächlich selbst. Wie ein Adler schwang er sich mit einem Male mit gewaltigem Flügelschlag empor und schwebte dann von einer Höhe zur andern. Es nahm fürwahr ein scharfes, geübtes Auge ihm beständig folgen zu können; doch wer ihm folgen konnte, fühlte sich auf Tabors Höhen mit himmlischer Atmosphäre umgeben, hätte oft auffauch-

zen mögen: „Hier ist gut sein!" Und wie schonungslos verfuhr er mit den Kämpen des Unglaubens. Mit entsetzlicher Wucht stürzte er auf sie herab und zerriß sie in Stücke, man konnte gleichsam die Federn fliegen sehen. In seiner Einleitung zur Predigt sagte er unter Anderem: „Meine Brüder, ich bin nicht gekommen, Euch abermals zu fluchen, sondern das herrliche Evangelium zu verkündigen; doch sollte es mich nicht befremden, wenn auch dieses Evangelium Manchen, gleich einem zweischneidigen Schwerte Mark und Bein durchdringen, Manche schneiden und brennen, verwunden und tödten würde, denn wenn es das nicht würde, wäre es ja kein Evangelium Christi, wäre auch keine Kraft Gottes zur Seligkeit Allen, die daran glauben. Doch, meine Brüder, seht Ihr meinen Panzer blitzen, seht nicht sowohl auf den Panzer, als vielmehr auf das Herz, das unter demselben voll Liebe Euch entgegen schlägt." Nach 1 Mose 45, 26 sprach er sodann über die frohe Kunde: Joseph lebet noch und ist ein Herr im ganzen Egyptenlande — und zwar 1. Es ist ein Wunder, daß Joseph noch lebt; 2. Er lebt wirklich noch — und 3. Freue dich Israel, daß dein Joseph noch lebt. Diese Predigt ist in seiner Sabbathglocke, wenn auch freilich nur als ein schwacher Nachhall des Originals zu finden.

Am nächsten Abend hielt Dr. Barth aus Calw eben daselbst eine Missionspredigt. Seine Stellung, einem solchen Triumphator zu folgen, war selbstverständlich eine sehr schwierige und es war wohl nicht zu verwundern, daß sich Viele getäuscht fanden, Manche wohl gar meinten, dieser köstliche Gottesmann könne viel schöner und kräftiger schreiben, als er predigen könne.

Der Kirchentag selbst, welcher seine Sitzungen in der Angari Kirche unter dem Vorsitz des preußischen Ministers Bethman Hollweg hielt, bot des Belehrenden und Erquicklichen ebenso gar viel. Die Zeit würde mir zu kurz, wollte ich all der Berichte, die da geliefert, oder der Reden, welche daselbst gehalten wurden, auch nur Erwähnung thun. Nur eine Rede von Dr. Hengstenberg aus Berlin über innere Mission, welche mich sonderlich interessirte, sei hier berührt. Er legte derselben die Schriftworte Röm. 13, 8: „Seid Niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch unter einander liebet," zu Grunde und sagte darüber unter Anderem: „Der einzige Gott gefällige und erfolgreiche Beweggrund zu aller Missionsthätigkeit ist und bleibt die Liebe — Liebe zu Gott von ganzem Herzen und unserm Nächsten als uns selbst. Nur wenn wir mit Paulo sagen können: „Die Liebe Christi dringet uns also, sintemal wir halten, daß, so Einer für alle gestorben ist, so sind sie alle gestorben. Und er ist darum für alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist," sind nur geschickt zu diesem großen und heiligen Werke. Doch scheints nicht, der Apostel habe sich geirrt und es sollte heißen: Seid irgend Jemand irgend etwas schuldig, nur nicht die Liebe. Doch nein, der Apostel ist im Rechten, denn siehe, wir können nie mit der Abtragung der Interessen, geschweige des Kapitals der Liebe, womit wir von Gott geliebet sind, fertig werden. Und ob wir heute unsern Nächsten geliebet, wie uns selbst, zu seiner Rettung, zu seinem Heil alles gethan, was wir konnten, so sind wir ihm morgen dasselbe wieder schuldig."

Fürwahr köstliche, beherzigenswerthe Worte das! Nur sagte Referent nichts davon, wie es sich mit dieser Liebe vertrage, wenn Consistorien seiner Kirche Solche, welche diese Liebesschuld gegen ihre Nächsten abtragen wollen, mit Gewalt davon abhalten, dieselben wohl gar mit Geld- oder Gefängnißstrafe belegen, oder darob aus dem Lande verweisen. Es wäre freilich wohl auch einem Dr. Hengstenberg schwer geworden, dieses zusammen zu reimen. Er hätte wohl, wie in Gellert's Fabel jener Edelmann dem Bauer gegenüber ausgerufen: „Ja, das ist ganz was Anders!"

Meine Brüder meinten jedoch, ich solle in Bremen nicht nur genießen, sondern auch arbeiten helfen; sandten mich daher nach Bremerhafen, daselbst den Rest der Woche, sowie über Sonntag zu wirken, vornehmlich unter den Auswanderern Tractate zu vertheilen und ihnen zu predigen. Hier war ich aber erst so recht in meinem Elemente wieder und genoß selige Stunden.

Als ich aber in nächster Woche wieder in meine Heimath zurückkehrte, schien mir's, obgleich es dem Hochlande zuging, als ob die Atmosphäre immer schwerer würde. Doch je mehr Beklommenheit mein Herz beschleichen wollte, je mehr war mein treuer Reisegefährte. Br. Bauerfeind, beflissen, mir Muth einzuflößen und mich aufzumuntern. Ich theilte ihm unsere kürzlich gemachten, traurigen Erfahrungen, sowie meine Besorgnisse mit. „Es dünkt mich öfters," sagte ich ihm, „als ob der Herr es meinen Gegnern zulassen wollte, alle Thüren gegen mich zu verschließen und mir wird am Ende nichts übrig bleiben, als wieder nach Amerika zu gehen." „Mein lieber Bruder," erwiderte er, „da

denken Sie ja nicht daran. In Amerika giebt es Arbeiter genug; aber wir haben Sie hier nöthig. Befolgen Sie doch meinen Rath, schicken Sie Ihre Habseligkeiten hinüber, damit man Ihnen hier nichts mehr abnehmen kann und dann predigen Sie in Gottes Namen fort. Und wenn man Sie vor Gericht und in's Gefängniß führt, predigen Sie diesen Amtsleuten und Gerichtsdienern. Diese Herren haben Bußpredigten so nöthig, als andere Sünder, zumal sie doch selten das Gotteshaus besuchen. Wir wollen Ihnen helfen," fuhr er fort, „so viel wir können. Wir werden Ihre Verfolgungen und Mißhandlungen veröffentlichen und diese Herren werden sich ihrer Handlungen schämen müssen. Seien Sie versichert, solch' schmachvolles Verfahren kann zu unserer Zeit in Deutschland nicht mehr lang fortdauern und man wird ihnen bald Freiheit gewähren." Und Br. Bauerfeind blieb seinem Wort auch treu. Er hat uns geholfen, soviel er immer konnte; hat auch meine Erlebnisse in seinem Perlenbächlein, eine Monatsschrift im Interesse seines Rettungshauses herausgegeben, und wo sich ihm sonst Gelegenheit darbot, veröffentlicht.

Als ich endlich am 22. September 1852 wieder daheim ankam, hatte man mir viele Neuigkeiten der mannigfaltigsten Art mitzutheilen. Die Brüder hatten zwar ungestört Versammlungen halten können und der gnädige Gott hatte sich auch reichlich zu ihnen bekannt, hatte ihre Arbeit gesegnet, doch war Br. Zschiegner bereits vor das Amt in Neustadt a. O. belangt und war genau darüber verhört worden; ebenso hatte mein Bruder eine Vorladung von demselben Amt empfangen. Und als er nach einigen Tagen

dahin kam, wurde er eben so genau auf's Korn genommen und wurde auf's strengste verhört. Unter Anderem wurde er befragt: Ob ich meinen Aufenthalt bei ihm haben müsse, wie er die Versammlungen leite, aus welchen Büchern gesungen und gelesen würde, zu welchem Endzweck er Versammlungen halte, ob er dafür bezahlt werde u. s. w. u. s. w. Doch wurde vor der Hand der Brüder Wirksamkeit durch keinen Gesetzerlaß verpönt.

Meiner aber wartete bei meiner Ankunft daheim eine vom hochlöbl. Bezirksdirektor Müller eingegangene Strafforderung, dahin lautend, daß ich für 7 Versammlungen, welche ich trotz seines Verbotes abgehalten, 70 Thaler pr. cour. Strafe ohne Weiteres zu zahlen habe. War nun auch der hochlöbl. Bezirksdirektor — freilich wohl ohne Wissen und Willen — in soweit gnädig mit mir verfahren, indem er mir nicht all' meine Vergehungen gegen sein Verbot aufgezählt und zu Schulden gelegt hatte, so schien mir doch seine Forderung zu groß und ich konnte mich mit der Bezahlung nicht zu der geforderten Eile entschließen. Belief sich ja mein ganzer Jahresgehalt nur auf die runde Summe von $100, oder circa 139 Thaler pr. cour. Nach Bestreitung meiner Reisekosten und dem, „was sich sonst zutrug," blieb davon aber nicht viel für mich selbst übrig, geschweige noch 70 Thaler für meinen Großherzog. Daher suchte ich sogleich am nächsten Tage hierüber Rath bei unserm Rechtsgelehrten in Berga. Dieser aber schüttelte bedenklich den Kopf darob, ihm war es unerklärlich, wie der hochlöbl. Bezirksdirektor die Rechte könne anders auffassen und deuten, als er gethan habe; er meinte, da müsse sicherlich irgendwo ein Mißverständniß obwalten.

Herr Hahnemann erbot sich, sogleich eine Erörterung und Appellation auszufertigen, diese besagtem hochlöbl. Bezirksdirektor zuzusenden, mit dem Ersuchen, falls er sie nicht genehmige, dieselbe dem Ministerium in Weimar vorzulegen. Allein der hochlöbl. Bezirksdirektor verstand sich weder zu dem Einen, noch zu dem Andern, sandte mir hingegen am 5. Oct. eine Anmeldung zu, dahin lautend: Falls ich binnen 14 Tagen die besagte Strafforderung nicht entrichten werde, er die Sache dem Staatsanwalt zur Untersuchung übergeben werde.

Auf dieses hin ertheilte mir unser Anwalt in Berga den Rath, sogleich nach Weimar zu reisen, um wo möglich meine ganze Angelegenheit Sr. Königlichen Hoheit, dem Großherzog, persönlich vorzulegen. Und indem Dr. Jacoby dieses auch für's Beste hielt, machte ich mich am 7. October auf den Weg, reiste aber über Leipzig, um vorerst noch den Rath Dr. Schellwitz's einzuholen. Doch dieser rieth mir entschieden davon ab, indem er erklärte: „Dies ist offenbar Ihr letzter Schritt und diesen jetzt bereits zu thun, wäre verfrüht. Wir haben eben erst die Eingabe an das Cultusministerium eingereicht; müssen nun vorerst den Bescheid desselben abwarten. Zudem könnten Sie sich nicht, die Minister umgehend, an den Großherzog wenden; der hohe Herr würde Sie kaum genügend anhören, würde Ihnen sicherlich ohne seinen Ministerrath keinen Bescheid ertheilen. Was nun die Strafforderung Ihres Bezirksdirektors betrifft, will ich Ihnen sogleich eine Bittschrift um Straferlaß an die Regierung in Weimar ausfertigen. Das ist meines Erachtens Alles, was vor der Hand nöthig ist und was geschehen sollte."

So sehr nun der Rath dieses letzten Doctors auch meine Pläne durchkreuzte, so fiel er doch am schwersten in die Wagschale und gab der Sache, und auch mir, wieder eine andere Wendung. Auf meinem Heimweg aber hatte ich Gelegenheit darüber nachzudenken, wie gewaltig große Geister doch oft differiren.

Vierzehntes Kapitel.

„Und die Gewalt'gen heißt man gnäd'ge Herrn;"
Ob sie oft nur Gewalt, nicht Gnade üben —
Kann man sie gleich nicht achten, sie nicht lieben,
Man bückt sich tief, grüßt freundlich sie von fern, —
So forderts eben Anstand, Sitte dieser Welt —
Ganz anders ist's in Gottes Reich bestellt!
Nur Herzensredlichkeit gilt hier, nicht leerer Schein,
Und wer der Größte ist, muß Aller Diener sein.

„Fasset eure Seelen in Geduld!" war von nun an ganz besonders meine Parole. Auch die Regierung in Weimar schien es darauf abgesehen zu haben, mir Gelegenheit zu geben, mich in dieser christlichen Tugend zu üben; denn ihr erster Bescheid auf meine Bittschriften ließ bis den 28. November 1852 auf sich warten. Und siehe, als derselbe ankam, war er dahin lautend: „Das Cultusministerium habe mein Gesuch, als Prediger der Bischöflichen Methodisten Kirche außerkirchliche Versammlungen halten zu dürfen, wenn auch unter Regulirung und Aufsicht staatskirchlicher Behörden, nicht berücksichtigen können; es habe daher bei dem Beschluß des hohen Kirchenraths und der Strafandrohung des Staatsministeriums zu verbleiben." Während mir auf die Bittschrift, um Erlaß genannter Strafforderung, der Bescheid wurde: „Se. Kö-

nigliche Hoheit, Karl Friedrich, Großherzog zu Sachsen-Weimar-Eisenach ꝛc. habe geruhet besagte Strafforderung von 70 auf 40 Thaler pr. Cour. zu reduciren, doch müsse solche binnen vierzehn Tagen einbezahlt werden." Dieser letztere Bescheid war nun so unveränderlich, als ein Perser und Meder Gesetz geworden; ich zahlte deshalb, um fernere Unannehmlichkeiten sowie Unkosten zu sparen, unter Protest diese Summe.

Somit war ich denn, was das Predigen anbelangte, in meiner Heimath so ziemlich mundtodt gemacht. Es hatten zwar wie erwähnt in den angrenzenden Ländern Reuß die beiden Fürsten von Greiz und Schleiz „geruhet," mir für jede Predigt acht Tage freie Kost und Herberge anzubieten, während Se. Königliche Hoheit, mein Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach zehn Thaler pr. Cour. dafür forderte; doch war leider das fürstliche Anerbieten der großherzoglichen Forderung nichts weniger denn vorzuziehen.

Hatte man aber auch nun den Einen so ziemlich zum Schweigen gebracht, so fingen einige Andere dafür laut zu rufen an. Besonders mein Bruder Friedrich, welcher, so lange ich möglicher Weise wirken konnte, sich immer zu entschuldigen suchte; doch, als nun die Noth an den Mann ging, ward er wirklich kühn, verließ selbst Haus, Hof und Aecker und predigte das Evangelium. Gegen diese Brüder ist man auch nie ganz so hart verfahren. Man bemitleidete sie mehr als Verführte, während man gegen den Verführer keine Barmherzigkeit kannte.

Freilich ganz stille sein und etwa bloß zuschauen, das konnte, das durfte ich ja nicht. Hatte ich schon fleißig Hausbesuche gemacht, Tractate vertheilt, Bibeln und an-

dere religiöse Bücher verkauft, so war dieses nun meine Hauptbeschäftigung. Dem durfte ich denn auch noch in meinem Vaterlande, sowie im Auslande, mit Ausnahme der beiden Reußischen Amtsbezirke, aus welchen ich verwiesen war, so ziemlich ungehindert obliegen. Im Königreich Sachsen jedoch mußte ich dabei stets auf der Hut und in Eile sein, da fast immer sogleich ein Gendarm auf meiner Fährte war. Glücklicher Weise kam mir aber keiner hier nahe genug, um meine persönliche Bekanntschaft zu machen; sie mußten sich immer nur mit dem Nachjagen und Nachsehen begnügen.

Auch bei dieser Beschäftigung machte ich Erfahrungen der mannigfaltigsten Art. Fand ich doch in allen Ortschaften eine Anzahl Familien, in einer sogar zwanzig, welche keine Bibel in Besitz hatten, und diese waren meist so arm, konnten beim besten Willen auch keine kaufen. Mit welcher Freude vernahmen sie daher meine Mittheilung, die Bibelgesellschaft habe mich berechtigt, ihnen eine solche zu schenken. Von Vielen wurde dieses Geschenk wirklich mit Freuden- und Dankesthränen als ein köstlicher Schatz in Empfang genommen. Sie lauschten als auf ein Evangelium, wenn ich dann in ihrem Kreise zum ersten Male einen Abschnitt vorlas, und beugten sich mit bewegten Herzen mit mir vor dem Gnadenthrone. Derartige Erfahrungen versüßten denn auch die bitteren, welche ich öfters zu machen hatte, indem mich Aufgeklärte, Gebildete (?), gewöhnlich von der wohlhabendern Klasse, als Landstreicher, Verführer u. s. w. titulirten und mir ohne Weiteres das Loch zeigten, welches der Zimmermann gelassen habe.

Am 19. Nov. 1852, als am Buß- und Bettag der Reußischen Lande, konnte ich dem Verlangen, ein Mal nach Langenwetzendorf zu gehen, doch nicht widerstehen. Dies war freilich eine Ortschaft, zu dem mir verpönten Amtsbezirk Hohenleuben gehörig. Doch ich wünschte Pastor Schenderlein bei dieser Gelegenheit zu hören, sowie wenn möglich einige Besuche zu machen. Der Gottesdienst begann freilich auch schon Morgens sieben Uhr und es galt an die neun Meilen dahin zu marschiren; doch das Sprichwort: „Lust und Liebe zu einem Ding macht alle Müh' und Arbeit gering," bewahrheitete sich auch hier. Und ich wurde reichlich für meine Mühe belohnt — wurde in keiner Weise in meinen Erwartungen getäuscht. Der Mann Gottes redete über den unfruchtbaren Feigenbaum im Weinberge und zwar mit großer Klarheit und Salbung. Mir jubelte dabei das Herz im Leibe und ich flehte zu Gott, dieses Wort in der überfüllten Kirche ein- und durchschlagen zu lassen. Doch während ich mich so an dem Worte des Lebens nach Herzenslust labte, schaute ich einmal umher zu sehen, welchen Eindruck dasselbe auf die große Versammlung mache — siehe, da erblickte ich den Gendarm nebst zwei Soldaten und meinte, sie hätten ihr Augenwerk auch auf mich gerichtet. Nun glaubte ich mich sogleich ganz sicher in den Händen dieser Sicherheitsaufseher, sah mich im Geiste schon in ihrer Begleitung nach „No. Sicher" abmarschiren, machte mir somit die bittersten Vorwürfe über meine Unvorsichtigkeit, mit der ich wieder in die Falle gegangen und wodurch ich unsern Feinden nur ein Gaudium, dem Werke Gottes aber Schaden bereitet habe. Als ich aus der Kirche ging, erwartete ich nichts Anderes,

als vor der Thür in Gewahrsam genommen zu werden. Doch wie erstaunte ich, wie frei athmete ich auf, als ich mich daselbst vergeblich nach blanken Knöpfen umsah und auch dies Mal, wie andere Menschenkinder, unbehelligt abziehen durfte! Ich dankte Gott, faßte neuen Muth und besuchte hierauf, meinem ersten Plane gemäß, die Familie Pucklitsch; weil ich vernommen hatte, dieselbe sei nach dem Herrn verlangend und ein Besuch von mir sei ihr willkommen. Welch' angenehme Ueberraschung wurde mir aber hier erst zu Theil! Fast alle Glieder dieser Familie, bestehend aus den Eltern, zwei erwachsenen Söhnen sowie einer Tochter, fand ich fast gleich hungernd und dürstend nach Gerechtigkeit. Welch' eine Lust war es, ihnen das Brod des Lebens zu brechen, denn sie nahmen's Einem mit Begierde gleichsam aus den Händen. Wir hatten eine herrliche Bekenntniß- und Betstunde mit einander und mir war's, als könnte ich die Engel Gottes über diesem Hause jauchzen hören. Als ich nun vernommen, wie sie alle, sonderlich aber der Vater, so reichlich getröstet worden und ich mich unter den herzlichsten Segenswünschen verabschiedet hatte, da wußte ich auf meinem Heimwege vor Beschämung und Dankbarkeit kaum was zu sagen. Wie hatte doch der Herr an diesem Tage wieder ein Mal meinen Kleinglauben so zu Schanden gemacht und seine Gnade geoffenbart! Und noch ahnte ich zu der Zeit nicht, der Herr habe diese beiden Brüder Pucklitsch erkoren, werde sie bald darauf zu Menschenfischern berufen und zwar den jüngeren Ernst als Reiseprediger hinaus zu fahren auf die Höhe, um das Netz auszuwerfen und oft gar große Züge zu thun, während der ältere, als Geselle näher

dem Ufer weilend, um auf jeglichen Wink bereit, am Netze ziehen und die Schiffe füllen zu helfen.

Am 6. November 1852 erfreute uns denn Dr. Jacoby wieder mit einem Besuch. Selbstverständlich wagte er es auch dies Mal nicht, viel im Oeffentlichen zu wirken, doch durch seinen Rath und Trost, welchen er sonderlich den Führern ertheilte, durch seine Besuche hin und wieder, sowie durch die außerordentlichen Bekenntnisse, welche er in Klassen ablegte, wurde er uns, wie immer, zum reichen Segen.

Ueberhaupt wurde wohl noch zu keiner Zeit und an keinem Orte ein Vorstehender Aeltester mit mehr Freude empfangen, wurde mehr in Ehren gehalten, und wirkte mehr im Segen, als Dr. Jacoby der Zeit in Sachsen. Er kam daher auch gerne und so oft als thunlich zu uns, obgleich er sich öfters nicht ganz behaglich bei uns fühlte, denn er hatte einen starken Abscheu vor unsern Gefängnissen. Dieses Letztere bekundete er sonderlich bei diesem Besuche. Sobald er zu uns gekommen, theilte ich ihm mit: „Horch, unser hochlöbl. Bezirksdirektor hat verlauten lassen, Dir dies Mal Gelegenheit zu geben, eines unserer Gefängnisse inwendig zu besehen und Dir darinnen eine Zeit lang freie Herberge nebst Kost zu gewähren." „Das wird er hübsch bleiben lassen," antwortete Jacoby energisch, „ich habe meinen amerikanischen Paß!" „Was kümmern sich diese Herren um Deinen Paß," fuhr ich fort, „haben sie mich nicht schon öfters sammt meiner Paßkarte arretirt und zwei Mal sogar in's Loch gesteckt?" „Mein Lieber," entgegnete er, „es ist aber auch ein gar großer Unterschied zwischen Deiner weimarischen Paßkarte und meinem ame-

rikanischen Paß. Diesen respectirt man in aller Herren Länder und läßt mich passiren. Hat mich doch bei meinem vielen Reisen durch ganz Deutschland bis jetzt nur ein einziges Mal ein Polizist in Magdeburg arretiren wollen. Dieser forderte mich auf, da er meinen Paß nicht lesen, deshalb nicht als Legitimation anerkennen könne, ihm auf's Polizeiamt zu folgen. Als ich ihm aber auf dem Wege dahin erklärte, seine Unwissenheit, weshalb er meinen Paß nicht anerkenne, werde ihm theuer zu stehen kommen; denn wenn sich meine Legitimation als richtig erweise, so würde ich mich sogleich an den amerikanischen Gesandten wenden, würde durch ihn für Ehrenkränkung, sowie für Schaden Genugthuung fordern, so ließ er mich ohne Weiteres wieder laufen."

Doch nach einer Weile trat Dr. Jacoby zu mir, mit der Bitte: „Höre 'mal, Du magst die Güte haben, zum Bürgermeister zu gehen, ihm meinen Paß vorzuzeigen und mich anzumelden." Und als ich diesem sodann die Meldung machte: „Herr Jacoby ist wieder bei uns angekommen, gedenkt ungefähr eine Woche bei uns zu verweilen und sendet Ihnen hiermit zur gefälligen Einsicht seine Legitimation," so warf sich der hochlöbl. Bürgermeister in seine ganze Amtswürde, setzte sich an sein Schreibpult, entfaltete auf demselben mit ernster Miene den amerikanischen Paß und musterte ihn mit polizeilichem Scharfblick in allen Orten und Enden. Dieser in englischer Sprache geschriebene Paß erschien meinem Bürgermeister nun freilich wie „böhmische Dörfer," doch denselben wieder zusammenfaltend, sagte er: „Schon recht — Alles in Ordnung. Sie können den Paß bei mir liegen lassen,

bis Herr Jacoby wieder abzureisen gedenkt." Schon recht — Alles in Ordnung, dachte auch ich und trabte in aller Gemüthlichkeit wieder heim. So dachte aber leider Jacoby nicht, denn als ich ihm auf die Frage: „Wo hast du meinen Paß?" den Hergang der Sache mittheilte, ließ er sich allen Ernstes vernehmen: „Was hat der Bürgermeister mit meinem Paß zu schaffen? Derselbe ist bereits zurück nach Bremen visirt. — Augenblicklich gehst Du und holst meinen Paß zurück." Und da half kein Dreinreden, da konnte keine Ruhe werden; ich mußte sogleich „Kehrtum" machen, mußte wieder nach Waltersdorf traben und den Paß zurückbringen.

Als wir nun einige Tage später einmal in unserm Familienzimmer in angenehmer Unterhaltung beisammen saßen, sah ich den Gendarm über dem Fluß drüben zu uns kommen und sagte zu Dr. Jacoby: „Sieh' hier, jetzt kommt Dein Geleitsmann. Nun kannst Du dich reisefertig machen." Als auch er denselben erblickt hatte, sagte er so ruhig er konnte: „Der wird's bleiben lassen mich zu arretiren;" doch zog er sich auf seine Stube zurück. Während nun der Fährmann den Gendarm über den Fluß setzte, ging ich ihm bis hinaus vor das Thor entgegen. Hier überreichte er mir, wie ich so halbwegs erwartet hatte, wieder eine gerichtliche Vorladung, worauf er sich ohne Weiteres wieder verabschiedete. Ich ging aber sogleich ins Haus, stampfte in militärischer Weise die Treppe hinauf und klopfte an die Thür. „Herein!" rief Dr. Jacoby mit ernster Stimme und als ich die Thür öffnete, saß er am Tische, seinen amerikanischen Paß vor sich ausgebreitet wie ein Geharnischter, zur Vertheidigung gegen jegliche

Angriffe des Feindes bereit. Daß es nun meinerseits ein herzhaftes Gelächter abgab, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Beinahe hätte auch Jacoby mir ob des gelungenen Streichs beigestimmt, doch um seiner Würde nichts zu vergeben, suchte er, so gut es ging, ein wenig zu schelten. Wirklich, Dr. Jacoby war im Rechten, man ließ ihn auch dies Mal unangetastet passiren. Ja, der Reisepaß eines Amerikaners wird im Auslande respectirt. Doch, wer sähe hierin nicht eine Aehnlichkeit mit des Christen Pilgerreise durch diese Welt? Kann dieser nur in Wahrheit sagen: „Ich bin beides dein Pilger und dein Bürger;" hat er als solcher seinen Bürgerschein, welcher ihm gleichzeitig als Reisepaß dient; dieses Zeugniß seiner Kind- und Erbschaft Gottes, ausgestellt vom Gerichtsschreiber des Himmels, dem heiligen Geiste, unterzeichnet vom Könige aller Könige und versiegelt mit dem Blute des Sohnes Gottes, so sitzt er unter dem Schirm des Höchsten und bleibt unter dem Schatten des Allmächtigen. Und was gilts, ob auch dieser Reisepaß des Christen in einer, der Welt unverständlichen Sprache geschrieben ist, sie nichts davon vernimmt, ja ihr als Thorheit gilt, hält er denselben nur fest, hält dessen Siegel rein, so ist keine Kreatur im Stande ihm zu schaden, ihn zu scheiden von der Liebe Gottes oder ihn auf seiner Reise aufzuhalten. Im Gegentheil Alles wird, selbst seine Feinde werden, auch wider Willen, ihm zum Besten dienen müssen.

Schon im ersten Jahre meiner Wirksamkeit machte ich nähere Bekanntschaft mit dem Rittergutsbesitzer von Waltersdorf, Herrn Ernst von Posern, welcher gleichzeitig Besitzer vom Schloß Pulsnitz bei Dresden und als solcher

Mitglied der ersten Kammer des sächsischen Landtages war. So oft derselbe in Waltersdorf weilte, lud er mich zu Abendbesuchen ein, wobei wir öfters bis in die späte Nacht die angenehmste Unterhaltung hatten. Auch in ihm lernte ich einen ächten Edelmann kennen. Er erkannte die Schäden unseres Volkes wohl, beklagte besonders, daß auch der deutsche Adel nur zu viel den Glauben der Väter verlassen habe und in aller Demuth bekannte er sich selbst zu dieser Klasse. Unser Missionswerk interessirte ihn sehr, er versprach seinen Einfluß dafür zu gebrauchen und doch fehlte ihm der Muth und die Kraft, entschieden auf die Seite des Herrn zu treten.

Jetzt sollte ich aber auch die nähere Bekanntschaft eines ächten deutschen Barons, des Domherrn von Zehmen, machen. Derselbe schrieb an mich:

„Mein lieber Herr W—! Ihr unermüdliches Streben für das Seelenheil ihrer Mitbürger und die guten Erfolge, womit dasselbe schon so vielfach belohnt worden ist, haben schon längst auch mein Vorurtheil gegen Sie bekämpft. Ich möchte Ihre persönliche Bekanntschaft machen und bitte Sie, mich einmal zu besuchen, wenn Sie wollen. Wenn Sie übermorgen Zeit haben und Ihnen vier Uhr nicht zu spät zum Mittagessen ist, so sind Sie herzlich willkommen. Es wird noch ein anderer Herr bei mir sein, welcher ebenfalls Ihre Bekanntschaft zu machen wünscht.

Ew. Wohlgeboren ergebener Hans v. Zehmen.

Markersdorf, den 14. Nov. 1852.

Der Bediente, welcher mir diesen Brief überbrachte, deutete mir an: „Aber, wenn Sie zu unserm gnädigen Herrn

kommen, halten Sie ihm nur eine tüchtige Bußpredigt — der hat's nöthig und wenn Sie den bekehren können, wird's Ihnen die ganze Umgegend Dank wissen. Aber um des Himmels willen verrathen Sie mich nicht."

Als ich dann am bestimmten Tage zum gnädigen Herrn kam, traf ich mit seinem Pastor, Herrn Oberpfarrer Ackermann aus Berga, zusammen. Welcher von uns Beiden am meisten überrascht war, wäre wohl schwer zu sagen gewesen. Hatte sich doch der gute Mann, wie bereits erwähnt, auch im Feldzuge gegen mich ernsthaft betheiligt, ja wohl als Hauptmann Dienste gethan. Hatte er ja gleich am Anfange mit über Gamaliels Rath gepredigt und war er es ja gewesen, welcher im Eifer sich hatte hinreißen lassen, unserem Werke „ein Schrecken mit Ende" zu prophezeien. Doch sobald wir uns hier begegneten, durchblickten wir auch sogleich den Plan unseres gnädigen Herrn Gastfreundes und ein jeder von uns beschloß wohl bei sich selbst: es soll ihm doch bei dieser Gelegenheit das Gaudium eines Zweikampfes nicht werden. Wir unterhielten uns demgemäß so gemüthlich, als die Verhältnisse es nur erlaubten. Man wünschte von mir hauptsächlich Mittheilungen über die Einrichtungen, die Landes- und Lebensverhältnisse Amerika's zu vernehmen. „Meine Herren!" fiel dabei der Domherr einmal ein, „ich gestehe Ihnen, diese herzliche Freimüthigkeit der Amerikaner hat etwas Anziehendes auch für mich. Es hat mich wirklich öfters schon der Wunsch beschlichen, Land und Leute 'mal in Augenschein zu nehmen. Glaub' zwar nicht, daß ich mich daselbst daheim fühlen könnte; dünkt's mich doch, die Freiheit werde da drüben sehr oft mißbraucht und arte in Roheit

aus. Aber ich gestehe Ihnen offen, die heuchlerische Etikette in unserm Lande ist mir auch oft ganz entsetzlich zum Ekel. Wenn ich z. B. draußen reite und es begegnet mir solch' ein Heuchler, der wohl schnell den Hut abnimmt und bei den elegantesten Bücklingen: Schön guten Morgen, schön guten Morgen, gnädiger Herr! mir grüßend zuruft, während ich überzeugt bin, er denkt in seinem Herzen: Hol' Dich der ——, Du Hallunke. — Na, ich sage Ihnen, da würde ich lieber durch einen Fluß sprengen, als einen solchen Menschen zu passiren." — Und nach einer Weile unterbrach er die eingetretene Pause: „Glauben Sie das nicht, Herr Oberpfarrer?" Der Angeredete aber erwiderte würdevoll: „Allerdings ist es zu bedauern, daß die uns Deutschen doch eigene und von uns so gerühmte Biederkeit zu unserer Zeit, bei Hohen und Niederen, vielfach abhanden gekommen ist."

Ueber der Tafel, wo es bei solch' hohen Herrschaften ja immer hinreichend Zeit zu Unterhaltungen giebt, wünschte der gnädige Herr sodann von mir zu vernehmen, wie und warum ich eigentlich Methodist geworden sei. Und als ich in meiner Erzählung dahingekommen, wie ich als mühseliger und beladener Sünder endlich durch den Glauben an Jesum Christum Vergebung und Frieden erlangt habe, so unterbrach er mich plötzlich: „Erlauben Sie, Herr Wunderlich. Ist es denn wirklich möglich, Herr Oberpfarrer, daß ein Mensch so plötzlich bekehrt werden kann?" Diese Frage brachte den Angeredeten allerdings nicht wenig in die Klemme, doch fand er bald einen rationalistischen Ausweg und nachdem er sich etwas geräuspert hatte, antwortete er: „Allerdings ist der Entschluß zur Umkehr

des verlorenen Sohnes: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen — und wir mögen somit sagen, die Bekehrung des Sünders zu Gott — das Werk eines Augenblicks." Und selbstzufrieden mit seiner Erklärung, ließ er sich's hierauf wieder besser schmecken. „Ganz recht, Herr Oberpfarrer," fuhr ich fort, „aber ebenso ist dann die Vergebung des Vaters und die Wiederaufnahme des verlorenen Sohnes, d. i. wenn uns Gott um Christi willen all' unsere Sünden vergiebt und uns durch seinen Geist zu seinem Kinde erneuert, was doch zur Bekehrung gehört, ebenso das Werk eines Augenblicks." „Allerdings auch dieses," willigte der Herr Oberpfarrer ein, welcher eben gar zu gerne heute eine Collision vermied und nur froh war, als ich in meiner Erzählung fortfuhr.

In wie weit unsere Unterhaltung diesen Herren zum Segen wurde, weiß freilich wohl Gott allein; doch wurde ich später noch einige Male vom gnädigen Domherrn zum Besuchen eingeladen, auch las er, wie er mir mittheilte, einige meiner Bücher mit großem Interesse. Gleichzeitig bat mich der Herr Oberpfarrer freundlichst, bald bei ihm vorsprechen zu wollen. Allerdings mußte er bei meinen Besuchen, dringender Amtsgeschäfte wegen, unsere Unterhaltung gewöhnlich sehr abkürzen, indem er die Fortsetzung derselben seiner vortrefflichen Gattin überließ, welche es denn auch ausgezeichnet verstand, als Vermittlerin einzustehen. So sagte sie z. B. einmal: Sie dürfen nicht glauben, wir seien dem Pietismus entschieden abhold. Haben wir doch unsere beiden Töchter nach Ebersdorf in die Anstalt der Brüdergemeine gesandt und sind sehr zufrieden damit. Wir sind überzeugt, diese Anstalt ist

ausgezeichnet für Mädchen. Sie genießen daselbst allseitigen Unterricht, sowie überhaupt eine gute Erziehung."

Bei einem andern Besuch aber sagte sie: „Da sehen Sie, ich habe viele Ihrer Traktate gesammelt und habe sie meist mit Interesse gelesen, glaube auch, daß Sie mit der Vertheilung derselben unter dem Volke viel Gutes thun. Nun Sie wissen," fuhr sie dann fort, „ich bin auch geistlich — aber so fromm, wie Sie die Leute machen und haben wollen, bin ich freilich nicht. Ich meine eben, man könnne auch unschuldige Vergnügungen in der Welt genießen — kann z. B. nicht einsehen, in wiefern ein anständiges Tänzchen geradezu sündlich sei." — „Das glaube ich Ihnen gerne, Frau Oberpfarrer," entgegnete ich, „und Sie wissen ja, ich war früher derselben Meinung — hab ja manches anständige Tänzchen selbst mit Ihnen genossen. — Sehen Sie, so lange man noch nicht die Erneuerung des Herzens erfahren hat, so ist eben die Welt mit ihrer Lust unser Element und man kann ihr nicht entsagen. Kehrt aber der Heiland in unserm Herzen ein, wird dasselbe durch seinen Geist erneuert, so haben wir dann eine ganz andere Gesinnung, anderes Verlangen und andere, weit höhere, seligere Genüsse. Thatsache ist's auch, diese weltlichen Vergnügungen sind im Grunde nicht so unschuldig als sie scheinen und als wir sie, so lange wir sie eben lieben, zu halten suchen. Wir können gewiß nicht leugnen, daß dieselben zu sündlichen Gedanken und Begierden reizen und somit oft zu sündlichen Thaten aller Art führen; noch daß unser Herz im besten Fall nach dem Genusse derselben unaussprechlich leer, oft sogar verdammlich und elend fühlt. Wie gar anders sind dagegen die

Genüsse, welche ein Kind Gottes im Umgange und Dienste seines Gottes hat. Diese sind veredelnd und wahrhaft beseligend für das Herz. Glauben Sie mir, liebe Frau Oberpfarrer, ich habe jetzt weit mehr und seligeres Vergnügen in Gott, als ich früher in der Welt hatte; habe Genüge in Gott und lasse der Welt gerne das Ihre." Die gute Frau, welche mir aufmerksam zugehört hatte, schien bewegt und erwiderte: „Nun, das mag sein, da kann ich eben noch nichts aus Erfahrung reden."

Waren aber meine Unterhaltungen mit Herrn Oberpfarrer selbst auch nur kurz und bündig, so war doch von Stund an Waffenstillstand zwischen uns zu Stande gekommen, ja, er hatte später gelegentlich z. B. bei Leichenpredigten manches Rühmliche von unserm Missionswerke zu sagen. Und war ja sogar die oben berichtete Leichenrede unserer seligen Mutter, sowie eine andere beim Tode eines Kindes meines Bruders Friedrich so schöne, kräftige Zeugnisse dafür, daß Letzterer dieselben im Druck erscheinen ließ.

Fünfzehntes Kapitel.

Gottes Volk, wo fliehst du hin, wenn Trübsal dich befällt —
Zu den Mächtigsten, den „Allergnädigsten" der Welt?
Du suchst Menschenhülfe, die kein nütze — das fern!
„Wahrlich Israel hat keine Hülfe, denn am Herrn."
Und zu seinem Throne führt ein offnes Thor,
Er neigt deiner Bitte gern sein gnädig Ohr;
Helfen kann und will er — sei voll Zuversicht,
Größer, als der Helfer, ist die Noth ja nicht.

Wohl hatte ich als Colporteur hinreichende Beschäftigung; durfte auch, wie bereits erwähnt, hie und da wahrnehmen, daß meine Arbeit nicht vergeblich war, doch fand ich in meinem jugendlichem Eifer keine völlige Befriedigung darin. Ueberblickte ich eben das so große zur Ernte reife Feld und sah, wie wenige der Arbeiter noch waren, so brannte es wie ein verzehrend Feuer in meinem Innern; ich konnte mich mit bloßer Handlangerarbeit nicht zufrieden stellen und griff so, nothgedrungen, trotz aller Verbote öfters mit vollem Ernste mit an. Doch fürchtete ich dann auch wieder, dadurch den Gegnern Veranlassung zu geben, die Banden noch enger zu ziehen und somit dem Werke des Herrn mehr zu schaden als zu nützen. Da konnte ich in Wahrheit öfters singen: „Wie lange und schwer wird die Zeit."

Es trieb mich daher wieder nach Bremen, um über Weihnachten und Neujahr den Brüdern daselbst in der Ernte zu helfen. Hier wurde ich denn auch mit Freuden aufgenommen und konnte volle Arbeit thun. Mit der kleinen Gemeinde in Bremerhafen genoß ich ein reichlich gesegnetes Weihnachtsfest. Als ich aber am Abend des 27. Dec. 1852 für Br. Nülsen eine Bestellung drei Meilen von Bremen bediente, wurde ich durch die Ankunft zweier Husaren in der Versammlung nicht wenig beunruhigt, fürchtete ich doch, man möchte mit mir als Ausländer auch hier kurzen Prozeß machen. Und als vollends nach dem Schluß des Gottesdienstes einer dieser Ordnungshalter zu mir vor kam, da dachte ich: Nun hats wieder geschellt. Glaubte mich schon wieder nach meinem Sachsen Lande versetzt; wenigstens ich werde jetzt in Sicherheit genommen, um bald darauf unter sicherm Geleite daselbst anzukommen. Doch als dieser blankbeknöpfte Herr mich ganz zuvorkommend fragte: „Herr Pastor, wünschen Sie, daß Einer von uns Sie nach Bremen begleite?“ Und nachdem ich dieses freundliche Anerbieten dankend abgeschlagen hatte, er mir vermeldete: „Es hat eben hier einige Mal Störung stattgefunden und man hat dem Pastor gedroht, deshalb sind wir vom Stadtrath beordert Ruhe zu halten und Sie in Schutz zu nehmen,“ — wie war ich da erstaunt ob des großen Abstandes zwischen der freien Reichsstadt Bremen und unserm historischen, sonst so lieblichen Sachsen Lande. Ich konnte nicht umhin auf meinem Heimwege brünstig zu flehen: „Ach, daß doch die Hülfe aus Zion auch dort über sein Israel komme und der Herr sein gefangenes Volk erlöse!“

Am Sylvester Abend hatten wir eine besonders gesegnete Wachnacht im Kramer-Amthause. Die Brüder Riemenschneider und Jacoby predigten zu einer gedrängten und aufmerksamen Versammlung. Doch während wir hier im untern Saale Gottesdienst pflegten, wurde zu gleicher Zeit im Saale des dritten Stockwerkes ein Ball abgehalten. Wie gemischt waren daher unsere Gefühle, wenn sich hie und da durch eine geöffnete Thür unter den Schall der Posaune des Evangeliums auch der von „des Teufels Lockvögeln" mischte! Als wir aber am nächsten Morgen den Bericht vernahmen, während des erwähnten Balles sei eine junge Dame durch Blutsturz todt zu Boden gefallen, man habe aber schnell die Todte hinausgetragen, ihr Blut vom Fußboden aufgewaschen und ehe derselbe trocken geworden, wieder lustig fortgetanzt, da entsetzten wir uns unwillkürlich ob der Blindheit, mit welcher der Gott dieser Welt seine Kinder geschlagen, daß sie nicht nur über die Jahresgrenze, sondern selbst am Rande des geöffneten ewigen Abgrundes leichtsinnig dahin hüpfen können.

Die lieben Brüder überredeten mich, bis zum 20. Jan. 1853 bei ihnen zu bleiben. Und es nahm auch ihrerseits keine große Ueberredungskunst, denn mein Weilen unter ihnen war auch dies Mal ein Hochgenuß für mich. Wie innig erfreute es mich doch, hier in und um Bremen nach Herzenslust fast täglich frei reden und ungehindert wirken zu können. Was mich dabei nur schmerzte, war, ich nahm hier, wo uns die Obrigkeit völlige Freiheit und Schutz gewährte, öfters nicht den Hunger nach dem Brode des Lebens unter dem Volke wahr, wie in meinem Sachsen Lande. Dieses brachte mich sogar ein Mal in eine gewaltige

Klemme. Da sollte ich nehmlich am Donnerstag Abend den 5. Jan. im Kramer-Amthause predigen. Ich bereitete mich, wie ich's gewohnt war, für eine gemischte, große Versammlung vor; dachte hauptsächlich für Unbekehrte zu predigen. Doch in welche Verlegenheit kam ich, als ich die kleine, fast ausschließlich aus Gliedern bestehende Versammlung in dem großen Saale vor mir sah. Ich suchte einen andern Text, konnte aber in meiner Noth keinen finden. Dieses steigerte nun meine Verlegenheit zur Verwirrung, in welcher ich selbst nicht mehr die Freiheit hatte, meinen Gegenstand den Zuhörern mehr mundrecht zu machen. Ich haspelte eben, so gut es ging, meine vorbereitete Predigt ab. Ging es mir doch fast wie jenem Studenten, welcher später ein Mal „draußen in der Kapelle" zu einer Versammlung, welche aus drei Personen, nehmlich Dr. Jacoby, dessen Gattin und der Magd bestand, zu predigen hatte. Es war ein sehr stürmischer Abend, kein auswärtiger sterblicher Mensch hatte sich in der Kapelle eingefunden, doch war ja für diesen Abend Predigt ausgegeben, somit mußte auch nach derzeitiger, gewissenhafter Ueberzeugung Jacoby's gepredigt werden. Daher predigte unser Student und zwar über Markus 1, 15: „Thut Buße und glaubet an das Evangelium." Nun, welchen Erfolg er hatte und wie viel ihm seine Zuhörerschaft abgenommen, weiß ich nicht, soviel aber weiß ich, mir ging es am besagten Abend gar nicht von Statten. Meine Gefühle nach der Predigt waren rein unaussprechlich. War mir doch, als ob mir meine Zuhörer nichts abgenommen und ich noch alle Taschen voll hätte. Ich machte mich ganz verstohlen aus dem Staube. Auf dem Heimwege nun

klagte ich Br. Riemenschneider meine große Noth. Dieser aber erwiderte in seiner gemüthlichen Weise: „Nun, mein lieber Bruder, da gieb Dich nur zufrieden; Du hast heute Abend dennoch eine gute Predigt gehalten. Siehe, Du hast eben ein Mal für Deinen Wunderlich gepredigt. Das thut uns manchmal auch noth, sonst dächten wir am Ende, wir könnten es. Aber solche Predigten sind zwar bittere, doch recht heilsame Medicin für uns, indem sie uns wieder mehr zum Kreuze kriechen macht." Ein sonderbarer Trost, dachte ich — und doch war es ein Wort zur rechten Zeit. Wirklich wurde mir diese Predigt mit ihrer nachherigen Anwendung unter allen, die ich der Zeit in Bremen gehalten, am meisten zum Segen. Ist sie mir ja, so oft ich seitdem mit einer Predigt neben das Ziel geschossen habe — und das ist leider so manches Mal geschehen — fast immer wieder lebhaft in's Gedächtniß gekommen.

Meinen Brüdern daheim war doch über meiner verlängerten Abwesenheit fast die Zeit lang geworden. Sie hatten bei meiner Ankunft mir wieder Neuigkeiten der mannigfaltigsten Art mitzutheilen. Das Beste von Allem aber war: der Herr war mit ihnen gewesen und hatte ihnen gesegnete Zeiten geschenkt. Im Entgegengesetzten fand sich aber unter Anderem auch wieder eine Strafforderung von unserem hochlöbl. Bezirksdirektor vor. Der gestrenge Herr hatte es dies Mal zwar gnädig gemacht, indem er nur von zwei meiner Predigten Notiz genommen hatte, für welche er somit auf 20 Thaler pr. Cour. gerechten Anspruch machte.

Nun entschlossen wir uns, mein Bruder Friedrich und

ich, endlich allen Ernstes eine Reise nach Weimar zu machen. Auch Dr. Schellwitz rieth uns jetzt dazu. Er hatte mir eine Bittschrift an Se. Königliche Hoheit, den Großherzog von Sachsen-Weimar, ausgefertigt. Mein Bruder hingegen hatte eine von uns selbst ausgefertigte und von den Brüdern unterzeichnete Bittschrift an das hohe Staatsministerium, sowie eine andere von den Schwestern unterzeichnete an Ihro Königliche Hoheit, die Großherzogin in der Tasche. Somit waren wir mit Bittschriften wohlversehen und waren auch fest entschlossen, dieselben den respectiven Hoheiten persönlich vorzulegen.

Am 8. Februar 1853 traten wir unsere Reise per Postkutsche an. Als wir etwas nach Mitternacht vor dem Postamte in Jena ankamen, wurden wir durch ein gewaltiges Getöse aus unsern Träumen aufgeschreckt. Wir wähnten Feuerlärm zu hören und rissen schnell die Fenster der Postkutsche auf. Doch wie erstaunten wir, als wir eine Menge Studenten erblickten, welche eben eine Fastnachtprozession hielten. Sie waren alle in langen Schlafröcken, Ordenskappen und Bändern uniformirt und mit langen Tabakspfeifen bewaffnet. Voran wurde Einer am starken Seile geführt, welchem man einen Kaffeesack über den Kopf gezogen, mittelst dessen man ihm einen langen Kopf mit langen Ohren beigebracht hatte. Der Führer machte mit demselben vor unserer Postkutsche Halt und begann eine feierliche Rede. „Meine Herren, ich stelle Ihnen in diesem animal den Repräsentanten des deutschen Volkes vor. Das ist bekanntlich ein Völkerstamm, welcher weiland über die Pyrenäen herüber gekommen ist und sich an den Ufern des Rheins, der Elbe sowie der

Donau niedergelassen hat." „Erlauben Sie, mein Herr," rief ich ihm zu, „sind denn diese animalia auch nach Jena gekommen?" Der Redner ließ sich aber durch meine Frage nicht stören, sondern fuhr fort: „Dieses animal, gewöhnlich asinus genannt, zeichnet sich durch seine Geduld und Unterwürfigkeit aus, ist geeignet schwere Lasten zu tragen und hat sich als ein sehr nützliches Hausthier erwiesen." Hier rief ich lauter aus unserer Postkutsche: „Meine Herren, sind denn diese animalia auch nach Jena gekommen?" Da trat sogleich Einer, der wohl nicht so „knill" war, aus den Reihen, ergriff den Führer beim Fittig und schrie: „Du altes, bemooftes Haupt, verstehst Du denn nicht, was dieser Philister will? Vorwärts, marsch!" kommandirte er und — ab zogen diese Musensöhne mit ihrem Repräsentanten an der Spitze, ihr: Gaudeamus igitur ꝛc. anstimmend. „Nun siehe," sagte ich zu meinem Bruder, „in diesem Chor sind ja wohl auch die zukünftigen Seelsorger unseres Großherzogthums, sowie der angrenzenden Länder gut vertreten. Kein Wunder daher, daß man hier keine Methodistenprediger zu bedürfen glaubt."

Gegen Morgen kamen wir in Weimar an, erholten uns noch eine Weile und ließen uns dann, etwas nach 9 Uhr, beim Herrn Staatsminister von Watzdorf melden. Wir erhielten sogleich Audienz, wurden sehr freundlich empfangen und geduldig angehört; doch indem jetzt der liebe Mann ex officio mit uns sprach, so war er mit Aeußerungen sehr sparsam. „Ich würde Ihnen nicht rathen," sagte er unter Anderem, „bei Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzog um Audienz zu bitten. Der hohe Herr würde Sie, schon seines hohen Alters wegen, kaum zur Genüge

anhören; würde Ihnen auf keinen Fall einen Bescheid ertheilen, sondern Sie an seinen Ministerrath verweisen, ohne welchen er nichts in der Sache thun würde. Ich bin hingegen bereit, Ihre Bittschrift demselben im Ministerrath zu unterbreiten. Wir werden Ihre Angelegenheit nochmals in genaue Erwägung ziehen, doch bin ich nicht im Stande, Ihnen sonderliche Hoffnungen zu gewähren. Würde Ihnen aber anrathen, Se. Excellenz, Herrn Cultusminister von Wydenbrugk, sowie dem Herrn Kirchenrath, Dr. Dittenberger, Ihre Aufwartung zu machen."

Somit war uns denn auf ganz sanfte Weise ein Riegel vor der Thür zu Se. Königl. Hoheit dem Großherzog vorgeschoben und wir wagten es selbstverständlich gar nicht, daselbst anzuklopfen, unseren Landesvater etwa mit unserer Aufwartung zu belästigen. Hingegen wurden wir bei den genannten Excellenzen auch auf das Zuvorkommendste empfangen, wurden von denselben auf die freundlichste und leutseligste Weise angehört und abgefertigt. Minister von Wydenbrugk bedauerte sehr, daß unsere Unterhaltung nur eine kurze sein könne, da er sich für den Ministerrath anzuschicken habe. Er eröffnete uns aber unter Anderem: In unserm letzten Rescript haben wir allerdings gesagt: „Es muß vielmehr bei dem Ausspruch des hohen Kirchenraths verbleiben," doch verstanden wir die Instruction, nicht aber das Verbot desselben darunter. Da muß irgendwo ein Irrthum vorherrschen, falls unser Rescript anders gedeutet wird. Ich werde in den nächsten Tagen die Acten darüber untersuchen und will sehen, was sich in der Sache thun läßt." Herr Superintendent, Dr. Dit-

tenberger hingegen unterhielt sich wohl an die zwei Stunden mit uns. Er erkundigte über Alles aufs Genaueste, sprach sich auch ganz frei darüber aus. „Ich möchte fast," sagte er ein Mal, „Ihr Wirken als göttlichen Beruf ansehen, weshalb es mir auch leid thut gegen Sie einschreiten zu müssen und doch läßt es sich bei den Principien unserer Staatskirche eben nicht anders thun. Hätte ich z. B. selbst irgendwo ein Pastorat gehabt, ich würde Ihnen nicht gewehrt haben, Versammlungen in meiner Parochie zu halten; hätte denselben so viel als thunlich selbst beigewohnt, um dieselben zu überwachen und etwaige Auswüchse zu beseitigen." Ein andres Mal ließ er verlauten: „Wären Sie ein Diener der Staatskirche, so hätten Sie volle Freiheit, Gotteswort nach Ihrer Gewissensüberzeugung zu verkündigen. So wurde z. B. neulich eine Petition von vielen Bürgern hiesiger Stadt unterzeichnet an den Kirchenrath eingereicht, den strenggläubigen Pastor R. an der Casernenkirche aus der Stadt zu entfernen. Allein auch auf diese Petition wurde ein abschläglicher Bescheid gegeben, indem Pastor R. als Diener der Staatskirche berechtigt sei, Gottes Wort nach bestem Wissen und Gewissen zu predigen, zumal auch Niemand gezwungen ihn zu hören, im Gegentheil, in unserer Stadt Jedermann hinreichende Gelegenheit habe, Gottes Wort nach seinem Verlangen predigen zu hören. Sehen Sie, das ist eben das Prinzip des Kirchenraths. Die Staatskirche sollte für all die verschiedenen Glaubensansichten geräumig genug sein und innerhalb ihren Grenzen und Einrichtungen sollte ein jeder Christenmensch zu Glaubens- und Gewissensfreiheit berechtigt sein." Und sich zu mir wendend fuhr er

fort: „Fühlen Sie sich wie Sie bekennen nun in Ihrem Innern gedrungen und verpflichtet, Ihre Glaubensüberzeugung Ihren Mitmenschen zu verkünden, würden Sie dann, mein junger Freund, nicht besser wieder zu uns zurückkommen und sich noch auf ein Staatsexamen vorbereiten?" „Aber erlauben Sie, Herr Superintendent," fiel ich hier ein, „im Fall ich wirklich noch ein solches Examen passiren würde, dann müßte ich doch erst warten, bis man mich irgend wohin berufen oder senden würde, um predigen zu können; auch dürfte ich sodann nur in dieser mir zugewiesenen Parochie und sonst nirgends Gottes Wort verkünden." „Ja, das ist selbstverständlich," war die Antwort, „Sie hätten sich eben in die Ordnung der Kirche zu fügen." „Nun indem ich dankend Ihren wohlgemeinten Rath anerkenne," erwiderte ich, „so fühle ich mich doch in meinem Gewissen verpflichtet, denselben abzulehnen. Ueberzeugt, wie ich Ihnen bereits mitgetheilt habe, der Herr hat mich bisher nach seinem wunderbaren Rath geführt, indem er mich zu seinem Dienste berufen und auch bereits ein Arbeitsfeld angewiesen hat, so fühle ich mich verpflichtet, mich auch ferner von ihm leiten zu lassen und für sein Reich zu arbeiten wie und wohin er mich führt." Schließlich eröffnete uns der Herr Superintendent: „Der Kirchenrath von Weimar wünschte nicht eigenmächtig in Ihren Angelegenheiten zu handeln, hat daher alle dahin bezüglichen Acten dem Kirchentag in Eisenach zugesandt, ihn um sein Gutachten darüber ersuchend, und ehe dieses nun eingelaufen sein wird, könnte von uns beim besten Willen nichts in der Sache geschehen."

Nachdem wir nun auch unsere so schöne Residenzstadt

Weimar in Augenschein genommen, mit ihren öffentlichen Anlagen, historischen Monumenten u. dgl., sowie dem imposanten Schloß, von welchem ja Napoleon I. sagte: „Es braucht ein Kaiser sich nicht zu schämen hier zu residiren;" und nachdem wir nochmals unsere Angelegenheit dem Herzenslenker empfohlen hatten, traten wir unsere Heimreise an. Ein Lehrer der Stadtschule von Weida war Theilhaber unserer Postkutsche. Um endlich die Unterhaltung zum Zweck zu führen, fragte ich ihn: „Haben Sie auch Herrn Pastor Vollart aus Klodra kennen gelernt?" „O ja, der hat neulich einige Male in unserer Stadtkirche gepredigt," war die Antwort. „Und wie hat er Ihnen denn gefallen?" fragte ich wieder. „Na, offen gestanden, gar nicht," antwortete er hastig, „ich sage Ihnen, der ist ein ächter Mucker, der glaubt noch an den Teufel, an die Sündhaftigkeit des Menschen, an die Erlösung durch das Blut Christi u. dgl. mehr." „Und erlauben Sie," forschte ich weiter, „diesen Glauben theilen Sie nicht?" „Ne, mein Gutester," fiel er schnell ein, „da sind wir längst drüber weg. Wir wissen das heut zu Tage besser. Da wissen wir: Der Mensch ist sein eigener Heiland — muß es sein — kann aber freilich auch sein eigener Teufel werden. Kommt eben hauptsächlich auf seine Erziehung und Bildung an. Wir wissen, der Mensch ist gut von Natur — wenigstens liegen ebenso alle Anlagen zum Guten, wie zum Bösen in ihm. Werden nun diese ersteren nur recht geweckt und gebildet, so wird er ein guter Mensch, der keines sonstigen Heilandes bedarf, noch sich vor einem auswärtigen Teufel zu fürchten hat." „Nun, solches von Ihnen zu hören, befremdet mich wirklich nicht wenig,"

entgegnete ich. „Nach meinem Dafürhalten sollte Sie, als Schulmann, Ihre Erfahrung eines Andern belehrt haben. Doch vielleicht sind die Bewohner der Stadt Weida eine Ausnahme von der Regel. Demnach werden Sie wohl daselbst lauter folgsame fleißige Schüler haben, welche zu lauter guten Menschen herangebildet werden?" Etwas stutzig, antwortete mein Schulmann: „Na, das gerade nicht — die Menschen sind in Weida, wie anderer Orten, gemischt. Da sind halt auch in unseren Schulen, unter den guten Schülern, manche kleine Teufelchen, die sich dann zu großen entwickeln. — Aber was wollen Sie denn damit sagen?" Ich fragte den Herrn Lehrer aber weiter: „Nun, wo kommen denn in Ihrer Stadt die Letzteren her? Haben Sie doch, wie Sie behaupten, von Natur lauter gute Schüler daselbst und Sie, sammt Ihren Collegen, lehren denselben 8 Jahre lang täglich, wie ich annehme, nur Gutes, suchen nur die Anlagen zum Guten zu wecken und zu bilden. Wie kommt's denn, daß, wie Sie selbst zugeben, manche kleine Teufelchen da sind, die sich auch zu großen entwickeln?" Ueber meine Unwissenheit halb entrüstet, antwortete er hierauf: „Ei, das weiß ja Jedermann, das kommt vom Einfluß des Bösen, vom Einfluß des Bösen in den Familien und auf den Straßen." „Und, entschuldigen Sie, mein lieber Freund," fuhr ich fort, „wie kommt's, daß Sie der Jugend in der Schule acht Jahre lang mit vieler Mühe und Fleiß das Gute lehren, einpflanzen müssen, und dennoch gelingt es Ihnen, wie Sie selbst gestehen, bei Manchen nicht, während dieselben das Böse auf der Straße auflesen. Gleichzeitig ist auch die Kirche Ihrer Stadt noch ernstlich bemüht, wenigstens

Sittsamkeit und Tugend zu lehren und einzuschärfen, während die Obrigkeit durch all' ihre Gesetze das Böse verpönt. Wie kommt's denn, daß bei alledem das Böse in der Gesellschaft wuchert? Ja, wie kommt's, daß wohl Viele, die das Gute selbst wollen, dennoch das Böse thun?" Da mein Lehrer schweigsam geworden und wie ein Schüler lauschte, fuhr ich weiter fort: „Denken Sie sich, mein Freund, eine Stadt oder ein Land, allwo man im Gegentheil Jung und Alt nur im Bösen unterrichtete und dazu anleitete und durch Gesetze das Gute verpönte, würde dann daselbst auch wohl das Gute von Jung und Alt auf der Straße aufgelesen werden, würde es dennoch wuchern und seinen gesegneten Einfluß auf die Gesellschaft geltend machen? Mit Nichten! Die Geschichte aller Zeiten und Länder erweist, der Mensch darf nur sich selbst überlassen werden, darf nur schrankenlos, ohne Erziehung und gesetzliche Ordnung aufwachsen, so verwildert er. Und was aus ihm wird, wenn die böse Natur bei ihm die äußern Schranken niederreißt, er rand- und bandlos wird, das sagt bekanntlich unser Schiller trefflich:

Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Doch das Schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Da es aber nun Wahrheit ist, was Jesus sagt: Denn es ist kein guter Baum, der faule Frucht trage und kein fauler Baum, der gute Frucht trage. — Ein jeglicher Baum wird an seiner eignen Frucht erkannt, wo bleibt dann nach obigen Thatsachen die in unserer Zeit so viel gepriesene natürliche Güte des Menschen. — Ist sie nicht,

wie vieles Andere als bloßes Hirngespinst, aber die biblische Lehre von der natürlichen Verdorbenheit als Wahrheit erwiesen?" „Nun, hören Sie mal," ließ sich der Schulmann hier, sich hinterm Ohr kratzend, vernehmen, „ich bin eben kein Theolog, würde mich daher auch nicht unterfangen über Theologie zu disputiren." „Ei, mein lieber Freund, das nimmt, Gott sei Dank, keinen Theologen, um die Wahrheit zu erkennen. Erwähnte, unwiderlegliche Thatsachen sollten, dünkt mich, einen jeden ruhigen Denker überzeugen: der liebe Gott kennt doch seine Menschenkinder und er schildert ihren Naturzustand in seinem Worte richtig, indem er sagt: Sie sind allesammt abgewichen und allesammt untüchtig geworden; da ist keiner der Gutes thue, auch nicht einer — das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Somit sind auch seine Forderungen an uns völlig gerecht: Ihr müsset vom Neuen geboren werden. Es sei denn, daß Jemand vom Neuen geboren werde, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Und es sollte uns fürwahr ein Evangelium sein, aus seinem Munde zu hören: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." „Nun, das ist zur Genüge für dies Mal," meinte unser Reisegefährte, „lassen Sie uns etwas Anderes aufs Tapet bringen." „Auch recht!" erwiderte ich schließlich, „nur möchte ich Sie noch bitten, über unsere Unterhaltung nachzudenken, sowie hinfüro Gotteswort ohne Vorurtheil lesen und hören zu wollen und ich kann Sie aus eigner Erfahrung versichern, es wird dann eine Kraft Gottes zu unserer Seligkeit."

In Gera blieb ich zurück, sonderlich, um einigen meiner früheren Lehrer, einen Besuch abzustatten. Wunderlich in Wirklichkeit kam es ihnen vor, als sich ihnen ein früher so lustig gewesener Studiosus jetzt als Methodistenprediger vorstellte. Sie konnten sich freilich mit der Ueberzeugung beruhigen, es war nicht durch ihr Verschulden mit mir dahin gekommen. Hatten sie sich ja treulich bemüht, auch mich zu einem reinen Verstandesmenschen heranzubilden, welcher sich Alles, auch die Wunder der Gottesoffenbarung naturgemäß, begreiflich, zurecht legen könne, mit Ausnahme von Herr Conrector Saupe, welcher als der einzige strenggläubige Lehrer des Gymnasiums bekannt war, in dessen Religionsstunden auch meinen Augen manche Thräne entlockt, meinem Herzen manches Gelübde erpreßt worden war, dieser freute sich denn auch herzlich über meine Sinnesänderung und wir hatten im Austausch unserer Erfahrungen eine lange, höchst interessante Unterhaltung. Ich lernte in ihm einen edlen, frommen Mann nur noch näher kennen, von dem es mir um so mehr leid that, wie ich ihm auch andeutete, daß er dennoch nicht zur Fülle des kindlichen Geistes, zur völligen Freiheit hindurch gedrungen, weshalb er auch seine Schüler nicht dahin zu leiten vermochte. Mit Freuden nahm er unsere Kirchenordnung, sowie Wesley und seine Mitarbeiter von mir entgegen mit dem Versprechen, letzteres Buch der Leihbibliothek des Gymnasiums einzureihen. Ueber meine Behandlung im Fürstenthum Schleiz, sonderlich meinen Landesverweis war der edle Mann höchst erstaunt, er glaubte sicher, das Consistorium in Gera werde mir Freiheit gewähren, und war selbst bereit sich für mich darob zu verwenden, hielt es aber

endlich auch für rathsam, vorerst den Ausgang der Sache in meinem Vaterlande abzuwarten.

Auch fand ich beim Vertheilen von Tractaten manche gnadenhungrige Seele in dieser Stadt. Einige klagten sogar herzlich darüber, daß sie in ihren Kirchen meist mit abgedroschenem Rationalismus abgespeist würden und wünschten, ich möchte doch eine Mission in ihrer Stadt gründen. Wie wehe that es mir, ihnen keine bestimmte Hoffnung der Art machen zu können.

Anfangs April 1852 wiederholte ich zwar meinen Besuch in Gera, brachte wieder ein paar Tage mit Hausbesuchen, Tractatenvertheilen und dgl. zu; doch wagte ich es leider auch dies Mal nicht, eine öffentliche Versammlung zu halten.

Sechszehntes Kapitel.

Dreieinigkeit ist Gott, denn Gott ist Liebe —
Der Vater durch den Geist liebt seinen Sohn
Und wird vom Sohn geliebt mit gleichem Triebe —
So ist höchstselig Gott in seinem Thron.
Und so bedarf der Mensch, das Bild des Höchsten
Ein zweites Ich, der Liebe Gegenstand,
Das um ihm sei, das stets am allernächsten
Mit ihm verbunden steht, durch heil'ger Liebe Band.

Endlich von diesen Hauptstädten wieder nach unserm Rüßdorf zurückgekehrt, fühlte ich, wie ich von Jugend auf so oft gethan von Herzen anzustimmen:

„Mein Dörflein, ach wie lieb ich dich!
Du wiegst in deinem Frieden mich.
Da lebt sich's still, da lebt sich's froh,
Und nirgends, nirgends lebt sich so."

Es war mir aber leider nicht vergönnt, den stillen Frieden meines Dörfleins so recht zu genießen. Wartete doch bereits die genannte Strafforderung von zwanzig Thaler pr. Cour. für zwei meiner Predigten von unserm Hochlöbl. Bezirksdirektor in erneuerter und verschärfter Form bei meiner Rückkehr auf mich. Und diese mußte nun eilends entrichtet werden, wollte ich den angedrohten Unannehm-

lichkeiten nebst Unkosten entgehen. Auch diese Zahlung machte ich zwar wieder unter Protest, indem ich die Strafe als eine ungerechte erklärte; doch dieses schien dem gestrengen Herrn wenig Gewissensskrupel zu verursachen. Herr Müller war eben durch augenscheinliche Begünstigung als verhältnißmäßig junger Mann zu dieser Stellung erhöht worden und schien sonderlich gegen mich seinen Amtseifer erweisen zu wollen.

Hierauf ging es dann wieder so ruhig als möglich in meinem alten Geleise fort. Ich tmachte Hausbesuche, vertheilte Traktate, verkaufte Bücher, hielt Bibelstunden und erzählte auch hin und wieder in öffentlichen Versammlungen meine christliche Erfahrung. Letzteres geschah nun wohl öfters auf unformelle Weise, doch durfte ich eben nicht predigen. Durfte es auch nicht wagen, wie z. B. Dr. Nippert, welcher im Hannöverschen in Gegenwart von Gendarmen der Versammlung erklärte: „Es thut mir leid, daß es mir hier nicht erlaubt ist zu predigen. Wäre es mir erlaubt gewesen, so hätte ich über folgende Worte heiliger Schrift geredet: — Diesen Text hätte ich folgendermaßen eingetheilt: — Und dürfte ich predigen, so würde ich ungefähr folgendes darüber gesagt haben: — Endlich hätte ich dann, wenn ich hätte predigen dürfen, mit folgenden Ermahnungen beschlossen: — Theilte ihnen folglich nur mit, was er ihnen, wäre es ihm anders erlaubt gewesen, gepredigt haben würde. Doch in allen sächsischen und reußischen Landen wäre schwerlich wohl ein Gendarm zu treffen gewesen, welcher mich der Zeit bei solcher Mittheilung hätte in die Länge gewähren lassen, vielweniger wäre er noch, wie jene dort, dadurch erbaut wor-

den und hätte obendrein sein Bedauern geäußert, daß es mir nicht erlaubt sei, hier zu predigen. Man hätte mich auch für solch systematische Mittheilungen geradezu verdonnert. Ursache wohl, diese Herren waren alle meine Landsleute, welche meine Sprache, auch selbst meine Blumensprache gut verstanden.

Ungefähr zwei Meilen oberhalb Rüßdorf lag die sogenannte Lehnamühle. Der derzeitige Besitzer derselben, Herr Schaller, war ein reicher wie auch vielbelesener Mann. Leider hatte er aber viele ungläubige Schriften gelesen, wodurch er dann auch ein „Aufgeklärter" geworden war. Die Frau Müllerin war meine Taufpathe und indem diese Leutchen fast Alles, was ihre Herzen nur wünschen mochten, besaßen — nur keine Kinder, so war ich von Kind auf ein fleißiger und willkommener Gast in der Mühle, könnte aber wirklich bis heute nicht sagen, was mich als Knabe bei meinen Besuchen am Meisten anzog, ob die Freundlichkeit meiner Frau Pathe, ob die Leckerbissen, die es dabei stets abgab oder die schönen, interessanten Bücher, welche ich vom Herrn Pathen, theils zum Lesen, theils auch zum Geschenk bekam. Als ich von Amerika zurückgekommen, so waren meine Besuche, sonderlich Herrn Schaller sehr willkommen. Die Erzählung meiner Bekehrung machte einen tiefen Eindruck auf ihn; er las die Bücher, welche ich ihm überbrachte, mit großem Interesse und nahm sogar im Anfange meiner Wirksamkeit in den Kämpfen, welche oft unter seinen Mahlgästen darüber stattfanden, entschiedene Partei für mich. Für geraume Zeit hegte ich deshalb die beste Hoffnung, er werde noch ganz für den Herrn und sein Reich gewonnen werden. Doch, da es

leider zu keiner gründlichen Erneuerung bei ihm kam, so fand sich's, wie es in solchen Fällen fast immer ergeht, diese Ueberzeugungen und Rührungen der göttlichen Gnade verließen ihn allmählig wieder und seine Vorsätze blieben unausgeführt, seine Gelübde unbezahlt. Bald suchte er seine Zuflucht gegen die Pfeile der Wahrheit und Eindrücke des heiligen Geistes wieder hinter den Ausflüchten und Verschanzungen der modernen Zweifler. Bald fand ich ihn selbst mit den abgenutzten Waffen Tom Payne's und Consorten wohl ausgerüstet, wieder zu Turnieren bereit. Indem ich aber keine Zeit noch Lust zu solchem Spiele hatte, so wurden meine Besuche seltener und kürzer.

Am 11. Mai 1853 nun wurden wir durch einen Boten benachrichtigt, Herr Schaller sei vom Schlagfluß getroffen worden. Ich eilte sogleich zu ihm. Welch' ein ergreifender Anblick wurde mir aber hier zu Theil! Da lag dieser reiche Mann in seinem Palaste, umgeben von theilnehmenden, aber hilflosen Freunden, an seiner rechten Seite gänzlich gelähmt, so daß er kein Glied regen konnte. Er hatte wohl noch seinen völligen Verstand, allein da auch seine Zunge gelähmt war, so konnte er kein verständliches Wort sprechen. Nach längerem Stillschweigen, denn ich wußte ja kaum, was zu sagen, redete ich dann von der so wunderbaren Vorsehung Gottes, deren Wege mit uns wohl oft dunkel, aber dennoch wohl bedacht und gut gemeint seien. Da fing der Kranke mit einem Male an zu lallen und forderte die auf dem Tische liegende Schiefertafel, auf welche er mit der linken Hand seine Wünsche zu schreiben suchte. Ich reichte ihm die Tafel auf sein Bett, mit bebender Hand schrieb er darauf: „Beten Sie für

mich!" und reichte mir dieselbe zurück, während Thränen seinen Augen entquollen. „Mein lieber Herr Schaller," entgegnete ich ihm, „Sie können versichert sein, das habe ich oft schon gethan und bin es jetzt um so mehr von ganzem Herzen bereit zu thun; hoffe aber auch, Sie kommen nun selbst ungesäumt zu Ihrem Gott und Heiland, der ja längst auch auf Sie gewartet, der Sie jetzt wieder so mächtig ruft und der gewiß williger ist uns zu hören, als wir es sind zu ihm zu beten, zu ihm zu kommen." Hierauf deutete er auf eine auf seinem Pulte liegende Bibel, indem er mir den Wunsch zu verstehen gab, ich möchte ihm daraus vorlesen. Nachdem ich nun einen Abschnitt verlesen hatte und während ich noch einige Bemerkungen darüber machte, unterbrach mich Herr Schaller, indem er hastig wieder nach seiner Schiefertafel verlangte. Mit tiefer Rührung schrieb er darauf: „Lesen Sie den 51. Psalm." Aber meine Stimme versagte mir zu wiederholten Malen, als ich diesem Manne diesen Bußpsalm vorlas, denn welche Gedanken durchkreuzten, welche Gefühle bewegten dabei meine Brust! Siehe, im Angesichte des Todes und der Ewigkeit verlangt auch ein „Aufgeklärter" nicht nach seinen früheren gottlosen Rathgebern, noch nach ihren frivolen Schriften, sondern nach Gott, nach dem lebendigen Gott und nach dem Wegweiser zu diesem Gott, der Quelle alles Trostes und Lebens, nach seinem Worte. Und da wünscht er nicht mehr aus diesem Buche etwa vom Fall Adams, von Kain's Brudermord, von David's Ehebruch u. dgl. zu hören, womit er sich ja früher so viel beschäftigte, um sich dahinter zu verbergen, damit zu entschuldigen, sowie damit sich zu bewaffnen, sondern nun wünscht er von David's auf-

richtiger, tiefer Zermalmung über seine Sünden zu hören, wünscht in sein Klagelied vor Gott einzustimmen, um sich womöglich noch daran, als einem Stecken und Stab aufzurichten und auch zu David's Gott, dem Gott der Gnade und des Trostes zu kommen. Ja, ja, es bleibt doch dabei: „Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden."

Die Engel Gottes aber konnten sich nicht herzlicher freuen über diesen Sünder, der Buße that, als ich mich freute. Und indem der treue Gott Herrn Schaller's Gnadenfrist doch noch in Etwas verlängerte, gab ich mich ja so gern der Hoffnung hin, es wird dem guten Hirten noch gelungen sein, auch dieses verirrte Schaf aus allen Hecken und allem Moraste heraus und endlich glücklich heim zu bringen. Mit dankbarer Freude zu Gott sah ich auch hierin einen Sieg seiner wunderbaren, mächtigen Gnade. Und doch konnte ich mich dabei auch des herzlichen Bedauerns nicht erwehren. Wie schade, o wie schade, daß mein Freund Schaller sich nicht früher schon von dieser Gnade erretten ließ! Ja, daß er nicht sein jugendliches Herz und Leben schon Gott und seinem Dienste weihte! Wie viel glücklicher und nützlicher hätte er sein können! Wie viel heiterer wäre sein Lebensabend, wie viel größer wohl sein Erbtheil bei den Heiligen im Lichte geworden!

Mein „Freud' und Leid" würde aber, dünkt's mich, nicht vollständig sein, würde es nicht auch meine Liebesgeschichte, d. i. meine Verlobung und Heirath einschließen. So lange ich freilich als Missionar volle Arbeit thun konnte, habe ich keinen Heirathsgedanken Raum gegeben. Man wird mir auch wohl glauben, wenn ich sage, hätte

ich mich nicht durch Gottes Gnade ernstlich beflissen, der apostolischen Ermahnung gemäß: „ein Vorbild den Gläubigen im Wort, im Wandel, in der Liebe, im Geist, im Glauben sowie in der Keuschheit zu sein," so wäre es bald um mich und meinen Einfluß geschehen gewesen. Bedarf es wohl kaum der Erwähnung, daß meine Gegner mich stets mit Argusaugen beobachteten und, so viel an ihnen war, mir Gelegenheit bereiteten, das Wort des Herrn in Erfahrung zu bringen: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebels wider euch, so sie daran lügen." So war es ein Glück für mich, meine Gegner konnten mich auch aus meinem früheren Leben keiner groben Sünden, sonderlich nicht der Unzucht beschuldigen. Zwar hege ich starken Zweifel, ob Gott mich dann noch zum heiligen Predigtamte berufen hätte, sowie ob er überhaupt dann noch Jemanden dazu beruft, da nach seinem Worte der Prediger ein gutes Zeugniß von denen, die draußen sind, haben muß, auf daß er nicht falle dem Lästerer in Schmach und Stricke.

Als ich aber in meiner Wirksamkeit immer mehr beengt und gehindert wurde, manchmal kaum wußte, wo aus und an, dann kam mir auch der Gedanke — und immer wieder: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, er sollte eine Gehülfin haben, die um ihn sei und die mit ihm Freud' und Leid trage. Mit vielem und inbrünstigem Gebet trug ich auch diese Angelegenheit dem Herrn vor, ihn bittend um seine Leitung und Führung in derselben. Doch erging es mir, wie es, dünkt's mich, den Meisten in dergleichen Umständen ergeht, je mehr ich betete und den Herrn

fragte, je mehr schien ich überzeugt zu werden, sein Wille sei mit dem meinigen im Einklang, weil man doch im Grunde mit dem Verlangen, diese Antwort zu empfangen, betet. Als gehorsamer Sohn am Evangelio besprach ich aber mein Herzensanliegen auch mit meinem Vorgesetzten, und indem Dr. Jacoby keine Einwendungen erhob, auch mit meiner Wahl zufrieden war, verlobte ich mich am 19. April 1853 mit Fräulein Amalie Pauline Meinhart. Unsere Verlobung konnte aber nicht, wie es wohl in Ordnung gewesen wäre, in dem elterlichen Hause der Braut stattfinden, da dasselbe zufällig in Triebes stand, welcher Ort aber zum Amtsbezirk Hohenleuben, aus welchem ich ja bei acht Tage Gefängnißstrafe verwiesen war, gehörte, sondern die Braut hatte mit ihren Eltern da heraus und nach Rüßdorf zu kommen. Daß ich aber weder vor noch nach der Verlobung meine Braut nach Hause begleitete, noch ihr daselbst einen Besuch abstattete, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Noch wünschte ich dieses etwa als ein Verdienst angerechnet zu sehen. War mir's doch leid genug, mich mit meiner Braut nur brieflich unterhalten zu können oder sie zu bitten, die 10 Meilen Wegs nach Rüßdorf herab zu kommen. Erkannte ich ja der Zeit schon die alte, deutsche Sitte als eine gute, nach welcher man die Verlobung nicht geheim hält, sondern offenkundig werden läßt; nach welcher auch der Bräutigam seiner Braut einen zeitweiligen Besuch abstattet, doch nicht in lichtscheuer, verstohlener Weise, sondern freimüthig, in aller Ehrbarkeit; noch daß etwa, sobald der Bräutigam in's Sprechzimmer eingetreten ist, sich die übrigen Glieder der Familie zurückziehen, um das junge Pärchen allein zu

lassen — nein, sein Besuch gilt gleichzeitig der ganzen Familie und im Kreise derselben findet gewöhnlich eine angenehme Unterhaltung statt. Es ist offenbar, auf diese Weise lernen die jungen Leute einander am besten kennen und es wird dadurch oft großer Schaden verhütet.

So große Schwierigkeiten und Hindernisse auch der Zeit noch in Deutschland oft jungen Leuten bei ihrer Verheirathung in den Weg gelegt wurden, sonderlich ehe eine Person aus dem „Auslande" in einer Ortschaft Aufnahme fand, so wurde dieses uns, zu meinem Erstaunen, sehr erleichtert. Nachdem wir, nach Landesgesetz, in den respectiven Kirchen an drei aufeinander folgenden Sonntagen aufgeboten worden waren, ließ mir der hochlöbl. Amtmann von Hohenleuben, durch den Vater meiner Braut, sogar anmelden, er sei bereit, mir schriftliche Erlaubniß zu ertheilen, nach Triebes zu gehen, um daselbst Hochzeit zu halten. Für dieses Anerbieten ließ ich jedoch dem Herrn Rath schönstens danken und ihm gleichzeitig melden, wolle er mir nicht erlauben, nach Triebes zu kommen, um daselbst Gottes Wort zu verkündigen, so werde ich auch nicht, mir eine Frau zu holen, dahin gehen, wir würden uns anderswo durch einen gläubigen Pastor trauen lassen.

Unter dem 12. Mai 1853 berichtete mein Tagebuch:

„An diesem Tage wurde ich mit Amalie Pauline Meinhart durch Pastor Schenderlein in Netzschau getraut. Es waren einige Geschwister anwesend und der Pastor ließ es sich sehr angelegen sein. Mögen seine herzlichen Glück- und Segenswünsche an uns erfüllt werden! - Großer Gott, Du weißt es, was wir bedürfen, um nun in diesem Stande Dir zur Ehre, Anderm zum Segen und uns zur

Seligkeit zu leben. Wir glauben, Du hast uns zusammengeführt — erhalte uns diesen Glauben! Gieb uns beiden nun auch, da wir Deine Kinder sind und bleiben wollen, Deinen väterlichen Segen, die Ausstattung, welche Du Deinen Kindern verheißen hast. Bleibe Du nur unser Vater und verleihe uns die Gnade, so zu wandeln, daß Du uns stets als Deine Kinder erkennen kannst. Leite und führe uns als Deine Kinder und nimm uns endlich auch als solche in Deine ewigen Friedenshütten. Ja, thue dieses und mehr als ich zu bitten verstehe, um Deines Sohnes, unsers Herrn, willen."

Uebrigens ging es mit unserer Hochzeit zur Verwunderung Vieler ganz einfach und still her. Wir fuhren nach unserer Vermählung nach Rüßdorf zurück und ich brachte meine Braut in meiner Mutter Haus. Dieses kleine Erbgut schien längst auf uns gewartet zu haben, da wir seit dem Tode der Großeltern die ersten Bewohner desselben wurden. Es schien auch ganz für uns bereit zu sein, bot uns ein gar friedliches, schmuckes Heim dar. Nur Schade, daß wir es nicht länger genießen konnten — nicht einmal so lange, als die Schwalben, welche soeben auch ihre Nester mit großem Jubel wieder bezogen.

Auch in Braunichswalde, einem Dorfe zum Herzogthum Sachsen-Altenburg gehörend, hatte ich früher öfters gepredigt und hatte auch hier das Feld weiß zur Ernte gefunden. Das herzliche Verlangen unter dem Volke dieser Umgegend berechtigte zur besten Hoffnung für ein großes Werk des Herrn. Doch nur zu bald wurde auch in diesem Lande durch obrigkeitliches Verbot meiner Wirksamkeit Einhalt gethan. Sogleich fahndeten dann auch die Gens-

darms nach mir, kamen aber auch hier, wie im Königreich Sachsen zu ihrem Leidwesen wohl, aber zu meiner um so größeren Freude, immer etwas zu spät auf meine Fährte. Glücklicher Weise war eben auch von diesem Orte die Landesgrenze nicht weit entfernt. Dennoch waren auch eine schöne Anzahl Altenburger an den Herrn Jesum gläubig geworden, welche fortan Sonntags die 4 bis 6 Meilen nach Katzendorf zur Versammlung kamen, sowie wöchentlich ihre Erbauungsstunden, geleitet von unserm jungen Br. Wesser, besuchten.

Am 1. Juni 1853 machte ich mich nun auf, diese Geschwister in Braunichswalde wieder ein Mal zu besuchen. Bei meinem letzten Besuche daselbst hatte ich ganz freundliche Aufnahme bei einer Familie Namens Pfeffer gefunden. Fast alle Glieder derselben, sonderlich aber der Vater, sowie die älteste Tochter, Ernstine, schienen ernstlich nach der Gnade des Herrn verlangend zu sein. Indem aber nun der Vater schon einige Male und die Tochter auch letzten Sonntag nicht nach Katzendorf zur Versammlung gewesen und mir obendrein zur Ohren gekommen war, der Vater wolle selbst nicht mehr kommen, wolle auch seine Tochter, da er bange sei, sie möchte durch zu viel Beten und Lesen aus dem Kopf kommen, nicht mehr gehen lassen, so war ich auf meinem Wege mit mir selbst im Streit, ob ich dies Mal diese Familie wieder besuchen solle oder nicht. Wie gewöhnlich, um unbemerkt ins Dorf zu kommen, ging ich auf einem Nebenweg demselben zu. Als ich nun so in Gedanken versunken dahin ging, hätte ich ein Mädchen, welches dort im Felde beschäftigt war, wohl kaum bemerkt, doch dasselbe hatte mich erkannt und kam sogleich auf mich

zugesprungen, indem es freudig rief: „Ei, da ist ja Br. Ehrhardt!“ „Und wie geht es Dir denn, Ernstine?“ fragte ich, als sie mir grüßend die Hand reichte. „Gott sei Dank, sehr gut!“ antwortete sie mit Freude strahlendem Angesichte. „Seit Sie das letzte Mal bei uns waren, habe ich mich aufgemacht, ernstlich nach dem Heilande zu suchen.“ „Und haben Sie ihn denn auch gefunden?“ forschte ich weiter. „Gott sei Dank,“ antwortete sie jubelnd, „ich darf sagen, ich habe. — Am Pfingstfeste hat er mir all meine Sünden vergeben und hat seinen Frieden auch in mein Herz durch den heiligen Geist ausgegossen.— O, wie bin ich seit der Zeit so glücklich, so selig!“ Da stand ich nun fast wie versteinert. War mir's doch, als sei ich von einem unangenehmen Traum erwacht. Ich theilte ihr hierauf meine Ueberraschung mit, sonderlich nachdem was ich von ihnen vernommen und soeben noch darüber gedacht habe. „Da sind Sie irrthümlich berichtet worden,“ sagte sie, „meine Mutter war allerdings etwas ungehalten von mir zu hören, ich wolle nicht mehr zum Tanz, noch dergleichen Belustigungen gehen, aber mein Vater hat nie das Geringste dagegen gehabt. Im Gegentheil, er ist selbst ernstlich suchend nach dem Herrn. O, ich hoffe, sie werden noch Alle zu Gott bekehrt.“

Als ich aber am Nachmittag die Familie Pfeffer besuchte, da gab es fürwahr eine Stunde der Erquickung vom Angesichte des Herrn. Ganz besonders vergnügt war das alte Großmütterchen. Unter Anderem sagte sie zu mir: „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich jetzt über unsere Ernstine freue. Früher war sie manchmal garstig gegen ihre Großmutter, aber jetzt ist sie ein ganz anderes

Mädchen — ist so voll Liebe gegen mich. — Da sitzen wir oft Stunden lang beisammen, besonders wenn sie aus der Versammlung heim kommt und da erzählt sie mir vom Heiland und wie man's machen müsse, um zu ihm zu kommen. Aber du lieber Gott," fuhr sie fort, indem Thränen über ihre gefurchten Wangen perlten, „ich weiß eben immer noch nicht, wie es recht anzufangen. Und was denken Sie, wird er denn auch mich in meinen alten Tagen noch annehmen und mir all meine Sünden vergeben?" Daß es aber eine Herzenslust für mich war, auch im Kreise dieser Familie das Brod des Lebens zu brechen, bedarf wohl kaum der Erwähnung, nahmen mir's doch all die Glieder derselben mit wahrem Heißhunger aus den Händen. Nachdem wir endlich mit einander gebetet hatten, rief das Großmütterchen aus: „Ach du lieber Gott, das war etwas Gutes für mein armes Herz! O mein Herz hüpft vor Freude, wie noch nie! Gott sei Dank, daß er auch mir in meinen letzten Tagen noch solche Gnade widerfahren läßt!"

Am Abend aber kamen die Geschwister uneingeladen in Br. Wesser's Haus zusammen und ließen nicht ab, indem sie mir obendrein die Versicherung gaben, die Luft sei diesen Abend im Dorfe rein, bis ich einwilligte, ihnen zu predigen. Hier wiederholte sich nun jene heilige Geschichte fast buchstäblich: „Am Abend aber, da die Jünger versammelt und die Thüren verschlossen waren aus Furcht vor den Juden, kam Jesus und trat mitten ein und sprach: Friede sei mit Euch! Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen." War uns doch der unsichtbare Jesus so innig, so fühlbar nahe, als sähen wir ihn und wir wurden auch seiner so von Herzen froh.

Mit welch verschiedenen Gedanken und Gefühlen zog ich aber am nächsten Morgen meine Straße heimwärts, als ich sie Tags zuvor gekommen war? Konnte ich ja wieder mit Paulo rühmen: „Gott aber sei gedankt, der uns allezeit Sieg giebt in Christo.“ Und noch hatte ich der Zeit nicht die geringste Ahnung, diese junge Ernstine Pfeffer sei in der Vorsehung Gottes erkoren, von meinem Bruder Friedrich in einigen Jahren als Gattin heimgeführt zu werden und er werde in ihr eine so ergebene, treue Lebensgefährtin finden.

Auf meinem Heimwege machte ich denn in Gauern, sowie in Wolfersdorf Hausbesuche und durfte ebenso in diesen Dörfern einige neue Zeugen der seligmachenden Gnade Gottes vernehmen. Als ich daher am folgenden Morgen Kleinkundorf zupilgerte, fühlte ich ein Mal so recht von Herzen froh, fühlte gedrungen dem Herrn zu danken, der noch nicht von seinem Volke gewichen, noch aufgehört hat, sein Werk zu betreiben. Doch siehe, als ich daselbst bei Br. Schubert ankam, wartete meiner allbereits wieder eine Hiobspost. Se. Königl. Hoheit, Karl Friedrich, von Sachsen-Weimar-Eisenach u. s. w. habe geruht, an Statt seiner hohen Gemahlin, Frau Schubert und durch sie all den petitionirenden Frauen kund und zu wissen zu thun, Hochderselbe habe sich nicht bewogen gefunden, ihre Bitte, den Methodisten Missionar predigen zu lassen, zu gewähren, fühlte sich hingegen veranlaßt, das dahin bezügliche Verbot des hohen Kirchenraths, sowie die Strafandrohung des Ministeriums hiermit zu bestätigen. Br. Schubert begleitete mich am Nachmittag nach Rüßdorf, aber nur um mit mir eine zweite Hiobspost daselbst zu vernehmen.

Mein Bruder war nehmlich zum Herrn Bürgermeister beschieden worden, welcher ihm dann, kraft seines Amtes, eröffnet hatte: Das hohe Staatsministerium von Weimar hat mich beauftragt, Ihnen die Mittheilung zu machen, Hochdasselbe habe sich nicht bewogen gefühlt, die von Ihnen sowie anderen Herrn unterzeichnete Petition, Ihren Herrn Bruder als Methodisten Missionar wirken zu lassen, zu gewähren, es habe vielmehr bei den früher erlassenen Strafandrohungen desselben zu verbleiben.

Obzwar diese abschläglichen Antworten unserer hohen Obrigkeit uns nicht ganz unerwartet vorkamen, so bereiteten sie uns doch eine höchst unangenehme Ueberraschung, indem sie uns alle Hoffnung, mir werde im Großherzogthum Sachsen-Weimar auf friedlichem Wege noch Religionsfreiheit gewährt werden, zu berauben schienen. Nun zwei solcher Hiobsposten waren wirklich genug für einen Tag. So meinte wohl auch unser Großherzog, indem er mir keinen persönlichen Bescheid auf meine Bittschrift zukommen ließ. Wenigstens ist nichts hiervon in meinem Tagebuche, noch in meinem Gedächtnisse verzeichnet. Oder, ob ihn wohl der Tod nicht zur Ausführung desselben gelangen ließ? Merkwürdig, wenn ich recht berichtet wurde, so war dieser obengenannte abschlägliche Bescheid auf die gewiß gerechten Bitten so vieler seiner Unterthanen, die letzte officielle Handlung, welche Se. Königliche Hoheit, Karl Friedrich, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach verrichtete. Bald darauf erkrankte er und schon am 8. Juli 1853 wurde er abgerufen, um vor dem Könige aller Könige, vor dem kein Ansehen der Person gilt, Rechenschaft von seinem Haushalte zu geben.

Somit schienen wirklich alle Thüren gegen meine öffentliche Wirksamkeit verschlossen, alles Anklopfen für mich vergeblich zu sein. Vom Auslande war ich thatsächlich ausgeschlossen, während ich im Heimathlande eingeschlossen war. Wie es in den benachbarten Fürstenthümern Reuß im Jahre 1853 mit Religionsfreiheit bestellt war, sagt ein derzeitiger Berichterstatter der Leipziger Zeitung aus Greiz: „Die wiederholt und namentlich in Zeulenroda vorgekommene Veranstaltung religiöser Zusammenkünfte, besonders zu dem Zweck vorgenommen, der methodistischen Secte in unserm Fürstenthume Verbreitung zu verschaffen, hat eine landesherrliche Verordnung hervorgerufen, welche unter angemessenen Strafandrohungen Ausländern die Abhaltung und Leitung solcher Conventikel, ohne vorhergehende ausdrückliche Genehmigung fürstlichen Consistoriums gänzlich untersagt und Inländern die gleichen Unternehmungen nur nach Einholung der Erlaubniß des betreffenden Pfarramtes gestattet, dessen Vorsteher die Anwesenheit bei solchen Versammlungen unbedingt zusteht. Diese Maßnahmen werden auch vollständig durch die betrübenden Störungen im Familien- und Gemeindeleben gerechtfertigt, welche von der Thätigkeit der Sectirer drohen, unter denen sich besonders der in dem großherzoglich-weimarischen Dorfe Rüßdorf heimathsangehörige Methodistenprediger Wunderlich durch seine wiederholten obrigkeitlichen Verboten und Ausweisungen Trotz bietende Thätigkeit hervorgethan hat. Die durch die gedachte höchste Verordnung ausgesprochenen Strafandrohungen erstrecken sich übrigens angemessener Weise auch auf Diejenigen, welche Versammlungen fraglicher Art, für welche die

erforderliche Erlaubniß nicht ausgewirkt worden, ihre Localitäten einräumen, auch wenn sie sich an dem Conventikel persönlich nicht betheiligen."

Demzufolge warteten meiner in diesen Landen nur Bande und Trübsal. Schien sich aber hingegen auch die hohe Obrigkeit von Weimar zu schämen, mich ob der Predigt des Evangeliums willen einkerkern zu lassen, so hatte sie mir doch die Steuer dafür zu hoch gesetzt, hatte die Religionsfreiheit für mich zu kostspielig gemacht.

Siebenzehntes Kapitel.

So leb' denn wohl, mein theures Vaterland,
Lebt wohl, ihr meiner Heimath grüne Auen!
Soll mich dem fremden Land und Volk vertrauen,
So fern dem Ort, wo meine Wiege stand.

Hab' Dich so treu geliebt, so unverwandt,
An Deiner Rettung wollt' ich helfen bauen,
Dein Heil, dein Auferstehen wollt' ich schauen,
Dein Auferstehn an Deines Gottes Hand.

Um dies Dein Heil nur habe ich gestritten,
Drei Jahre herbe Thränensaat gesä't;
Hätt' gern für Dich auch ferner noch gelitten.

Doch ach, Du hast mein Liebeswerk verschmäht,
Ich scheide — Doch will ich auch ferner bitten:
Rett', Herr, mein Volk, eh' es zu spät!

Mit banger Erwartung hatte ich dem schon geraume Zeit auf den 18. Juni 1853 anberaumten Besuch Dr. Jacoby's entgegen gesehen, denn dabei sollte über meine Zukunft entschieden werden. Er hatte die Gehülfen und Führer, deren Rath er einzuholen wünschte, auf den folgenden Tag nach Rüßdorf beschieden. In dieser Versammlung nun kam man, nach brünstigem Gebet sowie nach ernster, allseitiger Berathung, zu folgendem Resultate:

„Indem, wie es scheint, für jetzt allhier keine Freiheit zu

öffentlicher Wirksamkeit für Ehrhardt F. Wunderlich in Aussicht steht, so sei hiermit beschlossen: Daß wir ihm anrathen, wieder nach Amerika zu ziehen, indem wir gleichzeitig hoffen und flehen, er werde bald wieder zu uns zurückkehren können.

Ferner sei beschlossen: Daß die Aufsicht über unser Missionswerk allhier Br. Johann Friedrich Wunderlich übertragen sei."

Dr. Jacoby, der derzeitige Superintendent unserer Mission in Deutschland, stimmte völlig obigen Beschlüssen der Brüder bei und somit waren denn die Würfel gefallen, mein Loos war entschieden. Einerseits diente nun wohl diese Entscheidung in Etwas zu meiner Beruhigung; war ich ja somit der mir oft so peinlichen Ungewißheit entrissen, wußte nun, wie ich daran war. Aber gerade diese Gewißheit beunruhigte mich andererseits wieder um so mehr, da es mir doch fast unmöglich schien, das vom Herrn mir übertragene Werk zu verlassen, mich von den mir so liebgewordenen Geschwistern in Christo zu trennen. — Und wie oft hat sich mir seitdem der Gedanke aufzudrängen gesucht, diesen Schritt als einen der größten Fehler meines Lebens zu bezeichnen. Wohl wurde derselbe nach vielem Gebet und allseitiger Ueberlegung gethan; war auch, wie erwähnt, von den Brüdern, selbst von meinem Vorgesetzten angerathen und schien zur Zeit der vernünftigste, selbst der von der Vorsehung verzeichnete zu sein. Und doch drängt sich mir immer wieder die Ueberzeugung auf, ich hätte den Rath Oberpfarrer Bauerfeind's befolgen sollen: mich von keiner menschlichen Macht von dem von Gott mir angewiesenen Arbeitsfelde treiben, noch mir daselbst die

Thüren verschließen oder den Mund stopfen zu lassen; wohl meine Habseligkeiten nach Amerika zu senden, aber dann in Gottes Namen fortzupredigen — zur Zeit und Unzeit — wo man mich hören, sowie auch wo man mich nicht hören wollte — vor dem Volke zunächst, doch auch gelegentlich vor Räthen und Fürsten — im Oeffentlichen und in Gefängnissen. Ist es doch wohl nicht zu bezweifeln, dieser Gottesmann hatte recht, wenn er behauptete: „Dieses wäre wohl ein schwerer, doch der sicherste und kürzeste Weg in Deutschland Religionsfreiheit zu erringen — sowie die Volksmassen zu erreichen und zu retten." Solches Heldenthum ist freilich eine gar große und schwierige Aufgabe und wer ist hierzu tüchtig? Fühlte ich mich auch wohl in meinem Innern oft dazu gedrungen, war fast entschlossen, auch mein Leben nicht theuer achtend, den Kampf aufs Neue zu beginnen, so bebte ich doch ob meiner Untüchtigkeit wieder zurück. Mußte ich doch gestehen, ich war durch die Verfolgungen aller Art bereits etwas weich geworden. Berührte mich doch z. B. das Zusammentreffen mit dem beinahe allgegenwärtigen Gendarm, der sich nun auch aller Orten etwas mit mir zu schaffen machte, schon sehr unangenehm, ja es durchrieselte mich öfters bereits beim Anblick seiner blanken Knöpfe aus der Ferne ein ganz eigenthümliches Gefühl. Und was Wunder, daß mich dabei oft ein starkes Heimweh nach dem Lande der Freiheit, welches ich kennen und lieben gelernt hatte, befiel, welches aber gleichzeitig meinen Muth noch mehr lähmte. Hätte freilich Dr. Jacoby dem Rathe Oberpfarrer Bauerfeinds entschieden beigestimmt, so hätte dieses wohl der Sache eine andere Wendung gegeben; ich

hätte dann eher Muth gefaßt und wäre in Gottes Namen auf meinem Posten geblieben, doch indem sonderlich auch unser Superintendent es für rathsamer hielt, der allmähligen Entwickelung der Religionsfreiheit in Deutschland nicht gewaltsam vorzugreifen, so glaubte ich mich gerechtfertigt, wenn nicht genöthigt, in meine Versetzung einzuwilligen.

Wie innig mir aber das Werk des Herrn in Sachsen ans Herz gewachsen, mit welch inniger Liebe ich mit meinen Geschwistern daselbst verbunden war, das wurde uns eben erst recht klar, als meine Versetzung beschlossen und bekannt geworden war. Auch den Geschwistern däuchte es fast unmöglich zu sein, daß wir von einander getrennt werden sollten, sie wären fast alle lieber sogleich mit mir ausgewandert. Noch ein Mal stattete ich all den Lieben, fast aller Orten einen Hausbesuch ab; wozu mir auch selbst im Amtsbezirk Hohenleuben gerichtliche Erlaubniß ertheilt wurde. Herzlich gerne hätten mich auch die Geschwister in Zeulenroda nochmals in ihren Heimathen bewillkommt; jedoch Br. Liebold bemühte sich vergeblich, mir bei Herrn Amtmann Kunze Erlaubniß dazu auszuwirken. Der gestrenge Herr konnte sich nicht entschließen, dem „ausländischen Eindringling" nochmals die Thore seiner Stadt zu erschließen. Auch besuchte ich noch ein Mal all die Versammlungen meines Bezirks und hielt kurze (?) Abschiedsreden.

Am 26. Juli 1853 endlich fanden sich aus allen Orten, sowie aus aller Herren Länder der Umgegend, mehr denn drei hundert der Geschwister zu einer Abschiedsversammlung in Rüßdorf ein. Und nachdem ihnen von meinem Bruder

ein Imbiß verabreicht worden war, versammelten wir uns in seinem Hofe. Der Gesang wollte freilich heute nicht so recht erklingen, doch stiegen um so brünstigere Gebete und Fürbitten zum Herrn empor. Ich redete über Pauli Abschiedsworte an seine Epheser: Apstg. 20, 32: „Und nun, liebe Brüder, ich befehle Euch Gott und dem Worte seiner Gnade, der da mächtig ist Euch zu erbauen und zu geben das Erbe unter Allen, die geheiligt werden," gab ihnen einen kurzen Ueberblick über das herrliche Werk, welches Gott durch das Wort seiner Gnade in den letzten drei Jahren trotz alles Widerstandes und aller Hindernisse der Widersacher in und unter ihnen zu Stande gebracht und suchte sie im gläubigen Vertrauen auf diesen mächtigen Gott und Heiland zu stärken; rief ihnen nochmals ins Gedächtniß, daß ja Jesus Christus, der erhöhte, der unveränderliche Gottessohn, ihr Hirte und Bischof geworden sei, der bei ihnen bleiben und der sie nie verlassen noch versäumen werde, wenn auch Unterhirten von ihnen zu gehen hätten. Und sollte man selbst andere seiner Knechte für eine Zeit lang zu schweigen zwingen, so sei doch Gotteswort nicht gebunden, noch könne menschliches Verbot die mächtigen Wirkungen seines Geistes hemmen. Gott werde auch hier die Hoffnung seiner Feinde zu Schanden machen; werde der Welt offenbar werden lassen, sie seien nicht zu einem Menschen bekehrt, noch sei ihre Bekehrung Menschenwerk. Ich sei deshalb wie Paulus dort der guten Zuversicht, daß der in ihnen angefangen das gute Werk, der werde es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi. Das sei bei meinem Abschiede auch mein Trost. „Und nun, liebe Brüder, ich befehle Euch" — nicht Menschen,

wie weise, wie gut und mächtig sie auch sein möchten, sondern — „Gott und dem Worte seiner Gnade" — dem ewig treuen Bundes-Gott und Heiland, — „der da mächtig ist, Euch zu erbauen" — zu erhalten, zu gründen, vollzubereiten — „und zu geben das Erbe" — bei den Heiligen im Lichte, das ewige Leben — unter Allen, die geheiligt werden." Darum rief ich ihnen schließlich zu, was gilts, meine Lieben, ob wir auch heute dem Leibe nach getrennt werden, wir bleiben doch im Geiste vereint, fahren fort einander zu lieben und für einander zu beten. Und bleiben wir nur dem Herrn getreu, stehen fest, unbeweglich und nehmen immer zu im Werke des Herrn; sollten wir uns dann selbst auf Erden nicht wiedersehen, im rechten, ewigen Vaterlande droben, da treffen, da finden wir uns wieder. Wenn aber der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden, dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein: der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich.

Und siehe, wie die Textesworte von mir unter ähnlichen Umständen gebraucht wurden, wie sie dort von Paulo geredet worden waren, so wiederholte sich auch hier die dort geschilderte Scene: „Und als er solches gesagt, kniete er nieder und betete mit ihnen Allen. Es war aber viel Weinens unter ihnen Allen und fielen Paulo um den Hals und küßten ihn, am allermeisten betrübt über dem Wort, sie würden sein Angesicht nicht mehr sehen."

Die Welt aber freute sich auch hier und frohlockte. Gab sie sich doch auch hier der Hoffnung hin, nun werde bald der ganzen Sache der Garaus gemacht sein. Sei nur einmal erst der Verführer fort, so würden die Verführten ja

bald wieder zu Verstand und zu ihr zurückkommen. Zumal auch schon Mitte Juli meinem Bruder Friedrich ein Erlaß von Weimar zugegangen, durch welchen ihm das Abhalten von Versammlungen ebenfalls bei zehn Thaler Strafe untersagt worden war. Doch es war auch dies Mal wieder ein verfrüheter Jubel der Welt. Ja, es sollte offenbar werden, jene Pastoren, welche beim Anfang meiner Wirksamkeit über Gamaliels Worte gepredigt: „Ist der Rath oder das Werk aus Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen," hatten zu ihrem Text Gottes Worte gehabt und hatten in soweit die Wahrheit verkündigt — hatten somit ohne Wissen und Willen geweissagt.

Sollte man aber nicht erwarten, auch die Welt sei endlich überzeugt, das Werk sei nicht aus Menschen, sondern aus Gott, indem sie es in mehr denn dreißig Jahren, trotz allen nur möglichen Versuchen nicht hat dämpfen können? Oder welche Mittel, die man in diesem 19. Jahrhundert in Deutschland überhaupt anwenden konnte, hat man zur Ausrottung dieses Werkes nicht angewandt? Denn nachdem man, wie erwähnt, den Anführer durch allerhand Verfolgung und Bestrafung endlich vertrieben und ein Anderer den Platz eigenommen hatte, so wurden auch auf ihn diese Strafgesetze erstreckt. Als er aber überzeugt, er müsse Gott mehr gehorchen denn den Menschen, nicht schweigen konnte, aber auch die ungerechte Strafforderung nicht bezahlen wollte, so wurde er einige Male darob ausgepfändet. Ebenso sind manche andere Brüder im Weimarischen sowie in anderer Herren Ländern mit Geld sowie mit Gefängnißstrafe bedroht und belegt worden. Doch

diese Brüder haben den Kampf des Leidens, auch den Raub ihrer Güter mit Freuden erduldet; sie haben ausgeharrt, bis endlich die Hülfe aus Zion über Israel kam und der Herr sein gefangenes Volk erlöste. Die Regierung von Weimar schien sich zwar längst dieser Strafgesetze zu schämen, hatte daher auch aufgegeben, dieselben in Anwendung zu bringen und ließ die Brüder wieder unter Duldung gewähren, bis endlich im Jahre 1864 die liberale Parthei im weimarischen Landtage siegte, diese Gesetze beseitigte und Religionsfreiheit im Großherzogthume erklärte. Nothgedrungen folgte man nun auch bald darauf im Fürstenthume Reuß-Schleiz sowie im Herzogthume Sachsen-Altenburg diesem guten Beispiele nach. Die Erklärung der Religionsfreiheit ist freilich in all diesen Ländern noch mit vielen Schranken versehen. Wohl ist das Recht zu religiösen Versammlungen und Uebungen, sowie zur Organisation selbstständiger Kirchen constatirt; auch ist es einem jeden volljährigen Gliede der Staatskirche gestattet, seinen Austritt aus derselben bei dem respectiven Pastor zu erklären. Minderjährige können dasselbe nur mit Genehmigung der Eltern oder der Vormünder thun und haben eine Bescheinigung hierüber zu empfangen. Doch ist es keinem Diener einer selbstständigen Kirche gestattet, einem Gliede der Staatskirche, ehe es diesen Schritt gethan und seinen Entlassungsschein vorzeigen kann, die Sacramente zu ertheilen, noch sich amtlich beim Begräbniß desselben zu betheiligen.

Diese Beschränkungen nun waren selbstverständlich zum Schutz der Staatskirche, sowie zur Dämpfung außerkirchlicher Missionsbestrebungen ersehen. Und doch waren die

Wirkungen derselben fast in entgegengesetzter Richtung. Viele unserer Geschwister z. B. konnten Gewissenshalber nicht ferner das heilige Abendmahl in Gemeinschaft unbußfertiger Sünder und von den Händen rationalistischer, öfters Gott und seinem Volke feindlicher Prediger empfangen, sondern sie wollten dasselbe in Gemeinschaft der Gläubigen und von Dienern Gottes dargereicht genießen. Und erst nachdem man ihnen dieses Vorrecht als Glieder der Staatskirche nicht gestatten wollte, entschlossen sie sich zum Austritt aus derselben.

Mein Bruder Friedrich schrieb mir zur Zeit darüber: „Das Neueste, welches ich Dir mitzutheilen habe, ist: Am 15. Sept. 1869 ist die Bischöfliche Methodisten Kirche im Großherzogthum Sachsen-Weimar gegründet worden. Es wurde mir nehmlich vom Ministerium in Weimar vorgelegt, entweder die Abendmahlsfeier in unserer Gemeinschaft aufzugeben oder aus der Landeskirche auszutreten. Hierauf wurde ich deshalb vor das Pfarramt in Berga geladen und indem ich mich nicht für das Erstere erklären konnte, so bekam ich meinen Austrittsschein vom Herrn Pastor. Derselbe schärfte mir nun gleichzeitig ein, es sei mir, wie ich ja wisse, nicht erlaubt, irgend Jemanden seiner Gemeinde das heilige Abendmahl zu verabreichen, ehe es, wie ich, seinen Austritt aus derselben erklärt habe. Demzufolge machten sich sogleich noch zwölf Glieder von Rüßdorf und Waltersdorf, worunter auch meine Gattin sowie unser Bruder Christian nebst seiner Gattin waren, auf, holten sich beim Herrn Pastor ihre Austrittsscheine, wir gingen hierauf zusammen auf das Justizamt und ließen unsere Namen in das Dissidentenregister ein-

tragen. Unserem Beispiele werden bald andere Geschwister auch an andern Orten nachfolgen und somit werden wir ehelang eine Anzahl selbstständige Gemeinden gründen. Daß dieses aber großes Aufsehen erregt, kannst Du Dir wohl denken. Selbst die Herren Pastoren schienen darüber erschrocken zu sein. Sie scheinen nicht erwartet zu haben, daß wir in der Sache Ernst machen würden, sondern vielmehr, wir würden uns auch dies Mal wieder einschüchtern lassen. Doch wir fühlten uns unter diesen Umständen gerechtfertigt zu diesem allerdings so wichtigen Schritt, fühlten uns selbst verpflichtet, von der nun gewordenen Freiheit Gebrauch zu machen. Ja, wir danken Gott, daß uns endlich doch die Freiheit geworden ist, ihn unbehelligt nach unserer Gewissensüberzeugung verehren und anbeten zu können.

Nun ist zwar die Bisch. Meth. Kirche im Großherzogthum Sachsen-Weimar gegründet, doch nun bedürfen wir auch geeignete, geräumige Häuser der Anbetung. Wir sollten, wenn nun das Werk des Herrn gedeihen soll, vor der Hand wenigstens eine Kirche haben. Aber wie eine solche bei der so großen Armuth der meisten unserer Glieder bekommen? Nun wir vertrauen auf den gnädigen Gott. Er hat uns ja bisher geholfen und wird uns auch weiter, auch in diesem helfen u. s. w."

Und siehe, der Herr hat die Brüder in diesem ihrem Vertrauen auch nicht zu Schanden werden lassen. Gelang es ihnen doch mit der äußersten Anstrengung ihrer eigenen Kräfte, sowie durch etwas Zuschuß aus der Missionskasse noch im selben Monat, am 30. September 1866 in die erste Kapelle in Sachsen, errichtet in Dörtendorf, einzuzie-

hen. Während sie gewürdigt waren, sonderlich durch die lieben Geschwister hier zu Lande am 17. Oct. 1869 die erste Bisch. Meth. Kirche erbaut in Waltersdorf zum Dienste des Dreieinigen Gottes einzuweihen. Daß aber, wie mir mein Bruder schrieb, vornehmlich dieser letzte Tag ein großer Jubeltag für unsere Mission in Sachsen war, glauben wir gerne. Mehr denn sechshundert der Geschwister und Freunde hatten sich aus Nah und Fern zum Feste eingefunden und in das schmucke Kirchlein gedrängt. Freude strahlte auf jedem Angesichte, während Dankgefühle jede Brust bewegten. Wie noch nie zuvor erschallten an diesem Tage die Lobgesänge und Dr. Jacoby redete so ganz aus den Herzen der versammelten Menge, als er in seiner Einweihungspredigt über die Textesworte sprach: „Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich." Kräftig aber offenbarte sich der Herr seinem Volke durch sein Wort sowie im Brodbrechen als auch im Liebesfeste. Und fünfzehn entschlossen sich an diesem Tag, ihr Loos mit Gottes Volk zu werfen.

Langsamer und kärglicher noch ging es aber mit Gewährung der Religionsfreiheit im Königreich Sachsen her. Unter großen Hindernissen und schweren Verfolgungen breitete sich das Werk dennoch hier, sonderlich in dem Elsterthale hinauf nach Elsterberg und Plauen bis an die baierische Grenze aus. Hier zu Lande durften unsere Prediger in ihren Versammlungen für viele Jahre wohl singen und beten, aber keine Vorträge halten; während ihnen im Königreiche Baiern gerade im Gegentheil gestattet war zu predigen, aber nicht zu singen, noch zu beten. Als ich dieses vernahm, kam mir unwillkürlich der Ge-

danke: Schade nur, daß unsere Brüder ihre Versammlungen nicht gerade an der Grenze dieser beiden Königreiche entlang abhalten können, sonst könnten sie ja in dem einen Lande das Singen und Beten und im andern das Predigen verrichten.

Erst ums Jahr 1870 sah man sich im Königreiche Sachsen genöthigt, der Bisch. Meth. Kirche staatsrechtliche Anerkennung zu gewähren. Doch muß sich jede einzelne Gemeinde oder Bezirk diese Anerkennung beim Cultusministerium in Dresden einholen. In diesen Gemeinden dürfen dann wohl unsere Prediger alle kirchlichen Funktionen verwalten, dürfen aber nur Solchen, welche zuvor ihren Austritt aus der Staatskirche erklärt haben, Zutritt und Theilnahme gewähren. So ereignete es sich selbst, als im Jahre 1877 unser Bischof, W. L. Harris, unsere Missionen in Deutschland besuchte, somit auch ins Königreich Sachsen kam, daß man ihm als Ausländer das Predigen auch selbst in unsern Gemeinden nicht gestatten wollte. Wie spitzten aber wohl diese Rathsherren die Ohren, als der Bischof ihnen erklärte, er sei soeben auf einer Reise um die Welt begriffen, habe bereits die Missionen unserer Kirche in den heidnischen Ländern China und Indien, sowie in dem muhamedanischen Bulgarien, als in dem katholischen Italien besucht und habe überall, selbst in der Residenzstadt des Pabstes, in Rom, das Evangelium frei und offen verkündigen dürfen; er sei daher höchlichst erstaunt, daß man ihm dieses im lutherischen Sachsen, der Wiege des Protestantismus verbieten wolle.

Daß aber viele der lieben Geschwister, sonderlich der wohlhabenderen durch diese mannigfaltigen Bedrückungen

und oft so schweren Verfolgungen den Wanderstab ergriffen und nach dem Lande der Freiheit hinüber kamen, war wohl um des Werkes willen zu bedauern, doch war es nicht zu verwundern. Und nicht Wenige durften ja während dieser Zeit allem Erden-Leid und Wehe Valet sagen, durften ihr Pilgerkleid ablegen und ins Land der wahren Freiheit, der ewigen Ruhe einziehen.

Daß nun aber bei alledem unser Werk in Sachsen noch fortbesteht, jetzt fester als je gegründet ist und wenn auch langsam, sich dennoch ausgebreitet hat, das ist fürwahr vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen.

Die Statistiken unserer Conferenz von Deutschland und der Schweiz vom Jahre 1881 berichten darüber:

Bezirke.	Prediger	Local-Prediger	Einnehmer	Probe-Glieder	Volle Glieder	Kirchen	Predigtplätze	Sonntagschulen	Schüler
Zwickau	2	...	2	81	157	...	10	5	285
Schwarzenberg	1	...	1	144	72	...	9	...	.....
Chemnitz	1	...	1	94	66	...	10	...	.....
Plauen	1	...	1	97	110	1	9	3	100
Langewetzendorf	1	..	1	23	167	2	10	3	75
Leutenburg und Schleiz	1	...	1	17	88	1	13	3	90
Waltersdorf	1	3	1	24	139	1	8	1	40
Summa	8	3	8	480	799	5	69	15	590

So erfreulich nun unter eben erwähnten Umständen diese Berichte auch lauten, so ist doch sehr zu bedauern, daß unsere Conferenz drüben nicht im Stande war, auch dieses Werk, seitdem in den verschiedenen Ländern Religionsfreiheit gewährt worden, nach Bedürfniß zu besetzen

und zu betreiben, sonst würde sich dasselbe noch um ein Bedeutendes weiter ausgebreitet haben. Erfreulich ist es daher zu vernehmen, was unsere Kirche auch hier versäumt, das sucht der Herr durch andere nachzuhelfen. So hat die Evangelische Gemeinschaft bereits eine Mission in Dresden, sowie eine andere in Eisenach, während die Vereinigten Brüder Kirche eine recht blühende im Fürstenthum Reuß-Schleiz hat.

Es dünkt mich aber nun, ich dürfte mich der Hoffnung hingeben, durch diese meine Mittheilungen über den Anfang und Fortgang unserer Mission in Sachsen einem jeden vorurtheilsfreien und gerechtigkeitsliebenden Leser zur Genüge dargethan zu haben, wie grundlos und ungerecht die Anschuldigung unserer Gegner ist, unsere Missionare seien als unberufene Eindringlinge mit der Absicht nach Deutschland gekommen, die Staatskirche daselbst niederbrechen zu helfen, um auf die Trümmern derselben die Bischöfliche Methodisten Kirche aufzubauen, und habe im Gegentheil bewiesen, wir kamen vom Herrn berufen, um an dem so nöthigen Aufbau seines Reiches daselbst zu helfen. Wer wollte, wer könnte es aber nun den Brüdern verargen oder sie darob beschuldigen, daß sie, sobald es ihnen gewährt wurde, selbstständige Methodisten Gemeinden gründeten? Haben ja die Behörden und Diener der Staatskirche unsere im guten Glauben dargereichte Hand, innere Mission betreiben, Seelen retten zu helfen, entschieden abgewiesen, haben uns direct und undirect dafür zu verfolgen gesucht, so daß den Brüdern, um nach ihrer Gewissensüberzeugung Gott dienen und ihre Mission erfüllen zu können, endlich kein anderer Schritt übrig blieb.

Die Geschichte unserer Mission in Sachsen aber ist thatsächlich die Geschichte unserer gesammten Mission in Deutschland. Wie es uns daselbst erging, ist es unsern Brüdern anderer Orten ergangen. Daß daher heute fast in allen Ländern Deutschlands die Bischöfliche Methodisten Kirche selbstständig dasteht und wirkt, haben die respectiven Staatskirchen hauptsächlich ihren Behörden und Dienern zu verdanken. Und dasselbe gilt auch wohl bezüglich anderer kirchlichen Gemeinschaften, z. B. der Wesleyaner Methodisten, der Evangelischen Gemeinschaft, sowie der Vereinigten Brüder in Christo.

Doch die Methodisten Kirche besteht nun zu Recht in Deutschland. Sie ist kein Problem mehr, sondern bereits ein Factum geworden, und sie wird darum bleiben. Sintemal auch vor Gott kein Ansehen der Person gilt, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, ihm angenehm ist; Er, der Herzenskündiger, es dem Aufrichtigen gelingen läßt; und Er daher den Brüdern ob dieses Schrittes nicht wie ihre Gegner zürnt, sondern ihnen vielmehr nach wie vor sein gnädiges Wohlgefallen genießen läßt; ihnen einen Sieg nach dem andern giebt, daß man sehen muß, der rechte Gott sei zu Zion.

Wäre es deshalb nicht zeitgemäß und weise für die Behörden nnd Diener der Staatskirchen Deutschlands, diese Thatsachen anzuerkennen und den Rath Gamaliels zu beherzigen: „Laßt ab von diesen Menschen und laßt sie fahren, auf daß ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten wollen."

Wann wird doch die Zeit kommen, wo der Geist Christi, welcher ja der Geist des Friedens und der Liebe ist, auch

unsere deutschen Kirchen und sonderlich die Diener derselben mehr durchdringen, erfüllen und regieren wird? Wohl verspürt man hie und da sein sanftes Säuseln; Manche werden davon angehaucht und wie trefflich können sie da von der Herrlichkeit der „einen heiligen, christlichen Kirche, der Gemeinschaft der Gläubigen" reden und schreiben, wie wunderschön dieselbe besingen. Doch warum werden diese köstlich schönen Theorien und Poesien nicht mehr praktisch ausgeführt? Warum läßt man sich wohl von diesem Geiste und Sinn Christi im Kämmerlein und Privatleben, aber nicht ebenso in der Oeffentlichkeit und im Amte beseelen und regieren?

Möge der Tag auf Sturmesfittigen herbei eilen, in welchem die bereits angeführte Poesie des Prälaten von Gerok zur allgemeinen Wirklichkeit wird. Ich stimme ihm aus tiefstem Herzen in seinem Schlusse bei:

„So wuchert still mit euren Pfunden,
Bis daß der Meister kommt nach Haus,
Und kauft die kurzen Gnadenstunden
Für ew'ge Freudenernten aus;
Der hat dem Herrn wahrhaft gehuldigt,
Der seinen Dienst am treusten übt,
Doch, daß ein Knecht den andern schuldigt,
Das ists, was Christi Geist betrübt.

Laß zwischen dein und meinem Hirten
Nicht ferner Zank und Hader sein,
Ist doch um alle zu bewirthen
Die große Erde nicht zu klein!
Ist doch kein bittres Haderwasser
Das süße Evangelium,
Kein Leibgericht für Bruderhasser
Des Liebesmahls Mysterium.

O sieh die Thorheit deiner Freunde,
Erhabenes Haupt, mit Mitleid an,
Und bau dir selber die Gemeinde
Nach deinem ew'gen Meisterplan;
Und hältst du mit verklärten Seelen
Die himmlische Kommunion,
Dann laß auch unsern Feind nicht fehlen
Zur großen Brüderunion!"

LIBRARY OF CONGRESS

0 010 232 507 2